







Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker † Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 1/2 **Düren,** Januar 1931 51. Jahrgang

Was wir hoffen und erstreben.

Von H. Müller, Barby.

Unsere Zeitschrift beginnt nun ihren 51. Jahrgang. Wir bitten alle Leser, uns treu zu bleiben und uns nach Möglichkeit bei der Verbreitung und dem weiteren Ausbau der Zeitschrift behilflich zu sein. Was uns in Hoffen und Ringen eint ist das Schicksal der Tausende, die auf unsere vielseitige Hilfe zählen und deren starker Lebenswille uns immer wieder zu erneuten Anstrengungen ermutigt und uns hoffen läßt, daß unsere Arbeit wie bisher auch in Zukunft nicht ohne Erfolge bleiben wird.

Wenn schon unser Blick sich heute auf zukünftige Zeiten richtet, so geht doch mit uns, was irgend jemand „urtümliche Bindungen" genannt hat. Wir sind gebunden an unser Volkstum mit seinem Geschick, an alles, was uns in deutscher Sitte, deutschem Denken und deutschem Schaffen nährt. Wer uns glauben machen möchte, das alleinige Ziel unserer Lebensarbeit müsse „die Summe des größtmöglichsten Glückes der größtmöglichen Zahl" sein, dem wollen wir dazu setzen, daß es deutsche Wesensart ist, über alle äußere Wohlfahrt die inneren Werte Treue, Verantwortung, Dankbarkeit, Liebe und Glauben zu setzen. Mit diesen Werten aus deutschem Gemüt wird auch künftig die Blindenwohlfahrt voranschreiten, ohne sie verarmen und verkommen.

Aber echtes Menschentum gedeiht nicht unter zunehmender wirtschaftlicher Verarmung. Wir sind auch gebunden an das wirtschaftliche Geschick unseres Volkes. Alle die Bedrängnisse und Nöte, unter denen das deutsche Volk seit dem Weltkriege leidet, werden auch unsere Arbeit für die Blinden noch lange Jahre hin-

durch schwer erschüttern. Wollte Gott, wir würden aus dem Wirrwarr der Weltwirtschaft, die eine Welt miß wirtschaft geworden ist, recht bald erlöst — befreit von dem Wahnsinn, daß man lieber tausende und abertausende Zentner Gemüse auf den Feldern verkommen läßt, weil es „nicht lohnt", sie abzuernten, während auf der anderen Seite Millionen Menschen hungern — befreit von dem Produktionstaumel, der die Menschen bei immer mehr beschränkten Absatzmärkten unter einer maßlosen Produktion über den Bedarf hinaus geradezu verschüttet. Wird der blinde Handwerker durch Monopole daraus gerettet werden können? Das hieße wohl zugleich, alle Berufsausbildung allein auf Monopolarbeit zu richten und sich bei dem Vordringen in andere Erwerbszweige von allen Seiten darauf zurückverweisen lassen zu müssen. Demgegenüber hoffen wir auch in der zukünftigen Wirtschaftsentwicklung auf mehr Bewegungsfreiheit in der Berufswahl und Erwerbsertüchtigung. Dabei wollen wir an das Wort von Oberbürgermeister Dr. Jung denken: „Auf keinem Gebiete der Berufswahl ist die zielbewußte Mitarbeit der Lehrerschaft so dringend notwendig, wie bei der Gestaltung des Berufsschicksals der Blinden." Deshalb werden wir unseren Blick dauernd auf die wirtschaftlichen Bewegungen zu richten haben und werden mit denjenigen noch enger in eine Front rücken müssen, die die Wohlfahrtspflege gegenüber der Wirtschaft verteidigen und darauf hinarbeiten, daß „Staatssteuer und Sozialpolitik, Caritas des Einzelnen und Stiftung der Gruppen alles Eigentum sozial — also für alle Volksglieder fruchtbar machen", wie es die Verfassung fordert: „Eigentum verpflichtet; sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste."

Wir sind gebunden an das Schicksal unseres Staates. Die Entwicklung unserer Blindenschulen, Ausbildungsstätten und Fürsorgeunternehmungen wird wesentlich abhängen von dem Ausbau der reichseinheitlichen Staatsverwaltung und — von der Gesundung des politischen Parteilebens. Wer möchte nicht wünschen, daß in den kommenden Jahren an Stelle des heute so zerrissenen, zerklüfteten Volkslebens ein starker Volksgeist wirke, der jede Volksnot zu bannen vermag. Heute ist das Gedeihen des Staates leider nicht anders zu sehen als gehemmt unter dem Drucke der Auslandsmächte. Jedermann weiß, daß wir Deutsche jeden auch nur angedeuteten Weg internationaler Verständigung willig zu gehen versuchen und doch unter den weltpolitischen Machtgebilden seufzen, weil wir nicht von ihnen geschont werden. Sollte da in nächster Zukunft auch nur die geringste Hilfe für unsere notleidenden deutschen Blinden auf internationalem Wege erwartet werden können? Es sei denn, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika brächte es fertig, daß die Tributzahlungen des Deutschen Reiches um soviel Millionen und unter der Bedingung herabgesetzt würden, daß Deutschland seinen Blinden eine Blindenrente schaffen kann. Wird er? Wohl kaum. Darum müssen wir die Kräfte für eine nachdrückliche Hilfe an unseren blinden Volks-

genossen im eigenen Staate einsetzen. Auch hier wollen wir mit den Blindenverbänden Seite an Seite stehen.

Wir sind gebunden an die Gestaltung und Durchführung der sozialen Gesetzgebung. Das nun geltende Fürsorgerecht hat die Blindenwohlfahrt einen erheblichen Schritt weiter gebracht. Es wird darauf ankommen, seine Bestimmungen noch viel mehr für die Erwerbsbefähigung und Arbeitsbeschaffung zu nützen. Fürsorger und Fürsorgerinnen der öffentlichen Fürsorgestellen werden hoffentlich noch eine gründlichere Kenntnis der wirklichen Verhältnisse im Blindenwesen bekommen durch eingehendere örtliche Belehrungen, als es durch die von einigen Landesverwaltungen in dankenswerter Weise schon veranstalteten Vortragsreihen geschehen kann. Von der neuen Gestaltung der Wohlfahrtsschulen dürfen wir auch für die Blindenfürsorge ersprießliches erwarten, wenn zur gegebenen Zeit auch geeignete Kräfte aus unseren Reihen zur Lehrtätigkeit herangezogen werden. Hoffentlich wird die nächste Zukunft den Blinden die reichsgesetzliche Blindenrente bescheren. Dann liegen die Zukunftsaufgaben in der Arbeitsfürsorge für Blinde vermutlich nicht in der Richtung geschlossener Arbeitsheime, sondern mehr in der Richtung auf Siedlungen für Blinde oder solche Familien, die sich zur Aufnahme Blinder verpflichten, gruppiert um eigens für sie hergerichtete fabrikmäßig und kaufmännisch aufgezogene offene Arbeitsstätten. Die „Auflockerung" der Städte und die außerordentlichen Verkehrsmöglichkeiten werden solchen Unternehmungen günstig sein. Sie werden aber weit mehr getragen sein von dem Helferwillen freier Wohlfahrtsverbände als von staatlicher Fürsorge, deren Grenzen schon heute deutlich erkennbar sind. Dann wird unser Mühen hoffentlich noch mehr dahingehen, wie den Blinden neben ihrer eigentlichen Berufsarbeit Lebensinhalte beschert werden können, die etwas anderes sind als Befriedigung notwendigster leiblicher Bedürfnisse. Diese unsere Sonderaufgaben werden sich um eine allgemeine ethische Lebensführung gruppieren. Wem der Zusammenhang dieser Gedanken sonderbar erscheint, dem sei gesagt, daß eine soziale Gesetzgebung nichts ist, ohne soziales Schwingen der Seelen der Einzelnen, die unter den Gesetzen leben.

Wir sind gebunden an die Eigenart der Menschen, auf deren Wohl unsere eigene Berufsarbeit abzielt. Je nachdrücklicher wir betonen, daß für uns Blindenlehrer die Grundlage aller Blindenwohlfahrt eine sorgfältige Schulung, Erziehung und Ausbildung der blinden Jugend bleibt, weil wir nur so ihre Eingliederung in das wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Volksleben zuversichtlich durchführen können, um so klarer müssen wir auch die Grenzen sehen, die unserem bewußten erzieherischen Handeln sowohl durch die jedem Menschen eigenen Kräfte wie auch durch die von uns unbeeinflußbaren Lebensbeziehungen gesetzt sind. Wir halten auch daran fest, daß die beste Erziehung jene ist, die einen festen, gesunden Grund legt zur Selbsterziehung. Aber

niemand bezweifelt, wie wenig die Erziehung mit irgend einem Abschnitt des Lebens als abgeschlossen gelten kann. Das ist der Gedanke, der hinter der Erwachsenenbildung steht. Wir sind auch darin zu jedem Hilfsdienst bereit.

Nachdem wir vereint mit den Blindenverbänden auf den Blindenwohlfahrtskongressen den Weg in die breite Oeffentlichkeit gegangen sind, von dem wir ganz gewiß nicht abbiegen wollen, wird aber gerade unser Kreis der Blindenanstaltsleiter und -lehrer seine Zukunft wieder mehr im Zeichen der Intimität sehen müssen. Das soll nicht heißen, von den Blindenverbänden formell oder gar grundsätzlich abrücken — durchaus nicht, es heißt nur für uns, noch enger zusammenrücken. Aus mehr als einem Grunde wird das nötig sein.

Direktor Mohr hat vor 25 Jahren nach einer Blinden-Psychologie gerufen. Für die in den letzten Jahren uns geschenkten psychologischen Arbeiten sind wir herzlich dankbar. Aber werden wir uns zukünftig nicht mehr hüten müssen, die psychologische Forschungsarbeit zu überschätzen und allzu früh pädagogisch zu wenden, um nicht dem Irrtum zu verfallen, als sei unser erzieherisches Tun allein durch das Verständnis für den seelischen Funktionszusammenhang ausreichend gegründet und gesichert? Gewisse Prägungen mögen von ganz gesunder Abstammung sein, aber „das seelische Anderssein", das „reiche Innenleben" und Aehnliches darf nicht für unser pädagogisches Leben kritiklos übernommen werden. Wir hoffen, daß auch künftig der stärkste Einfluß auf Theorie und Praxis der Blindenerziehung von weltanschaulich starken Erzieherpersönlichkeiten ausgehen wird.

So wie unsere Erziehertätigkeit keinen anderen Sinn haben kann als den, unsere blinde Jugend zur rechten Freiheit der Selbstbestimmung zu führen, so kann auch nur ein gründlich vorgebildeter Nachwuchs für den Blindenlehrerberuf die rechte Freiheit der Entwicklung der Blindenanstalten gewährleisten. Für die vom Deutschen Blindenlehrerverein an zuständiger Stelle vorgelegte Denkschrift, die unsere Wünsche über die Ausbildung zum Blindenlehrerberuf enthält, glauben wir sowohl bei den Ministerien wie auch bei dem Verbande der Provinzen auf volle Würdigung rechnen zu dürfen.

Von dem Verbande der Provinzen erhoffen wir gemeinsam mit dem Verbande der Anstalten eine schrittweise anderweitige Aufteilung und Spezialisierung der Aufgaben sämtlicher preußischer Anstalten. Die Sammlung der Schwachbegabten und geistig Annormalen in Schul- und Pflegeansalten an besonders geeigneten Plätzen, die allmähliche Lösung der Berufsausbildungsstätten von den Blindenschulen, die Propagierung der Schulen für sehschwache und sehgefährdete Kinder sind lang gehegte und immer noch berechtigte Wünsche.

Es ist uns in letzter Zeit die Frage der Auflockerung des

Internats in Blindenanstalten nahegelegt. Versuche sind erwünscht. Sie werden zeigen können, wieweit Gruppenbildungen unter erzieherischen Leitgedanken prophylaktisch gegen kranke Stellen des Anstaltskörpers eingesetzt werden sollten. Sie werden uns zwingen, den tieferen Fragen nachzugehen: wie eine Gruppe dahingebracht wird, daß sie solche Charaktere tragen lernt, die ihr zugeteilt werden; was aus den jungen Menschen wird, die am liebsten keine Gruppe haben möchte; ob das Charakterologische das Gemeinschaftsbauende ist; was von einer Aufteilung der Schulklassen in fachliche Arbeitsgruppen zu erwarten sei, wieweit die praktische Erziehungsfürsorge durch die Jugendgruppen Sehender genützt werden kann. — Wir sehen unsere Schüler und Schülerinnen über die geistige Ebene ihres heimatlichen Umganges mehr oder weniger weit hinaus aufsteigen und müssen es hin und wieder erleben, daß sie nach der Entlassung aus der Anstalt und Rückkehr in die Heimat sich fremd und unverstanden fühlen. Tragen wir da Schuld, weil wir ihnen mehr gaben als nötig war? Sollten diejenigen recht haben, die fordern, daß die blinde Jugend am besten in der ihr gewohnten Umgebung aufwächst und darum in Familien außerhalb der Anstalten untergebracht werden müßte? — Wie aber, wenn es uns nach unseren pädagogischen Erwägungen wichtiger erschiene, die Blindenschule aus der Stadt hinaus aufs Land in eine reiche Umwelt zu verpflanzen und dabei zugleich die Schule schlicht und ohne Sucht nach bestem „Komfort" einzurichten? Wenn wir das Wesentlichste unseres Erziehertums darin sähen, selbst mit unseren Jungen und Mädchen zu leben, zu arbeiten und zu spielen? Auch darauf könnten uns künftige Versuche die rechte Antwort geben. In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, daß die Auswahl und Ausbildung des Pflege- und Hilfspersonals in Blindenanstalten fast wie Neuland vor uns liegt. Zum mindesten dürfte ein laufender Erfahrungsaustausch nicht vernachlässigt werden.

Um der freien Entwicklung der Blindenschulen willen möchte man wünschen, es bliebe uns noch länger erspart, dem immerhin schon einheitlich durchgeführten Unterricht in allen Blindenschulen auch durch gemeinsame Richtlinien, die verpflichtend wären, Ausdruck zu geben, wie es bei den Taubstummenschulen geschehen ist, für die das Preußische Unterrichtsministerium in enger Zusammenarbeit mit Taubstummenlehrern und Direktoren Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen festgelegt und durch Ministerial-Erlaß vom 17. 12. 1929 verordnet hat. Sie werden aber wohl auch für die Blindenschulen nötig, weil die schon vor 10 Jahren auf der Reichsschulkonferenz geäußerte Meinung von der strittigen Stellung der Blindenschule durch Rechtsurteile geklärt werden soll und ihre Eingliederung in das allgemeine Unterrichts- und Erziehungswesen geschehen muß.

Hinsichtlich der Ausstattung unseres Unterrichtes mit Lehr-, Unterrichts- und allerlei Behelfsmitteln dürfte es immer dringlicher werden, daß wir uns zusammenfinden im endgültigen,

unnachsichtigen Ausscheiden alles dessen, was sich mit den Grundsätzen des Blindenunterrichtes nicht verträgt und was überflüssig ist. Mit Recht ist schon von anderer Seite betont, daß uns dafür von tüchtigen Fachpsychologen und Praktikern die beste Wegweisung gegeben ist. Uns will scheinen, als stünden wir schon jetzt vor einem Ueberangebot aus eigenwilligen Unternehmungen. Wen sein erfinderisches Wesen drängt, der sollte wenigstens als erstes sich sorgfältig umschauen nach dem, was es bereits gibt, und prüfen, ob das sogenannte „dringende Bedürfnis" wirklich unbestreitbar vorliegt.

Das neue Lesebuch für Blindenschulen wird bald vollständig gedruckt vorliegen. Es wird uns ein gutes Stück Weges in die Zukunft begleiten. Wünschenswert bleibt noch die laufende Ergänzung gemeinsam ausgewählter Sachlesehefte und die Herausgabe periodisch erscheinender Volkswirtschaftsblätter in Punktdruck zur unterrichtlichen Verwendung.

Wenn wir an die Herausgabe eines Handbuches für die Erziehung und den Unterricht der Blinden herangehen, dann hoffen wir auf ein grundlegendes Werk, an dem jeder Kollege nach besten Kräften mitarbeiten wird. Sammeln wir uns insbesondere um diese Arbeit, so werden wir anderseits laufend zu prüfen haben, was aus der allgemein-pädagogischen Bewegung auch für die Blindenschule genützt werden kann.

Eine Darstellung der Geschichte des Blindenwesens ist schon mit den beiden außerordentlich wertvollen Werken von Kretschmer (Geschichte des Blindenwesens vom Altertum bis zum Beginn der allgemeinen Blindenbildung) und Dr. Bauer (Johann Wilh. Klein und die historischen Grundlagen der deutschen Blindenpädagogik) begonnen. Wir hoffen nun auf einen Historiker, der die Arbeiten fortführt und uns von der „Gründung der ersten Blindenanstalt der Welt" an bis auf die Gegenwart die „historischen Gelenkpunkte" unter allseitiger Würdigung der mannigfach wechselnden und sich ablösenden geistigen, wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Verhältnisse heraushebt und die bisherige Entwicklung wertet.

Wenden wir den Blick aus unserem Kreis wieder auf das Ganze. Wir werden die Tätigkeit der nun gefestigten Organisationen im deutschen Blindenwesen aufmerksam verfolgen. Der Segen einer guten, echten Organisation ist nicht zu bezweifeln. Aber echt ist sie nur, wenn sie dem wertvollen Zweck, für den sie geschaffen ist, ganz unmittelbar dient und nicht mehr Mittel für ihre Selbsterhaltung verbraucht als „lebensnotwendig" ist. Hüten wir uns vor zuviel Organisiererei. Die Zukunft wird uns zwingen, zwischen überflüssigen und notwendigen Vereinigungen und Tagungen unnachsichtlich zu scheiden und auch das Reisen, Reden und Aktenschreiben zu „rationalisieren" und unter „Notverordnungen" zu stellen.

Und nun zum Anfang zurück. Ein Wort über die Zukunft un-

serer Zeitschrift. Ihr Fortbestehen hängt selbstverständlich zu einem großen Teil von den Entscheidungen ihres Verlegers und Besitzers ab. Es wird den Lesern nicht immer aufgefallen sein, daß in letzter Zeit einige Nummern mit mehr als 24 Seiten herausgekommen sind. Das war nur durch das Entgegenkommen des Verlags möglich. Wir dürfen gewiß auch fernerhin auf solches Entgegenkommen rechnen. Weiter handelt es sich aber um die Mitarbeiter- und Leserkreise. Den innersten Kreis bilden die Mitglieder des Deutschen Blindenlehrervereins. Sie werden in erster Linie dazu berufen sein, für die Leserschaft im Ganzen sachkundig und gründlich abwägend zu schreiben und zu handeln, wenn uns die Zukunft Veränderungen bringen sollte. Dabei ist es wohl gleich wertvoll, wenn Anstaltsleiter über pädagogische, und Lehrer über Fürsorgefragen sprechen oder umgekehrt. Unmöglich sollte es sein, daß sie irgend einem Teilgebiet des Blindenwesens gleichgültig oder verständnislos gegenüberstünden. Darum fällt auf sie in erster Linie alles, was an Zukunftsentscheidungen zu erwarten ist. Die nächsten, auf die wir zählen, sind die anderen Lehr- und Erzieherkräfte an den Anstalten. Nicht nur als Leser, auch als Mitarbeiter, die aus ihrer Schulung und praktischen Arbeit heraus hier vieles klären und verteidigen könnten. Unsere Zeitschrift verträgt alle Meinungsgegensätze. Wir erhoffen von dieser Mitarbeit eine günstige Wirkung auf das Ganze. Sehr vermißt haben wir bisher die Mitarbeit aus den Dezernaten für die Blindenanstalten. Unsere Zeitschrift ist noch nie ein Kampfblatt gegen Behörden gewesen. Sie kann und wird es auch nie werden. Je einheitlicher das deutsche Blindenwesen wird und je näher die oben angedeuteten Organisationsaufgaben rücken, um so wertvoller und wichtiger wird der sachliche Gedankenaustausch der Beteiligten. Wir verstehen eine gewisse Reserve der Behördenstellen wohl. Aber wenn die Herren Dezernenten mit Abgeordneten, die oft recht herzlich wenig von unseren Dingen verstehen, sich darüber ziemlich ausgiebig öffentlich unterhalten müssen, dürfte wohl unsere Bitte um Mitarbeit in unserer Fachzeitschrift nicht vordringlich erscheinen. Wir würden diese Mitarbeit freudig und dankbar begrüßen. Die Blindenorganisationen haben gleichlaufend mit ihrem Ausbau auch neue eigene Zeitschriften geschaffen. Wir laden trotzdem Frauen und Männer aus ihren Reihen zum Gedankenaustausch über grundsätzliche und allgemein bedeutungsvolle Fragen auch in unserer Zeitschrift ein. Wir würden auch bei der zunehmenden Beachtung, die unsere Zeitschrift erfährt, die Mitwirkung bisher uns zumeist fernstehender und doch für die Blindensache stark interessierter Autoren lebhaft begrüßen.

Schließlich noch ein Wort, das ich an Stelle des „Wir" als Schriftleiter an meine Freunde persönlich richten möchte. Mir ist dies Amt noch weiter anvertraut worden. Von einem etwaigen jährlichen Wechsel in der Schriftleitung wie in früheren Jahren ist bisher noch nicht gesprochen worden. Der Rückblick von Kollege Schmidt in der Dezember-Nummer hat auch an die Bedeutung er-

innert, die der Wechsel für die deutlichere pädagogische Färbung unserer Zeitschrift haben würde. Ich habe mit meinem obigen Ausblick auf die Zukunft abrißartig sagen wollen, daß ich, obwohl ich selbst überwiegend pädagogisch eingestellt bin, die Entwicklung unserer Zeitschrift zu einer nur pädagogischen nicht gutheißen könnte. Der Gedanke über die „Intimität" unserer Arbeitsaufgaben besagt nichts Gegenteiliges. Wenn aber der Deutsche Blindenlehrerverein „unsere Zukunft" anders sehen sollte, dann wird es Zeit, Entscheidungen zu treffen. Eine Person darf kein Hindernis für notwendige oder doch sehr erwünschte Veränderungen sein. Die Freundschaft und Gemeinschaft mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, für die ich dankbar bin, hindert mich nicht, die Kehrseite zu erkennen.

Schritte in die Zukunft sollen nach Möglichkeit „Fortschritte" sein. Mit dem herzlichen Dank an alle bisherigen Mitarbeiter und Helfer verknüpfe ich noch einmal die Bitte, auch fernerhin zu helfen, frühere Gedanken, Anregungen und Vorschläge aufzunehmen, zu prüfen und neue anzusetzen, damit alles, was diese Zeitschrift künftig treibt, begehrt und erstrebt, für die Blinden segensreich werde. Mit Gottes Hilfe voran!

*

Der 3. Blindenwohlfahrtskongreß aus der Vogelschau.

Mancher wird bei dieser Ueberschrift denken, ich wollte hier schildern, wie sich der Kongreß und seine Besucher von dem erhöhten Präsidentensitze aus ansehen. Sicherlich würde das für einen intimeren Kreis eine unterhaltsame Erörterung geben. Hier meine ich aber mit der Betrachtung aus der Vogelschau zweierlei: zum ersten, daß man jetzt dem Kongreß gegenüber schon einen gewissen, ich möchte sagen geschichtlichen Abstand gewonnen hat, der bekanntlich für ein klares Urteil Vorbedingung ist; zum zweiten, daß ich jetzt manches sagen möchte, was ich als Kongreßpräsident gedacht, aber ungesagt gelassen habe, da diese Stellung dem Inhaber immer eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, sei es aus Rücksicht auf die — wie auf jedem Kongreß — so auch diesmal wieder — im Verhältnis zur Redelust, viel zu knappe Zeit, sei es aus der Absicht heraus, den Kampf der Geister, den man von oben aus in die rechten Bahnen leiten soll, nicht noch mehr zu schüren.

Wenn ich nun nachträglich noch das Wort nehme, so habe ich wenigstens den großen Vorteil, daß man mir die Redezeit nicht verkürzen und mich nicht durch Schlußrufe am Reden hindern kann.

Auf den Kongreß Vogelschau haltend, kann man in Anbetracht des überaus starken Besuches und des durchaus würdigen Verlaufs wohl behaupten, daß diejenigen nicht recht behalten haben, die in

allzugroßem Pessimismus von der Abhaltung des Kongresses überhaupt abraten zu müssen glaubten. Die Vorbereitung der Kongresse wird eben immer verzögert dadurch, daß die aufgestellten Termine nicht innegehalten werden. Es wäre aber durchaus falsch, die nachträglich eingereichten Anträge rigoros zurückzuweisen, denn die besten Gedanken kommen erfahrungsgemäß immer erst in letzter Stunde. Allerdings sollte in Zukunft jeder Kongreßteilnehmer das Bestreben haben, dem St. K. A. die Vorbereitung des Kongresses durch Pünktlichkeit zu erleichtern.

An der Zahl der Beschlüsse gemessen, könnte man den letzten Kongreß als den ergebnisreichsten bezeichnen. Ich bin aber weit entfernt davon, ihn nur zahlenmäßig zu werten, denn erstens bedeuten die Anträge teilweise nur Wiederholungen früherer Forderungen, und zweitens sind es vielfach Wünsche, deren Verwirklichung gerade in jetziger Zeit außerordentlich schwer fallen wird. Immerhin ist es gut, daß vom Forum des Kongresses aus diese Forderungen, die für uns Fachleute selbstverständliche Rechte der Blinden bedeuten, immer wieder in aller Oeffentlichkeit erhoben werden, denn darin liegt ja seine werbende, anregende Kraft. Und es steht außer Zweifel, daß unsere Kongresse in dieser Form machtvolle Kundgebungen sind, die in der Oeffentlichkeit beachtet werden, und deren Wirkung nicht nur dem Veranstaltungsorte zugute kommen, sondern auch die gesamte Außenwelt zugunsten unserer Blinden beeinflussen.

Auch rein an der Zahl der Besucher kann man die Bedeutung eines Kongresses nicht messen. Man macht auf allen Kongressen die Beobachtung, daß es fast immer dieselben Persönlichkeiten sind, welche die Blindenpolitik tragen. Man kann natürlich nicht von allen verlangen, daß sie Sprecher sein sollen, das ist nicht jedem gegeben. Und wir können im Grunde auch froh sein, daß nicht alle mit dem Worte begabt sind, sonst müßten wir unsere Kongresse zeitlich ins Ungeahnte strecken. Aber das können wir verlangen, daß jeder, der sich zum Reden berufen glaubt, der Allgemeinheit auch wirklich etwas zu sagen hat. Es ist daher eine erfreuliche Erscheinung, daß unsere Kongreßdisziplin sich von einem Kongreß zum andern ganz wesentlich gehoben hat.

Wir wissen wohl, daß gerade immer aus unseren Kreisen die Klagen kommen, unsere Kongresse in der jetzigen Form seien nicht mehr das, was die Blindenlehrerkongresse waren, und sie böten dem Blindenlehrer nicht mehr die Anregung, die sie früher gaben. Das steht natürlich außer Frage. Aber darüber mußte sich doch jeder Blindenlehrer von vornherein klar sein, daß mit der Umgestaltung und der neuen Namengebung der Kongresse ihre Wesensart eine andere wurde, und es ist nach meiner Meinung ein Unding, von den Kongressen in ihrer jetzigen Form auch eine Wahrung unserer pädagogischen Belange zu fordern. Es liegt unbedingt ein Widerspruch darin, wenn man einerseits Einspruch erhebt, daß pädagogische Themata überhaupt auf das Kongreßprogramm gesetzt

werden und andererseits von ihm doch tiefgehende pädagogische Anregung erwartet. Nein, unsere pädagogischen Belange gehören ohne Frage nicht mehr vor diese Kongresse, sondern nur auf die Tagungen des Blindenlehrervereins. Wenn unsere Kollegen glauben, daß unsere fachlichen Tagungen nicht genügend Anregung geboten hätten, so ist das nicht Schuld des Kongresses. Womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Kongresse dem Blindenlehrer garnichts mehr zu sagen hätten. Wenn der Blindenlehrer kein Nur-Lehrer ist, wird er auch die Kongreßverhandlungen mit dem größten Interesse verfolgen, denn die Gestaltung des allgemeinen Blindenwesens wird auch seine pädagogischen Maßnahmen stärkstens beeinflussen. Es würde zu weit führen, das hier genauer zu erläutern. Ich weise nur auf die Rentenforderung, auf die Forderung der blinden Akademiker und auf den Antrag betr. Musikstudienheim hin. Daß die verflossenen und die zukünftigen Blindenwohlfahrtskongresse ein wirtschaftliches Gepräge tragen, ist eine Folge der schwierigen Zeitverhältnisse und aus diesen heraus nur allzugut zu verstehen. Die Blindenlehrer müssen aber sehen, daß sie ihre pädagogischen und wissenschaftlichen Anregungen von der mit dem Kongreß jeweils verbundenen Blindenlehrertagung mit nach Hause nehmen.

Daß übrigens allgemein pädagogische Fragen sehr wohl auch vor dem Kongreß behandelt werden können, scheint mir das vom Kollegen Schaidler so glücklich abgehandelte Kongreßthema zu beweisen. Das scheint mir auch die Tatsache zu zeigen, daß andere pädagogische Kreise sich mit Vertretern der Wirtschaft, der Technik und anderer Berufsgruppen über erziehliche Fragen auseinandersetzen. Das ganze Leben ist heute derart von der Wirtschaft beeinflußt, daß auch die erziehlichen Fragen erst das rechte Licht erhalten, wenn sie von dem späteren Berufsleben aus gesehen werden. Und gerade in unserem engeren Berufskreise dürfen wir uns nicht mit der Vermittlung einer allgemeinen Bildung begnügen, müssen vielmehr unsere erziehlichen und schulischen Maßnahmen auch mit Rücksicht auf das Berufsleben treffen. In diesem Sinne besteht der Leitsatz des Kollegen Schaidler zu Recht, daß für die Beurteilung der Anstaltspädagogik auch die aufrichtige, sachliche Kritik des im Leben stehenden Blinden von Bedeutung ist. So sollten wir jede Gelegenheit benutzen, um aus der Unterhaltung mit erwachsenen Blinden zu erfahren, ob wir mit unserer Anstaltspädagogik auf dem rechten Wege sind.

Ich glaube auch, daß der Vortrag nötig war, um der Oeffentlichkeit zu zeigen, daß die Blindenpädagogik der Jetztzeit nicht stagniert, sondern es verstanden hat, sich den modernen Tagesfragen anzupassen.

Es sind mir im Anschluß an das pädagogische Thema noch mehrere Fragen durch den Kopf gegangen, die ich hier noch kurz zur Aussprache stellen möchte.

1. In der heutigen Zeit des scharfen Konkurrenzkampfes ist es auch für den Handwerker und Gewerbetreibenden nötig, mit den

nötigen kaufmännischen Kenntnissen ausgerüstet zu sein. Aus diesem Grunde halte ich eine erweiterte kaufmännische Ausbildung auch für unsere blinden Gewerbetreibenden für dringend erforderlich. Es wird daher Aufgabe der Fortbildungsschulkommission sein, das Maß kaufmännischer Kenntnisse festzulegen, das in der modernen Fortbildungsschule unbedingt vermittelt werden muß. Es wäre vor allem die Umarbeitung unserer Buchführung von Bauer dringend nötig. Gerade die Kredit- und die Steuerwirtschaft haben das Berufsleben derart kompliziert, daß auch der einfachste wirtschaftliche Betrieb davon berührt wird, woraus sich eben die Forderung vertiefter Ausbildung notwendig erhebt.

2. Wir sollten aber unsere Fortbildungsschüler überhaupt mit den gesetzlichen Bestimmungen aller Art und vor allem mit den Fragen der Blindenorganisation schon in der Anstalt bekannt machen. Wir sollten also ein neues Lehrfach einführen, das man etwa als „Blindenpolitik" bezeichnen könnte. Der Westfälische Blindenverein hat bekanntlich einen „Ratgeber für westfälische Blinde" herausgegeben, der etwa dasjenige umreißt, was ich mir als Lehrstoff in diesem Unterrichtsfach denke. Ich bin gerade dabei, Versuche in dieser Richtung anzustellen, und werde gelegentlich darüber berichten. Ein solcher Unterricht hat nach meiner Meinung auch propädeutischen Wert für die Führer in den Ortsgruppen und den Spitzenorganisationen der Blindenvereine.

3. Unsere Anstaltsverfassung hat es mit sich gebracht, daß unsere jungen Leute in der Anstalt so viele Kulturgüter erwerben, daß sie meist weit über das Bildungsniveau ihrer Familie hinausgehoben werden. Das ist gewiß gut so. Aber es liegt darin auch eine gewisse Klippe für ihr späteres Leben, indem sie durch die gehobene Lebensart ihrer Familie innerlich entfremdet werden. Wie oft habe ich von den Entlassenen später die Klage gehört, daß es ihnen außerordentlich schwer geworden sei, sich zu Haus überhaupt wieder einzuleben, sich wieder an die viel robusteren Sitten und Anschauungen zu gewöhnen. Daher sollten wir nicht versäumen, ihnen durch die Erziehung zum Bewußtsein zu bringen, daß es letzten Endes nicht auf die äußere Lebensform des Menschen, sondern auf seinen inneren Kern ankommt. Und schließlich sollten wir in der Heraufbildung die zulässigen Grenzen nicht überschreiten, damit der Unterschied zwischen einst und jetzt nicht zu einer Gefahr für das spätere Leben wird.

4. Zur rechten Erziehung für das Leben gehört auch die richtige Auswahl des Berufes. Es wäre außerordentlich wünschenswert, daß der Lehrer oder Leiter der Anstalt schon vor der Entscheidung über den Beruf die häuslichen Verhältnisse kennen lernt. Wir haben vielfach die Begleitung auf den Ferienreisen benutzt, um einen Blick in die häuslichen Verhältnisse zu tun. Aber es läßt sich leider nicht in allen Fällen machen. Bei den jetzt herrschenden komplizierten wirtschaftlichen Verhältnissen spielen ja auch noch andere Faktoren mit. Wenn der Entlassene sich daheim nieder-

lassen und einen kleinen Laden einrichten will, so gehört dazu heute auch bei den bescheidensten Ansprüchen soviel Kapital, daß man schon an die örtliche Fürsorge herantreten muß. Aus diesem Grunde nehmen wir schon vor der Berufsentscheidung Fühlung mit der Bezirksfürsorgestelle und mit dem örtlichen Blindenverein, um uns von diesen Stellen aus in der für den betreffenden Zögling geeigneten Berufsauswahl beraten zu lassen.

Ich wende mich nunmehr den wirtschaftlichen Fragen des Kongresses zu, die unter den Kennworten standen: „Blindenarbeit" und „Blindenrente". Die Kongreßbesucher werden sich meiner Fragestellung in der Einführungsrede zur Vorversammlung erinnern, die dahin ging, daß der Kongreß zu entscheiden habe, ob die Blindenfrage noch rein wirtschaftlich oder nur rein sozial zu lösen sei. In meiner Schlußrede glaubte ich mit Herrn Dr. Marx feststellen zu können, daß der Arbeitsfürsorge auch heute noch das Primat zuzuerkennen sei. Würden wir diesen Standpunkt verlassen, so bedeutete das die Bankerotterklärung der gesamten Blindenbildung. Ich habe mich gefreut, daß Herr Schneider-Nürnberg besonders auf die Einleitung zu unserm Rentenentschluß in Königsberg hinwies, der bekanntlich lautete: „Der 2. Blindenwohlfahrtskongreß richtet an die breiteste Oeffentlichkeit den dringenden Mahnruf: Schafft den Blinden Gelegenheit zur Arbeit!" Leider hatte man in Nürnberg den Eindruck, daß alle diejenigen, welche überhaupt noch von Arbeit sprachen, von den Verfechtern des Rentengedankens und vor allem von Herrn Schöffler als Gegner der Blindenrente angesehen wurden. Soweit darf es keinesfalls kommen, sonst könnte man in der Oeffentlichkeit auf den Gedanken kommen, daß man am besten täte, die Ausbildungsstellen zu schließen und die Blinden nur noch rentenmäßig zu versorgen. Man kann sehr wohl ein Anhänger des Rentengedankens sein, ohne die Krämersche Schrift in allen Punkten anzuerkennen, und ohne gleichzeitig die geplante Demonstration als geeignetes Mittel zur Erreichung des erstrebten Zieles anerkennen zu müssen.

Mir scheint überhaupt der ganze Arbeits- und Rentenfragenkomplex darunter zu leiden, daß wir ihn nicht säuberlich genug scheiden, daß wir die arbeitsfähigen und die arbeitsunfähigen Blinden jetzt immer in demselben Atem nennen. In dem Bestreben, unsern gut ausgebildeten Blinden sozusagen den Platz an der Sonne zu erkämpfen, haben wir bisher — aber nicht nur wir Blindenlehrer, sondern auch die Blindenorganisationen selbst — immer von der Arbeitsfähigkeit der Blinden und ihrem Stolz, sich unabhängig durchs Leben zu bringen, gesprochen. Herr Reiner nannte das zuweilen Friseurkunst, Schönfärberei. Es geschah und geschieht noch immer aus der guten Absicht, die Außenwelt von der Ansicht zu heilen, als seien unsere Blinden verzagte, willenlose Menschen, die für den Kampf mit dem Leben nicht mehr taugen. Wie gesagt, wir alle müssen uns wohl dieser propagandistischen Schönfärberei schuldig bekennen. Es wäre nun aber ebenso ver-

kehrt, in der entgegengesetzten Weise zu übertreiben, und in dem Bestreben, den Rentengedanken durchzudrücken, nun etwa die Arbeitsfähigkeit des Blinden in der Oeffentlichkeit überhaupt leugnen zu wollen, wie es in Nürnberg leider bisweilen den Anschein hatte. Wir würden dann auf dem besten Wege sein, uns eines Rechtes zu begeben, das dem Blindenwesen der beste Motor für seinen Aufstieg gewesen ist, nämlich des Rechtes des Blinden auf Arbeit. Ich glaube, daß der Wert der beiden wirtschaftlichen Vorträge darin lag, daß sie uns erinnert haben an unser Bildungsideal der wirtschaftlichen und bürgerlichen Unabhängigkeit. Ich lasse mir — so sagte ich schon in Nürnberg — den Glauben an die Arbeitsfähigkeit des Blinden nicht rauben. Wir sollten uns durch die Vermischung der beiden Gruppen der Arbeitsfähigen und der Arbeitsunfähigen den Blick für unser letztes Erziehungsziel nicht trüben lassen. Daß heute so viele unserer blinden Volksgenossen darben müssen, ist letzten Endes weniger in dem Zustande der Blindheit als in der darniederliegenden Konjunktur begründet. Wenn demnach Dr. Strehl in seiner temperamentvollen Rede auch heute noch Optimismus im Blindenwesen fordert, so kann ich dem nur zustimmen. Ich glaube auch, daß Kollege Kühn mit seinen Worten, die er im Anschluß an die beiden Wirtschaftsvorträge gesprochen hat, nicht hat sagen wollen, daß nun alle unsere beruflichen Ideale zerronnen seien, und daß wir die Flinte ins Korn werfen müßten. Er hat vielmehr unter dem niederdrückenden Eindruck der täglichen Erfahrung bezweifelt, daß wir die Blindenfrage noch ganz ohne soziale Maßnahmen und Forderungen lösen könnten. Und darin wird ihm jeder, der den Dingen klar ins Auge sieht, ohne weiteres zustimmen müssen. Auch Dr. Marx ist derselben Ansicht, denn er hat ausdrücklich sich dagegen verwahrt, daß er, weil er von der Auswertung der Arbeitskraft der Blinden sprach, nun auch zum Gegner der Blindenrente im Prinzip gestempelt würde.

Die Bedeutung des Meurer'schen Vortrages lag meines Erachtens darin, daß er die Frage der Blindenberufe nicht nur rein theoretisch erörterte, sondern daß er praktische Wege zu weisen wußte, wie auch die typischen Blindenberufe heute noch auszuwerten seien. Unsere Verkaufsabteilung, deren Bestehen wohl als bekannt vorausgesetzt werden kann, hat sich gut entwickelt, hat ihren Umsatz von Monat zu Monat gesteigert und wird sich auch in Zukunft hoffentlich in gleicher Weise günstig entwickeln. So ist sie imstande gewesen, die gesamte Produktion der Blindenanstalt, der Blindenwerkstätten und vieler selbständiger Blinder zu vertreiben und hat damit alle Reibungen vermieden, die früher unter den einzelnen Produktionsquellen naturgemäß herrschten. So möchte ich wohl behaupten, daß diese Einrichtung für andere Provinzen vorbildlich sein kann. Es ist aber ein Irrtum, wenn man meint, daß in Westfalen, wie es in der Aussprache behauptet wurde, die Verhältnisse besonders günstig lägen, da wir mehr größere Städte und weniger ländliche Bezirke hätten. Ich möchte vielmehr

behaupten, daß gerade darin eine besondere Gefahr liegt, weil diese Städte eben ihre eigenen Werkstätten haben und daher viel mehr Anlaß zu Reibungen beim Warenvertrieb gegeben waren. Es hat vielmehr ernster, anhaltender Arbeit bedurft, bis wir den Boden in Westfalen für unsere Zwecke einigermaßen günstig bearbeitet hatten. Unser Erfolg ist nur der verständnisvollen Zusammenarbeit aller in Betracht kommenden Faktoren zuzuschreiben, die wir aber erst durch mühevolle Arbeit, durch Veranstaltung von zahlreichen Vorträgen und Ausstellungen in fast allen größeren Städten erreicht haben.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Wort zu sagen über den Vortrag des Herrn Professors Schulz „Ueber die Belange der blinden Geistesarbeiter". Ich möchte die Frage aufwerfen, ob man es heutzutage noch verantworten kann, Blinde zum akademischen Studium zu empfehlen. Die Frage ist nicht unberechtigt, wenn man in den Zeitungen liest, welche Not unter den sehenden Akademikern herrscht, daß überall eine Ueberfüllung droht, und die Aussichten daher erschreckend gering sind. Rein theoretisch genommen, sollte man eigentlich glauben, daß die geistigen Berufe für den Blinden viel geeigneter seien, denn während in den handwerklichen und sonstigen technischen Berufen der Blinde in seinem Arbeitstempo ohne Frage immer hinter den Sehenden zurückbleiben muß, sollte man glauben, daß er in seinem Intellekt ihm völlig ebenbürtig sein kann. Aber auch in den geistigen Berufen gibt es für den Blinden fortgesetzt Schwierigkeiten und Hindernisse, da auch in der Ausübung der geistigen Berufe das Augenlicht immer eine große Rolle spielt. Es ist daher zu fordern, daß der blinde Akademiker geistig unbedingt weit über seine sehenden Konkurrenten hinausragen muß, wenn er überhaupt die Möglichkeit haben soll, sich im Leben durchzusetzen. Es müssen ferner besonders willensstarke Menschen sein, die sich durch alle Schwierigkeiten hindurchkämpfen und über alle Enttäuschungen des Lebens hinwegsetzen können. Professor Steinberg hat ohne Frage recht, wenn er sagt, daß die akademischen Berufe lohnender sind, und daß ein Blinder, der in einem geistigen Beruf eine wenn auch bescheidene Stellung errungen hat, immer noch weit mehr verdienen wird als ein Handwerker. Arbeitslosigkeit herrscht in allen Berufen, und so dürfte eigentlich die Furcht vor der Arbeitslosigkeit den Blinden nicht von dem akademischen Beruf abhalten, wenn er innerlich wirklich dazu berufen ist. Die Tragik ist eigentlich noch größer, wenn ein Blinder mit rein geistigen Fähigkeiten in einen unbefriedigenden technischen Beruf gedrängt wird, als wenn er mit seinem geistigen Beruf vor Schwierigkeiten und Hemmnisse gestellt wird, an deren Ueberwindung sein innerer Mensch wächst. Es wäre eigentlich eine verdienstvolle Arbeit, wenn Marburg einmal ganz klar darstellen könnte, wie viele Blinde im Laufe der letzten zwölf Jahre einen geistigen Beruf ergriffen haben, und wie sie mit dieser Ausbildung beruflich untergekommen sind.

Es ist sicherlich nicht zu leugnen, daß die Verantwortung der behördlichen Stellen bei der Bewilligung der Ausbildungskosten für einen geistigen Beruf ungleich höher ist als bei der handwerklichen Berufsbildung, da die erforderlichen Summen wesentlich höher sind. Allerdings sind sie beim Vollstudium, wenn man sie mit den von einem Sehenden verbrauchten Kosten vergleicht, nicht einmal höher. Die in der Studienanstalt benötigte Summe beträgt zur Zeit etwa 140.— RM. monatlich, und ich glaube kaum, daß ein sehender Student mit weniger auskommen kann. Anders liegt aber die Sache bei der Ausbildung zum Stenotypisten und zum Kaufmann. Für diesen Beruf wird gewöhnlich nicht soviel ausgegeben, wie die Ausbildung in Marburg kostet, ja, vielfach wird der junge Kaufmannslehrling schon während seiner Ausbildung selbst verdienen.

Nun liegt hier der Fall natürlich anders, da man kaum erreichen wird, daß ein Arbeitgeber einen Blinden als Lehrling annehmen wird. Aber immerhin wäre doch zu überlegen, ob man die Kosten für eine solche Ausbildung in Marburg verantworten kann. Die Provinzialverwaltungen werden gerade in der jetzigen Zeit geneigt sein, diese Kosten zu ersparen und von ihren Anstalten auch diese Ausbildungsmöglichkeit verlangen. Nun muß ich allerdings aus meiner Erfahrung heraus bekennen, daß, wenn man diese Ausbildung gründlich betreiben will, so daß die jungen Leute den ganzen Tag über wirklich beschäftigt sind, dafür eine besondere Lehrkraft und besondere Einrichtungen gehören, die sich für die geringe Zahl der Kursteilnehmer sicher teurer stellen als die Ausbildungskosten in Marburg. Es läge daher auf der Linie der Rationalisierungsbestrebungen, die für Sonderausbildungen erforderlichen Kurse zu zentralisieren. Ob das in Marburg oder an einer Provinzialblindenanstalt geschieht, ist schließlich von untergeordneter Bedeutung. Sicherlich würden sich aber auch in Marburg die Ausbildungskosten wesentlich senken, wenn alle Blindenanstalten sich entschließen könnten, ihre Sonderkurse aufzugeben und ihre betreffenden Schüler nach Marburg zu schicken. Ich möchte die Kollegen bitten, gerade zu dem Thema „geistige Berufe" hier im Blindenfreund das Wort zu nehmen.

Nun einiges zu dem Vortrage von Frl. Hölters, der Sachwalterin der blinden Frauen. Sie hat mit ihren Ausführungen sicherlich uns allen aus der Seele gesprochen, und wir sind mit ihr der Meinung, daß die seelische Not der blinden Frau durch Schaffung eines geeigneten Berufes größtenteils behoben werden kann. Gegen die Schaffung eines zentralen Stellennachweises habe ich allerdings starke Bedenken. Nach meiner Meinung ist die Arbeitsvermittlung nur lokal zu regeln, da der Rückhalt der blinden Frau an der Familie kaum entbehrt werden kann. Bei der Aufzählung der empfehlenswerten Berufe habe ich die Maschinenstrickerei vermißt, nehme aber an, daß Fräulein Hölters diesen Beruf schon zu den typischen manuellen Beschäftigungen rechnet und ihn daher nicht besonders benannt hat. Ich glaube auch, daß

man dazu schon berechtigt ist, denn im allgemeinen kann man mit dieser neuen Berufsart auch zufrieden sein. Allerdings hat sich ergeben, daß die Strickerinnen im Sommer nicht genügend Aufträge haben, da es sich um Saisonarbeit handelt. Wir sind daher augenblicklich dabei, Versuche anzustellen, ob sich die Einführung von Konfektionsarbeit für unsere Strickerinnen empfiehlt. Die nach Größennummern anzufertigenden Aufträge könnten sie dann in der geschäftsflauen Zeit gut ausführen und hätten so das ganze Jahr hindurch Arbeit.

In der Großstadt wird man allerdings mit der Konfektionsware kein Glück haben, da wird man nur mit Aufträgen in Maßarbeit rechnen können, aber auf dem Lande wird der Absatz schon eher gelingen. Ob unser Versuch geraten wird, ist schwer zu sagen, wir werden jedenfalls später darüber berichten.

Die Ausstellung der Kieler Anstalt in Handwebarbeiten muß uns den Gedanken nahelegen, auch an andern Anstalten die Weberei einzuführen. Ich habe diesen Erwerbszweig schon vor Jahren in den nordischen Anstalten, vor allem in Kopenhagen und Stockholm kennen gelernt. Ich erinnere mich aber, daß man damals mit diesem Beruf wenig zufrieden war, da die Erzeugnisse mit der Fabrikware nicht konkurrieren können, und daß man daher schon Wohlfahrtspreise fordern müsse, wenn man überhaupt einigermaßen auskommen wolle. Immerhin sollten wir jede, wenn auch nur schwache Aussicht, ausnutzen, sofern sie nur einigermaßen Beschäftigung verspricht. Ich möchte daher die Kieler Anstalt bitten, sich etwas ausführlicher über die Weberei auszulassen und uns mit einigen Kalkulationsbeispielen zu dienen.

Das Anfertigen von Matratzenbezügen halte ich für aussichtslos. Wir haben hier selbst Versuche im Bedienen der Nähmaschine angestellt. Selbstverständlich kann ein blindes Mädchen glatte Nähte an schwereren Stoffen nähen, aber das Arbeitstempo ist so langsam, und vor allem die Nählöhne sind in der Industrie derart niedrig, daß das Nähen für irgend eine Firma überhaupt nicht in Betracht kommt. Anders wäre es, wenn man die Matratzenfabrikation selbst in die Hand nimmt und auch das Polstern, sowie das Zusammensetzen der Rahmen selbst besorgt. Wenn unsere Anstalt sich räumlich erweitern sollte, würde ich auch darin Versuche anstellen.

Und nun zum Schluß noch einige Gedanken zu dem Vortrage des Herrn Professors Dr. Fleischer. Es herrschte vor dem Kongreß im St. K. A. Meinung dafür, auf den ärztlichen Vortrag bei unsern Kongressen zu verzichten. Es ist wohl richtig, daß eine Versammlung, wie sie unser Kongreß darstellt, nicht der Ort für die Behandlung eines rein wissenschaftlichen Themas ist, wir haben aber gesehen, daß sich gewisse ärztliche Fragen auch in einer solchen Versammlung behandeln lassen. Der im Anschluß an den Vortrag gestellte Antrag beschäftigt sich mit der Bekämpfung des Kurpfuschertums. Nun ist es an und für sich schon außerordent-

lich schwer, den Begriff des Kurpfuschertums zu definieren, und es ergab sich daher in der Aussprache, daß man in den Kreisen der blinden Kongreßteilnehmer darüber sehr geteilter Meinung war. Es wäre daher für den St. K. A. zu empfehlen, sich in dieser Angelegenheit mit den Verbänden der Augenärzte in Verbindung zu setzen, um mit ihnen gemeinsam die richtigen Wege zur Bekämpfung des Kurpfuschertums herauszufinden.

Ueberhaupt wäre eine regere Verbindung mit den Augenärzten durchaus zu empfehlen. Erst kürzlich sagte mir ein Augenarzt, daß in den Kreisen seiner Berufskollegen erschrecklich wenig Kenntnis von den Blindenanstalten und dem Blindenwesen herrsche. Und doch ist gerade der Augenarzt vielfach die wichtigste Persönlichkeit in der Berufsberatung des Blinden. Ich sagte bereits auf dem Kongreß, daß es für einen Augenarzt eine überaus schwierige Aufgabe sei, dem Patienten die Wahrheit zu sagen, und daß ein feiner psychologischer Takt dazu gehört, ihn in richtiger Form über seinen Zustand und die Aussichten seines Leidens aufzuklären. Aber diese Schwierigkeiten dürfen ihn nicht vor seiner Aufgabe zurückschrecken lassen. Wie oft haben wir es schon erlebt, daß Kinder und Erwachsene, die das Unglück hatten, zu erblinden, lange Jahre den Weg zur Blindenanstalt nicht gefunden haben, weil ihnen der Arzt immer noch Hoffnung gemacht hatte. So waren dann wertvolle Ausbildungs- und Erziehungsjahre ungenutzt verstrichen, und die geistige Umstellung auf die neue Lage war immer noch nicht erfolgt. Dieser Zustand der Ungewißheit hat aber noch die schwere Gefahr in sich, daß der Patient, eben weil er noch Hilfe erwartet, jedes sich ihm bietende Mittel versucht und so dem Kurpfuschertum in die Arme getrieben wird.

Wie soll sich übrigens die Blindenanstalt verhalten, wenn der Blinde selbst oder seine Angehörigen den Antrag stellen, man möge den Blinden einem Heilkundigen zur Behandlung zuführen? Im allgemeinen bin ich der Ansicht, daß die Anstalt wohl versuchen soll, aufklärend zu wirken, daß sie sich aber grundsätzlich nicht ablehnend verhalten darf. Es sind bei uns in letzter Zeit sogar Anträge gekommen, daß die öffentlichen Verbände die Kosten einer solchen Behandlung übernehmen möchten. Da bin ich allerdings der Ansicht, daß eine solche Kostentragung von Seiten der Anstalt nicht empfohlen werden dürfte.

Aus allen diesen Gründen sollten wir von den Herren Augenärzten Wahrheit den Patienten gegenüber erwarten, damit diese sich früh genug innerlich umstellen und die neuen Ausbildungsmittel ergreifen, die sich ihnen in der Blindenanstalt bieten.

Abschließend möchte ich sagen, daß sich auch in Nürnberg die neue Form des Kongresses, d. h. die Zusammenarbeit aller am Blindenwesen beteiligten Verbände aufs beste bewährt hat, so daß wir befriedigt auf die letzte Tagung zurückblicken können.

Dankbar sei noch vermerkt, daß wir uns gelegentlich unserer Tagung von dem guten Stande des bayrischen Blindenwesens über-

zeugen konnten, und daß man in Nürnberg dem Blindenwesen die Beachtung schenkt, die ihm gebührt, die wir wünschen, und die sich auch in dem vorzüglichen Empfang kundtat, der unserer Tagung von allen Seiten bereitet wurde. Grasemann-Soest.

*

Einiges zu den Ergebnissen der Reichsgebrechlichen-Zählung 1925/26 im Freistaat Sachsen

Osw. Hübner-Chemnitz.

Wie aus der Zeitschrift des Sächsischen Statistischen Landesamtes (74. und 75. Jahrgang 1928/29) hervorgeht, erfuhr die Zählung der Blinden insofern eine Erweiterung, als die Blinden durch die Wohlfahrtspflegerinnen — die auch die Haupterhebung vornahmen — dem zuständigen Augenarzte zur Untersuchung zugeführt wurden. In verschiedenen Fällen hat auch ein beamteter oder ein Fürsorge-Arzt diese Sonderfragen für Blinde beantwortet.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit die Gesamtergebnisse einer ausführlichen Besprechung zu unterwerfen. Deshalb sollen „Lebensalter zur Zeit der Erblindung", „Schulbildung und Lebensalter", „Berufe zur Zeit der Zählung" nur kurz, „Oertliche Augenleiden" und „Ursachen der Erblindung" etwas ausführlicher behandelt und mit Statistiken von Magnus (1886), Hirsch (1902) und Hübner (1925) in Beziehung gebracht werden.

Vorausgeschickt sei folgendes: Das für die Sondererhebung der Blinden verwendete Schema wurde durch eine vom Statistischen Reichsamt berufene Sonderkommission festgelegt; die Definition für „blind" erhielt dabei folgenden Wortlaut: „Als blind gelten außer den völlig Blinden auch solche Personen, deren Sehrest so gering ist, daß sie auch mit Hilfe von passenden Augengläsern sich an fremden Orten nicht zurechtfinden oder in einer Entfernung von über einem Meter die ausgespreizten Finger der Hand auf dunklem Hintergrund nicht zählen können. Personen, die nur auf einem Auge blind sind, gelten nicht als blind."

Im Freistaat Sachsen waren 1925/26 vorhanden 2745 blinde Personen und zwar 1604 männlich (58,43 %), 1141 weiblich (41,57 %), gegen 2260 (1910), 2715 (1900), 2269 (1890), 2115 (1880), 2037 (1871), 1606 (1861), 1563 (1849), 1199 (1840), 432 (1832). Unter den in der Reichsgebrechlichenzählung 1925/26 festgestellten 2745 Blinden befanden sich 235 Kriegsblinde.

Die Blindheit war angeboren	bei 179	Personen, das sind	6,52 %
sie trat ein im Alter unter 5 Jahren	„ 404	„ „ „	14,72 %
von 5 bis „ 15 „	„ 230	„ „ „	8,38 %
„ 15 „ „ 20 „	„ 134	„ „ „	4,88 %
„ 20 „ „ 30 „	„ 273	„ „ „	9,94 %
„ 30 „ „ 40 „	„ 301	„ „ „	10,96 %

von 40 bis unter 50 Jahren	bei 305 Personen, das sind	11,11 %
„ 50 „ „ 60 „	„ 334 „ „ „	12,17 %
„ 60 „ „ 70 „	„ 313 „ „ „	11,40 %
„ 70 „ „ 80 „	„ 189 „ „ „	6,88 %
„ 80 und mehr Jahren	36 „ „ „	1,32 %
unbekannt	47 „ „ „	1,72 %

Aus der Uebersicht „Schulbildung und Lebensalter“ sei nur folgendes herausgegriffen: Die Blindenschule besuchen oder besuchten: 623, das sind 22,96 %, die Blindenschrift beherrschten: 837 gleich 30,84 %, keinen Unterricht genossen: 21 gleich 0,76 %, ohne Angabe über Schulbildung: 49 gleich 1,78 %.

Die Uebersicht „Berufsstellung der Blinden“ gestattet folgende, für die Fürsorge interessante Feststellungen: In den Berufen der Metallgewinnung und -verarbeitung waren untergebracht: 37 (34 männl., 3 weibl.), das sind 1,34 %, davon 3 Männer als Maschinenarbeiter, gleich 0,10 %! In der Elektrotechnik, Feinmechanik und Optik arbeiteten 12 Männer, gleich 0,44 %. Die Textilbranche gab 56 Personen (45 männl., 11 weibl.), gleich 2,04 % Beschäftigung, davon waren 11 Männer Seiler (0,40 %) und 1 Mann bezw. 5 Frauen Stricker (0,22 %). Als Bürsten- und Besenbinder bezw. Korbmacher fanden ihr Brot immer noch 520 Personen (325 männl., 195 weibl.), das sind 18,94 %; die Besenbinderei trieb nur 1 Frau (0,04 %), die Bürstenmacherei 54 Männer und 153 Frauen (7,54 %), während als Korbmacher und Flechter 211 Männer und 41 Frauen (11,36 %) arbeiteten. Den Stimmerberuf übten aus 74 Männer und 1 Frau (2,73 %). Als Musiker, Musiklehrer pp. werden 26 Blinde (24 Männer, 2 Frauen), das sind 0,95 %, angeführt. Hausier- und Straßenhändler fanden sich 8 Personen (7 männl., 1 weibl.), gleich 0,29 %. Wieviele Blinde als Maschinenschreiber bezw. als Stenotypisten ihren Lebensunterhalt verdienen, ist nicht ersichtlich; es ist aber anzunehmen, daß diese mit in den 22 (21 männl., 1 weibl.) Personen angeführt sind, die als Hilfskräfte in Handel und Verkehr, Verwaltung pp. — gleich 0,80 % — beschäftigt wurden. Ohne Beruf sind 1779 Blinde (873 männl., 906 weibl.), gleich 64,81 %, angeführt, davon 71 (21 männl. und 50 weibl.), gleich 2,58 %, Almosenempfänger, 233 (111 männl. und 122 weibl.), gleich 8,48 %, Anstaltsinsassen, 1 Mann und 1 Frau als Insassen von Straf- und Besserungsanstalten. Nicht unerwähnt sei, daß eine blinde Frau als „Barbier“ ihr Brot verdient. Ohne Berufsangabe überhaupt waren nur ein Blinder und eine Blinde vorhanden.

In den nun folgenden Uebersichten sind die Ergebnisse der Reichsgebrechlichenzählung 1925/26 — im Freistaat Sachsen — über „Oertliche Augenleiden“ und „Ursache der Erblindung“ in Beziehung gebracht zu Statistiken von Magnus (1882, 2528 Fälle), Hirsch (2210 Fälle aus dem Jahre 1902) und Hübner (2757 Fälle, die in den Jahren 1919 bis 1924 in deutschen Blindenanstalten Aufnahme fanden, aus dem Jahre 1925).

Oertliche Augenleiden der Blinden.

	1930	1925	1902	1882
Hornhauttrübung	10,04 %	9,72 %	12,60 %	5,08 %
Iridozyklitis	3,26 %	2,05 %	1,97 %	7,11 %
Grauer Star (Katarakt)	15,97 %	8,93 %	13,10 %	0,11 %
Grüner Star (Glaukom)	9,17 %	4,75 %	4,79 %	9,22 %
Netzhautablösung / Retin. pigmentosa / Atroph. nerv. opt.	24,17 %	20,71 %	23,30 %	16,34 %
Tumor oculi (Gewächs)	0,29 %	0,58 %	0,05 %	0,35 %
Mißbildung	1,92 %	0,80 %	4,50 %	1,06 %
Phthisis bulbi	5,15 %	2,30 %	1,30 %	
Andere benannte Leiden	10,89 %	18,94 %	31,59 %	56,47 %
Nicht festgestellte Leiden	19,14 %	31,22 %	6,80 %	4,26 %

Ursache der Erblindung.

	1930	1925	1902	1882
Vererbung	9,59 %	—	—	—
Augenverletzung	8,94 %	16,18 %	6,06 %	4,30 %
Sympath. Ophthalmie	1,18 %	0,73 %	2,04 %	4,50 %
Myopie	5,36 %	1,34 %	2,20 %	6,62 %
Blennorhoe	4,45 %	4,72 %	18,10 %	25,83 %
Trachom	0,34 %	0,11 %	0,40 %	0,63 %
Syphilis	4,37 %	3,77 %	3,70 %	0,47 %
Tuberkulose (Skrofulose)	4,34 %	3,77 %	5,11 %	7,58 %
Pocken	0,53 %	0,25 %	1,20 %	3,45 %
Alkoholvergiftung	0,11 %	0,07 %	—	—
Gehirntumor	0,82 %	0,58 %	0,05 %	0,35 %
Encephalitis	—	—	—	—
*) einschl. sonst. Gehirnerkr.	0,61 %	2,94 %*	5,46 %*	6,96 %*
Meningitis	0,67 %	1,67 %	0,70 %	1,42 %
Tabes dorsalis	2,11 %	0,40 %	—	—
Schädelverletzung	1,53 %	0,25 %	0,90 %	0,27 %
Andere benannte Ursachen	20,90 %	43,96 %	49,98 %	37,36 %
Nicht festgestellte Ursachen	34,15 %	19,26 %	3,20 %	0,26 %

Die Zahlen bedürfen vielleicht einer teilweisen Erklärung. Daß z. B. Netzhautablösung, Retinitis pigmentosa und Atrophia nervi optici zusammengefaßt sind, liegt daran, daß in der Statistik von 1925 die genannten drei Augenleiden — nach Professor Bielschowsky — unter den Oberbegriff: Sehnerv- u. a. Erkrankungen des lichtempfindlichen Apparates gebracht wurden, und Einzelzahlen heute nicht mehr festgestellt werden können. Der Vollständigkeit wegen seien aber die Einzelzahlen aus den Ergebnissen der Reichsgebrechlichenzählung hier noch vermerkt: Netzhautablösung: 6,65 %, Retinitis pigmentosa: 2,90 %, Atrophia nervi optici: 14,62 %.

Daß bei Hirsch und Magnus sehr niedrige Zahlen in den Rubriken „nicht festgestellte Leiden“ und „nicht festgestellte Ursachen“ erscheinen, wird verständlich, wenn man weiß, daß Genannten in der Hauptsache klinisch klarliegende Fälle zur Verfügung gestanden haben.

Der beträchtliche Unterschied in der Zahl der Fälle von grauem Star (Katarakt) zwischen 1925 und 1930 wird auch sofort verständlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Statistik von 1925 vornehmlich jüngere Blinde, die von 1930 aber alle Blinden (Altersstar!) erfaßte.

„Vererbung" als Blindheitsursache erschien bisher nicht, obwohl man von ererbter Blindheit sprach. Es herrschte aber bisher auch keine Klarheit darüber, was ist „ererbt", was ist „angeboren"? Beide Begriffe wurden reichlich viel — und werden es wohl auch heute noch — durcheinander gemengt.

*

Nochmals: Blinde bei den Wahlen.

Durch die dankenswerten Ausführungen Dr. Kraemers in der Novembernummer v. Js. dürfte hinlänglich festgestellt sein, daß die Frage, ob der Blinde in der jetzt geregelten Weise sein Wahlrecht wirklich einwandfrei ausüben kann, zu bejahen ist, und daß kein Grund besteht, bei amtlichen Stellen eine Aenderung der gesetzlichen Bestimmungen zu erstreben. Gleichwohl soll im folgenden die Angelegenheit noch einmal berührt werden, vor allem in den Punkten, für die eine weitere Klärung wünschenswert erscheint.

Mit Recht weist Dr. Kraemer vor allem auf Absatz 6 des § 117 der Reichsstimmordnung vom 14. 3. 1924 hin, der geradezu mit auf die Verhältnisse und Bedürfnisse der Blinden zugeschnitten ist und unzweifelhaft bei der Ausübung der Wahl durch diese Anwendung finden kann, ja muß, und es bedarf meines Erachtens auch keiner besonderen Richtlinien in diesem Sinne, wie sie nach Heimers Mitteilung das städtische Wahlamt in Hannover herausgegeben hat. Ergänzend und die Dinge beleuchtend sei aber zugleich noch hingewiesen auf Absatz 2 desselben Paragraphen und § 43 desselben Gesetzes. Diese lauten:

Abs. 2: Wenn der Stimmberechtigte den Abstimmungsraum betritt, erhält er Umschlag und Stimmzettel. Er begibt sich hiermit in den Nebenraum oder an den mit einer Vorrichtung gegen Sicht geschützten Nebentisch.

§ 43: In jedem Abstimmungsraume stellt die Gemeindebehörde einen oder mehrere Tische mit Schutzvorrichtungen auf, damit jeder Stimmberechtigte seinen Stimmzettel unbeobachtet behandeln und in den Umschlag legen kann.

Danach gehören der Nebenraum oder der mit einer Vorrichtung gegen Sicht geschützte Nebentisch, von manchen Zelle oder Verschlag genannt, unzweifelhaft zu dem Abstimmungsraum, wo die erwähnte Wahlhilfe geleistet werden kann.

Mit allem Nachdruck ist also zu betonen, daß es keiner stillschweigenden Duldung des Wahlvorstehers bezw. Wahlausschusses bedarf, sondern des Blinden unbestreitbares Recht ist, die Ver-

trauensperson auch mit hinter den Verschlag oder in die Zelle zur Hilfeleistung zu nehmen.

Den angeführten klaren gesetzlichen Bestimmungen dürfte es denn auch zu danken sein, daß sich bisher keine ernstlichen Schwierigkeiten bei der Ausübung der Wahl durch Blinde ergeben haben. Sowohl bei allen einzelnen Blinden, die ich in der letzten Zeit darum befragen konnte, sowie bei allen Wahlstellen, die für unsere Anstalts- bezw. Heimblinden eine Rolle spielen und infolge der starken Beteiligung Blinder für die Beurteilung wichtig sind, hat sich das Wahlgeschäft reibungslos abgewickelt, und man kann überzeugt sein, daß auch eine Umfrage in den Blindenvereinen das gleiche Ergebnis zeitigen würde. Gleichwohl könnte es nichts schaden, wenn Blindenvereinsvorstände und Anstaltsvorsteher hin und wieder die beteiligten Kreise auf die erwähnten Bestimmungen hinweisen würden, um so etwa vorhandener Aengstlichkeit und Engherzigkeit zu wehren; vielleicht empfiehlt es sich auch, sie in die „Ratgeber für Blinde", wie ein solcher für den Freistaat Sachsen vorhanden ist, mit aufzunehmen, damit sie jedem, der sich in der Ausübung der Wahl durch einen unkundigen oder allzu gewissenhaften Wahlvorsteher bedroht sieht, als Waffe zur Verfügung stehen.

Nicht zu verkennen, wenigstens für einen Teil der Blinden, sind allerdings die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß sie überhaupt eine Vertrauensperson brauchen. Ihre Gewinnung ist sicherlich zuweilen, besonders für die abseits und allein wohnenden Blinden eine heikle Frage — denn der Bekennermut, auch einzelnen gegenüber, stößt zu oft auf äußere und innere Hemmungen — und verdiente in Blindenvereinen wie in der Blindenpresse erörtert zu werden. Daß dies bisher wenig oder nicht geschehen — wenigstens erinnere ich mich nicht, darauf Bezügliches in der „Blindenwelt" gelesen zu haben — läßt noch nicht darauf schließen, daß jeder den für ihn geeigneten Weg gefunden hat, und mancher dürfte für Winke in dieser Richtung dankbar sein. Soweit unsere Anstalt und die angeschlossenen Heime in Betracht kommen, hat sie, wie eine kleine Umfrage gezeigt hat, immer eine befriedigende Lösung gefunden.

Ganz ausscheidet sie zunächst bei denen, die als Sehschwache noch selbst in der Lage sind, das Kreuz an die richtige Stelle zu setzen, also keine Vertrauensperson brauchen. Solche sind fast überall zur Stelle und werden vielfach zugleich wieder als Helfer benützt. Ein weiterer sehr wesentlicher Teil — es liegen entsprechende Zahlen vor, da mir von allen Seiten bereitwillig Auskunft gegeben worden ist — läßt sich von Anstalts-Angestellten und ihren Angehörigen helfen, eine geringere Zahl von Bekannten und Verwandten, überhaupt anstaltsfremden Personen. Wenn letztere in Tätigkeit treten, so wird nicht zu vermeiden sein, daß auch Parteibeauftragte sich um den Dienst bemühen, und sofern es ohne Belästigung der übrigen geschieht, so kann dabei nichts Bedenkliches, geschweige denn Ungehöriges gefunden werden.

Zu dem von Grasemann erwähnten Fall, daß der Anstaltsvorstand als Helfer eintritt, sei bemerkt: Es erscheint selbstverständlich, daß er sich in keiner Weise dazu drängt oder anbietet, aber es liegt auch kein Grund vor, sich gegen eine dahingehende Bitte eines oder mehrerer Blinden, die ihm ihr Vertrauen auch in dieser Richtung schenken wollen, ablehnend zu verhalten.

Eine besonders bemerkenswerte Lösung hat die Frage der Wahlhilfe an einer Wahlstelle gefunden, nämlich auf die Weise, daß vom Wahlvorstande zwei Personen des Wahlausschusses ausschließlich dazu bestimmt werden, und es wird versichert, daß diese Regelung alle Beteiligten seit Jahren befriedigt. Trotzdem möchte ich zweifeln, besonders nach dem Hinweise Dr. Kraemers auf den von dem Wahlprüfungsausschusse des Reichstages in seiner Beratung vom 7. März 1913 eingenommenen Standpunkt, daß sie Nachahmung finden kann. Denn einmal ist sie im Wahlgesetz nicht vorgesehen und könnte darum doch einmal zur Beanstandung einer Wahl führen, vor allem aber könnten einzelne Wähler gerade zu den betreffenden Personen, die ihnen gewissermaßen zwangsweise als Vormund dienen sollen, nicht das Vertrauen, z. B. der Geheimhaltung haben. Es dürfte wenigstens den einzelnen Blinden nicht verwehrt sein, auch eine andere Vertrauensperson mitzubringen, so daß die Benützung der Einrichtung eine völlig freiwillige bleibt. So bieten sich meines Erachtens auch den Blinden in Anstalten und Heimen genügend Möglichkeiten, Wahlhelfer zu gewinnen, sofern sie vom entsprechenden Antrieb und Eifer in der Sache beseelt sind.

Wenn hier oder da nur eine Minderheit der wahlberechtigten Blinden zur Urne schreitet — an anderen Stellen läßt sich auch eine 100 prozentige Wahlbeteiligung feststellen — so mag ein Zweifaches daran schuld sein; begreiflicherweise habe ich die Umfrage bei uns darauf nicht ausgedehnt.

Einmal ist es sicherlich die auch bei den sehenden Wählern festzustellende Müdigkeit oder Bequemlichkeit, so oft, wie es in der letzten Zeit nötig war, zur Wahlstelle zu gehen, und die damit verbundene Scheu und Unlust, sich um einen Helfer zu bemühen. Noch mehr aber dürfte der Grund der geringeren Wahlbeteiligung in dem Mangel an politischem Sinn und Verständnis, gipfelnd in der Verlegenheitsfrage: Welche Partei soll ich nun wählen? zu suchen sein. Ihm zu wehren erscheint als eine Aufgabe, die für das Ansehen aller Blindenkreise von nicht gering zu schätzender Bedeutung ist. Haben die Blinden doch durch die Ausübung der Wahl die sonst seltenere Gelegenheit, ihre Persönlichkeit in demselben Maße zur Geltung zu bringen wie ihre sehenden Mitbürger, und weiteren Kreisen einen eindrucksvollen Anschauungsunterricht davon zu geben, daß sie keine Reichs-, Staats- oder Gemeindebürger 2. Klasse sind. Daß für den Blinden draußen, wie für den Anstalts- bezw. Heimblinden, wenn sie sich politisch unterrichten wollen, stärkere Hindernisse zu überwinden sind als von den Sehenden, bedarf keiner näheren Ausführung; immerhin stehen auch ihnen

nicht wenige Wege zur politischen Schulung offen. Sie zu zeigen, fällt als wichtige Aufgabe auch der Blindenschule zu, und wir sollten nicht müde werden, wo sich uns Gelegenheit bietet, auf einen einwandfreien und verantwortungsbewußten Gebrauch des Wahlrechts durch die Blinden hinzuwirken. R. Schäfer, Chemnitz.

*

Hundertjahrfeier der Hamburger Blindenanstalt

Die Blindenanstalt von 1830 in Hamburg beging am 4. Dezember 1930 das Fest des hundertjährigen Bestehens in einer Form, die dieser bedeutungsvollen Tatsache sowohl in ihrem äußeren Rahmen als auch im inneren Gehalt voll Rechnung trug, ohne dabei die durch die Nöte der Zeit gebotene Schlichtheit außer acht zu lassen. Die lebhafte Anteilnahme der Hamburger Behörden, der verschiedensten Körperschaften und der Bevölkerung sowie die Beteiligung der großen deutschen Organisationen der Blinden, der Blindenlehrer. der Blindenanstalten und Fürsorgevereine kennzeichneten voll die Bedeutung und Wertschätzung, die man der Arbeit der Hamburger Anstalt in Vergangenheit und Gegenwart allseitig zuerkennt.

Ein Festakt in der großen Musikhalle leitete am Vormittag des 4. Dezember die Feier mit der durch das gesamte Philharmonische Orchester unter Eugen Pabst's Leitung meisterhaft gespielten Beethovenschen Leonoren-Ouvertüre Nr. 3 sinnvoll und beziehungsreich ein, worauf der Vorsitzende des Anstaltsvorstandes, Senator Neumann, mit warmen Worten der Begrüßung die zahlreichen blinden und sehenden Gäste willkommen hieß und nicht nur der Anstaltsgründer und derjenigen vielen Bürger Hamburgs ehrend gedachte, die im Verlauf des verflossenen Jahrhunderts das menschenfreundliche Werk der Hamburger Blindenbildung und -fürsorge durch namhafte Stiftungen ermöglichten und förderten, sondern auch allen denen dankte, die an der Anstalt in segensvoller Arbeit gewirkt haben und noch wirken. Direktor Peyer hielt darauf die Festrede, die in großen Zügen und gedrängter Kürze einen Ueberblick über die Entwickelung der Anstalt bot, von der ersten Anregung zur Gründung durch Professor Jülich an bis hin zu der verdienstvollen Tätigkeit des an der Feier teilnehmenden Direktors i. R. Merle und zur Entwickelung in der Gegenwart. Der Redner streifte auch die pädagogischen Entwickelungsstufen und Grundsätze, die für die Arbeit in Schule und Berufsausbildung der Hamburger Anstalt kennzeichnend gewesen sind.

Sein Wunsch zur weiteren Förderung des in der Blindenanstalt von 1830 von der Gegenwart übernommenen Vätererbes fand in den Herzen der Hörer reichen Widerhall und wurde zunächst aufgenommen von dem Ersten Bürgermeister Roß, der namens des Senats die Anstalt zur Feier beglückwünschte und ihr zugleich den Dank ganz Hamburgs aussprach für ihre nunmehr doch ein volles Jahrhundert hindurch geleistete Arbeit am Gemeinwohl der Hansestadt.

Seine Mitteilung von dem Beschluß des Senats und der Bürgerschaft, der Hamburger Blindenanstalt, die dem Staate durch ihre Tätigkeit einen wesentlichen Teil der Aufgaben abnimmt, welche ihm in der Beschulung

und der Fürsorge für die Blinden gestellt sind, aus Anlaß der Jahrhundertfeier die Summe von 15 000 RM zum Ausbau der Werkstätten zur Verfügung zu stellen, wurde besonders freudig entgegen genommen.

Worte der Beglückwünschung und Begrüßung wurden ferner in herzlichster Form überbracht von dem Vertreter des Staates Preußen und der Staatlichen Blindenanstalt Berlin-Steglitz, vom Verband der deutschen Blindenanstalten und Fürsorgevereine, vom Vorsitzenden des deutschen Blindenlehrervereins, vom Reichsdeutschen Blindenverband, der Marburger Blindenstudienanstalt, vom Vorstand des Landeshilfsvereins für Ostpreußen und manchen anderen.

Und immer wieder klang außer der Anerkennung und dem Dank an die Anstalt für die geleistete Arbeit durch die Worte der Glückwünschenden hindurch der frohe Wunsch, Hamburgs Blindenanstalt möge weiterhin sieghaft das Dunkel auf dem Pfade der Blinden bekämpfen und Sonne schaffen für ihre innere und äußere Lebensführung.

Den Ausklang der Morgenfeier bildete, gleichfalls in seiner freudigen Lebensbejahung sinnvoll zu deuten, das Vorspiel zu Wagners „Meistersingern".

Nachdem ein einfaches, durch frohe Reden gewürztes Essen in den festlichen Räumen der Loge in der Moorweidenstraße die geladenen Gäste vereinigt hatte, empfing der Senat der Hansestadt Hamburg in den fürstlich-vornehmen Empfangsräumen des Hamburger Rathauses einen kleinen Kreis der Hamburger und auswärtigen Festteilnehmer, wobei Bürgermeister Roß herzliche Worte des Willkommens sprach und in tiefschürfenden Ausführungen seiner eigenen Einstellung gegenüber den Blinden und der fürsorgerischen Arbeit an und mit ihnen Ausdruck gab. Innerliches soziales Verständnis und äußerliche Würde waren die Kennzeichen der eindrucksvollen Stunde.

Am Abend des 4. Dezembers waren alsdann in einem „Konzert blinder Künstler", das gleichfalls im großen, wiederum vollbesetzten Saale der Musikhalle stattfand, ausschließlich Blinde die Gebenden. Die mitwirkenden Künstler, Frau Ellen Probst, Braunschweig (Sopran), Hans Kagel, Hamburg (Tenor), sowie dessen Begleiter A. Burmeister, Hamburg, Paul Dörken, Hamburg (Orgel), Albert Menn, Köln (Klavier) und der verstärkte gemischte Chor der Blindenanstalt unter Leitung des Herrn H. Gohde (Hamburg) zeigten der Oeffentlichkeit durch ihre auf künstlerischer Höhe stehenden und unter großer Anerkennung der Kritik dargebotenen Leistungen wieder einmal, daß der Blinde imstande ist, sich als ausübender Künstler gleichwertig und darum gleichberechtigt an die Seite der Sehenden zu stellen.

Auf die einzelnen Leistungen einzugehen, würde besondere und längere Ausführungen erfordern, die den Rahmen eines kurzen Berichts überschreiten müßten. Darum allen Ausübenden nochmals nachträglich freudige Anerkennung und einen summarischen herzlichen Dank, der sich gleichzeitig auch auf diejenigen erstrecken soll, die den geselligen Abend in der Blindenanstalt am 5. Dezember, der die noch verbliebenen auswärtigen Gäste mit der gesamten Anstalts-, Werkstätten- und Heimgemeinde vereinigte, festlich ausgestalteten und für Unterhaltung in Form

von Vorträgen, Aufführungen, Deklamationen und Reden und für leibliche Genüsse sorgten.

Fürwahr eine zwanglose, rechte Familienfeier, die allen Teilnehmenden noch lange im Gedächtnis bleiben wird.

Einen fröhlichen Ausklang nahm das Fest mit einer Fahrt nach Ratzeburg zur Besichtigung des Blinden-Erholungsheims der Hamburger Anstalt. Die holsteinische Landschaft im winterlichen Rauhreifschmuck mit ihren Seen und den verträumt daliegenden Dörfern und Städtchen bot den Gästen aus dem deutschen Vaterland ein eindrucksvolles Bild und zeigte ihnen, daß es auch im norddeutschen Flachland stille Schönheiten gibt, die in ihrem Zauber die Herzen gewinnen und sich ihnen einprägen. Das Heim selbst präsentierte sich, zwischen Wald und See gelegen, als ein wahres Schmuckkästchen, das seine Zwecke als Erholungsstätte für Blinde in geradezu idealer Weise zu erfüllen imstande ist, zumal die Betreuung der Gästeschar durch die Heimleiterin Frl. Traulsen eine Probe von den fürsorgerischen Fähigkeiten derselben gab. Und so war es nicht weiter zu verwundern, daß unter derselben der Wunsch sich regte, die günstige Wirkung des Heimaufenthalts an sich selbst etwas länger zu erproben, zumal Herr Senator Neumann und seine liebenswürdige Gattin, sowie das Ehepaar Peyer es verstanden, auch hier in unermüdlicher und vorbildlicher Weise sich den Aufgaben des Gastgebers zu widmen. Ihnen allen einen besonderen Dank für die frohen Stunden, der Hamburger Blindenanstalt aber ein herzliches „Glückauf“ zur weiteren erfolgreichen und gesegneten Arbeit im neuen Jahrhundert! Kühn.

*

Der Sandkasten in der Blindenschule

Von Dr. Bauer-Nürnberg.

Der Sandkasten ist heute als Unterrichtsmittel derart bekannt, daß über seine Zweckmäßigkeit und die vielgestaltige Verwendungsmöglichkeit nichts weiter zu sagen ist. Auch die Blindenschule kennt ihn. Die Kongreßausstellung zu Nürnberg hat zwei „Nürnberger Sandkästen“ gezeigt: einer davon wies ein farbiges Modell auf. (Phantasielandschaft.) Wer sich der Sandmodelle erinnert, wird wissen, wie sich die Formen bedeutend besser gehalten haben unter den tastenden Händen, als man's für gewöhnlich annimmt.

Die folgenden Ausführungen wollen daher auch gar nicht über den „Sandkasten“ und seine didaktische Verwertbarkeit handeln, sondern einfach über einige kleine technische Fragen. Die praktische Anregung hierzu verdanke ich Herrn Oberlehrer Jordan-Nürnberg und möchte sie gerne einer größeren Zahl Interessenten unterbreiten; denn sicherlich beschäftigt sich mancher Blindenlehrer mit dem Problem des Sandkastens. Meinungsaustausch kann immer nur nützlich sein. Wer davon bereits weiß, der möge annehmen, die folgenden Zeilen würden doch diesem oder jenem neues sagen, oder Klärung schaffen.

Die im Sandkasten erstellten Modelle müssen vor allem der tastenden Hand Widerstand leisten; sie dürfen nicht unter den Fingern zer-

bröckeln. Um diese Widerstandskraft des geformten Sandes einigermaßen zu erreichen, gibt es ein einfaches Mittel. Der Sand — es wird in der Regel Quarzsand am besten sein; hierorts sagt man Mainsand — wird benetzt. Das geschieht aber nicht in der Weise, daß Wasser aufgegossen wird. Sondern das Wasser wird am vorteilhaftesten mit einem Wedel gespritzt, und zwar möglichst gleichmäßig. Hierauf wird mit einem Brettchen, einer kleinen Schaufel oder dergleichen der Sand gemischt. Der Sand muß gleichmäßig durchtränkt sein. Keine Knollen, trockene Klumpen, keine unbenetzten Adern dürfen sich mehr finden. Diese Zubereitung des Sandes ist das Wichtigste. Ohne sie ist jede weitere Mühe verloren. Diese Seite der Vorbereitung ist auch am ermüdendsten.

Sollen in der Unterrichtsstunde die Schüler selber am Sand arbeiten, aus dem Sand formen, so bleibt der homogen benetzte Sand liegen. Soll aber aus der Hand des Lehrers ein Sandmodell entstehen, so empfiehlt es sich sogleich nach dem Durchnetzen (Durchnässen) an die Arbeit zu gehen. — Nur zu leicht verfällt man der Annahme, je mehr durchnäßt der Sand, desto besser, mindestens desto staubfreier. Das ist aber falsch. Der Sand sei eher zu wenig als zu stark durchnäßt. Nur die praktische Arbeit zeigt die richtige Beschaffenheit des Formsandes. Es mag sehr viel an der Sandart liegen, wieviel Wasser dazu zu verwenden ist. Man kann unmöglich sagen: auf diese bestimmte Menge Sand so und soviel Wasser. Sogar die Zimmertemperatur und die Jahreszeit spielen eine Rolle bei der Zuteilung der Wassermenge.

Der gleichmäßig durchweichte Sand wird nun geformt. Staub entwickelt sich nicht mehr; man hat also ein angenehmes Arbeiten. Bei richtiger Beschaffenheit des nassen Sandes läßt er sich schneiden, kneten, pressen, drücken, türmen. Die rohe Form genügt aber in der Regel nicht, weder der tastenden Hand noch dem Auge. Man will die Formen glätten. Auch hierzu gibt es ein überraschendes Mittel. — Ist die Form fertig, so breitet man Zeitungspapier darüber. Das Stück Zeitungspapier braucht nicht groß zu sein. Aber Zeitungspapier muß man verwenden. Wer anderes versuchen will, wird Lehrgeld zahlen. Weder Packpapier, nicht Stofflappen, noch Seidenpapier, noch Einschlagpapier bewähren sich praktisch so gut wie eben das Zeitungspapier. Dazu hat es den Vorteil, daß es so viel wie nichts kostet. — Unter dem Zeitungspapier formt man das bereits Gestaltete nach. Bei der nötigen Sorgfalt und bei einiger Erprobung erhält man vollkommen glatte Flächen. Das ist besonders für das Nachtasten angenehm.

Besonders bei heimatkundlichen Darstellungen wird man hin und wieder Figuren, wie Bäumchen, Häuschen, Brücken u. dgl. mit einbauen wollen. Das kann sehr leicht geschehen. Es empfiehlt sich, die Dinge mit einem möglichst langen Stiel zu versehen, welcher mit einem kleinen runden oder quadratischen Scheibchen abschließt. Die Größe des Scheibchens mag zwischen der eines Pfennigs und eines Markstückes liegen. Der Gegenstand wird sogleich beim Aufbau des Modelles plaziert. Die noch feuchtlichen Sandmassen sollen dicht an das Scheibchen angepreßt werden. Mit dem Nachglätten mittels Zeitungspapier ist etwas Vorsicht geboten. Man nimmt eben nur ein kleineres Stück Zeitungspapier. — Selbstverständ-

lich besteht auch die Möglichkeit, nachträglich Bäume einzustecken. Nur haben die nachträglich eingefügten Gegenstände (Figuren etc.) nicht den festen Halt wie die vorher eingepreßten. Soll also ein Modell einige Zeit erhalten bleiben und in dieser Zeit wiederholt betastet werden, so bringt man vorteilhaft die Beifiguren vorher an.

Die Verwendung des Sandkastens bereitet, ist einmal der Kasten vorhanden, keine Unkosten. Der Kasten freilich muß massiv und stark gebaut sein. Innen soll er mit Blech ausgeschlagen sein, damit nicht etwa Wasser durchsickern kann. Die Tiefe des Sandes scheint mit 8—10 Zentimeter genügend bemessen. Das äußere Ausmaß des Nürnberger Sandkastens ist 130:130 Zentimeter. Das Schutzbrett des Sandbehälters soll nicht zu sehr über die Sandhöhe hinaus überhöht werden, weil sonst die Tastbarkeit leidet. Mit 12 Zentimeter scheint es gut bemessen. — Schubladen, die sich leicht anbringen lassen, brauchen nur wenig und nur einfachstes Werkzeug aufnehmen: eine nicht zu breite Schaufel mit Stiel, einen kleinen Handbesen, ein oder zwei dünne aber breite Brettchen, vielleicht noch ein Sieb, dann ist das Sandkasteninventar vollständig.

Diese Zeilen wollten eine bescheidene Anregung geben. Es soll sogar eine Zusatzmasse geben, die den Sand steif macht, aber doch die Wiederverwendbarkeit ermöglicht. Vielleicht kann von andere Seite dahin eine Anregung oder Aufklärung gegeben werden.

*

Kleine Beiträge und Nachrichten

Bkm. d. MfV. v. 11. 11. 1930, betr. Massageschulen — I M V 2863 —. Als Massageschulen im Sinne des § 1 der Vorschriften über die staatliche Prüfung von Massören (Massörinnen) vom 10. 7. 1923[1]) sind staatlich anerkannt: Reg.-Bez. Königsberg: 1. Chirurgische Universitätsklinik in Königsberg i. Pr. 2. Städtische Krankenanstalt in Königsberg i. Pr. Reg.-Bez. Allenstein: 3. St. Marien-Hospital in Allenstein. Reg.-Bez. Frankfurt a. O.: 4. Krankenhaus Lutherstift in Frankfurt a. O. Stadtgemeinde Berlin: 5. Chirurgische Universitätsklinik in Berlin N 24, Ziegelstr. 5—9. 6. Anstalt des Dr. Kurt Immelmann in Berlin W 35, Lützowstraße 72. 7. Hydrotherapeutische Universitätsanstalt in Berlin N 24, Ziegelstr. 18/19. 8. Anstalt des Dr. med. et jur. Kirchberg in Berlin W 35, Lützowstr. 66. 9. Orthopädische Anstalt des Dr. Muskat in Berlin W 62, Kurfürstenstraße 124. 10. Institut für orthopädische Chirurgie in Berlin NW 40, Hindersinstr. 11, und Orthopädische Privatklinik in Berlin NW 6, Karlstraße 31, zusammen beide dem Dr. med. Hermann Engel gehörig. 11. Massage- und Hydrotherapeutische Abteilung der Charité, Berlin NW 6, Schumannstr. 21. 12. Orthopädische Universitätsklinik und Poliklinik in Berlin NW 6, Luisenstr. 3. Reg.-Bez. Stralsund: 13. Chirurgische Universitätsklinik in Greifswald. Reg.-Bez. Breslau: 14. Orthopädische Abteilung der Chirurgischen Universitätsklinik in Breslau. Reg.-Bez. Oppeln: 15. Krüppelheim zum heiligen Geist in Beuthen (Oberschles.). Reg.-Bez. Magdeburg: 16.Orthopädische Heilanstalt des Professors Dr. Blencke in Magdeburg, Walter-Rathenaustr. 67/69. 17. Privatklinik für Orthopädie des Sanitätsrats Dr. Kirsch in Magdeburg, Dreiengelstr. 15/16. Reg.-Bez. Schleswig: 18. Städtische Krankenanstalt in Kiel. Regierungsbezirk Hannover: 19. Krüppel- und Pflegeanstalt „Annastift" in Hannover-Kleefeld. Reg.-Bez. Stade: 20. Krankenhaus in Wesermünde-Lehe. Reg.-Bez. Arnsberg: 21. Krankenhaus Bergmannsheil in Bochum. 22. Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Dortmund. Reg.-Bez. Kassel: 23. Dr. Rohrbachs Fachschule für ärztliche Gehilfen, für Massage- und Badepersonal in Kassel-Wilhelmshöhe. Reg.-Bez. Wiesbaden: 24. Universitätsklinik für orthopädische Chirurgie (Friedrichsheim) in Frankfurt a. M.-Niederrad, Schleusenweg 2. Reg.-Bez. Koblenz: 25. Städtische Krankenanstalt Koblenz. 26. Evangelische Diakonieanstalt in Bad Kreuznach. 27. Städtisches Krankenhaus in Wetzlar. Reg.-Bez. Düsseldorf: 28. Chirurgisch-Orthopädische Klinik der städtischen Krankenanstalten in Essen. 29. Allgemeine städtische Krankenanstalten in Düsseldorf. 30. Evangelisches Krankenhaus in Oberhausen. — Reg.-Bez. Köln: 31. Orthopädische Abteilung des Bürgerhospitals in Köln. 32. Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Bonn. Reg.-Bez. Trier: 33. Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Trier. Reg.-Bez. Aachen: 34. Landesbad in Aachen. I. A.: Dr. Schopohl.

(Aus der Volkswohlfahrt, Amtsblatt des Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt, Jahrgang 11, Nr. 23.)

Beschulung sehschwacher Kinder. Ueber die Beschulung der blinden und der taubstummen Kinder nach dem Gesetz vom 7. August 1911 (Gesetzsamml. S. 168) ist im Anschluß an die Ausführungsanweisung vom 21. Dezember 1911 der Runderlaß vom 24. Juni 1926 — U III 4925/25, M. f. V. III E 1858 — (Zentrbl. S. 263)* ergangen, der auch weiterhin zu beachten bleibt. Im Einverständnis mit dem Herrn Minister für Volkswohlfahrt erhält der Erlaß folgenden Zusatz: „Wenn ein Kind, dessen Schulpflicht nach § 4 des Gesetzes vom 7. August 1911 festgestellt ist, sich als nur sehschwach erweist, kann die Blindenschulpflicht im Sinne des § 1 Abs. 5 des Gesetzes von der Schulaufsichtsbehörde als ruhend erklärt werden, falls und solange dieses Kind in etwa bestehenden Sehschwachen-Schulen oder

*) Abgedruckt im Blindenfreund Jhrg. 1926, S. 218.

Sehschwachen-Sonderklassen beschult wird.“ Dieser Erlaß ist auch in den Amtlichen Schulblättern zu veröffentlichen. Berlin, den 14. Oktober 1930. Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Im Auftrag: Wende. (Aus dem Zentralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preußen. Jahrgang 72, Heft 21, Nr. 393.)

Auszeichnung von Blindenarbeiten. Bei der vor kurzem in Berlin von dem Norddeutschen Wollkämmereiverbande veranstalteten Wettbewerbsausstellung erhielten 6 junge Mädchen der Staatl. Blindenanstalt in Berlin-Steglitz je eine Auszeichnung mit einem Geldpreise für hervorragende Leistungen. Sie hatten unter Leitung ihrer Lehrerin Frl. Hoesch verschiedene reich gemusterte, farbenfreudige Kissen, Kaffeewärmer, Tücher und Kinderschuhe gefertigt. Picht.

Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks e. V. Berlin. Als neues Mitglied wurde die Blinden-Beschäftigungsanstalt des Fürsorgevereins für die Blinden von Mainz und Umgegend e. V. Mainz, Rosengasse 12, aufgenommen.

Berlin—Steglitz: Wanderungen und Erholungsfürsorge 1930. Nach Schluß der „Saison“ gibt man sich wohl Rechenschaft über das, was man sollte, wollte, erreichte, zieht das Fazit und faßt Vorentschlüsse für das kommende Jahr. Ein kurzer Tatsachenbericht soll folgen, kein Stimmungsbericht. Es will mir scheinen, daß wir an Anregungen, die von Stimmungsberichten ausgehen; nun bald genug haben. Alle sind überzeugt, daß Ferientage bei Schulwanderungen, Ausflügen, Reisen, Erholungsaufenthalten gute Wirkungen auf Körper, Geist und Gemüt auch der Blinden haben. In diesem Jahre standen uns haushaltplanmäßige Mittel für Wanderungen und außerplanmäßige Mittel für die Erholungsfürsorge zur Verfügung. Wir übergehen die kleinen Veranstaltungen, die als stetig wiederkehrend ein fester Bestandteil im Bildungsplan geworden sind: die vorgeschriebenen monatlichen Wandertage, die Badefahrten nach Wannsee, die Turnmärsche, die Wanderungen bezw. Fahrten zu Fußballwettkämpfen, die Ausflüge der während der kleinen Ferien in der Anstalt Verbliebenen. Wir erwähnen nur die größeren Wanderungen (A) und die eigentlichen Erholungsaufenthalte (B) und fügen kritisch wertende Anmerkungen an.

A) 1. Die Klasse 1, 12 Schüler des 7. und 8. Schuljahres, machte im August eine 5tägige Fahrt in den Harz. Die Reisekosten betrugen rund . . . Mark. Der Harz eignet sich nach unsern Erfahrungen für Schulwanderfahrten ganz besonders, weil er eine Fülle von verschiedenartigen Anschauungen vermittelt. Um von den vielen Auswertungsmöglichkeiten nur eine herauszuheben, weisen wir hier hin auf Berichte von Schülern „Ueber den Besuch der Hermannshöhle“ und „Ueber den Abstieg vom Brocken nach Ilsenburg“, die in den Steglitzer Nachrichten“, November 1930, veröffentlicht worden sind.

2. Eine Gruppe von 12 Berufsschülern besuchte im Juni 4 Tage lang den Harz. Nicht ganz so sehr wie bei den Jüngeren kam es hier auf unterrichtlich auswertbare Erfahrungen an, es ging mehr um Wanderleistungen und Erlebnisse überhaupt. Die Harzwanderung befriedigte die Beteiligten im allgemeinen mehr als die vorjährige Riesengebirgstour.

3. Der praktischen Berufsschulung diente eine Ganztagesfahrt von 10 Korbmacherlehrlingen nach Schöneiche. Unter Leitung des ausbildenden Meisters lernten die Lehrlinge die Weidenanpflanzungen und Schäleinrichtungen eines Großpächters kennen.

B) 1. 10 Knaben fanden im April für 4 Wochen Aufnahme in dem Blindenerholungsheim in Wernigerode. Sie standen dort unter der besonderen Obhut eines unserer Anstaltspfleger.

2. 8 Mädchen verbrachten mit einer Pflegerin 4 Wochen in dem neuen Eigenheim eines Blinden in Tornow bei Teupitz am See. Das Heraus-

nehmen aus dem Anstaltsalltag, die Liegekuren, Wagenfahrten, das Baden und Rudern, das Wandern und Spielen brachten eine Erholung für Körper und Geist. Für einen Teil der Erholungsbedürftigen wäre allerdings eine Verlängerung des Aufenthalts erwünscht gewesen.

3. 1 Knabe, 13 Jahre alt, wurde, da er wegen Erkrankung mit der Gruppe zu 1 nicht verschickt werden konnte, dem Erholungsheim der Stadtmission in Morin/Nm. zugeführt. Obwohl oder weil man sich dort in liebevollster Weise seiner annahm, fühlte er sich als einziger Blinder unter den Sehenden so wenig wohl, daß er vor der Zeit zurückgeholt werden mußte.

Die Großstadtschule ist nicht unser Ideal. Die größeren Wanderungen haben zweifellos manchen ihrer Mängel ausgeglichen. Wir waren bisher in der Lage, jeden unserer Schüler mindestens einmal in das Gebirge und an die See zu bringen. Das kann uns aber nicht genügen. Fahrtenerlebnisse werden und sollen unter den Erlebnissen immer eine Sonderstellung einnehmen. Im Schulalltag soll der Erlebnisunterricht bei uns schon im nächsten Jahre eine Erweiterung erfahren durch Begründung einer Sommerschule in Rehbrücke. Wir hoffen, dort gleichzeitig Erholungsfürsorge, nachhaltige erzieherische Beeinflussung und Schulung bei lebensnaher freudiger Selbstbetätigung betreiben zu können. A. Peiser.

— **Berlin.** Die seit 10 Jahren hier bestehende **Schule für Sehschwache** hat sich als selbständige Einrichtung sehr gut entwickelt. Sie zählt gegenwärtig in 3 Schulen mit 22 Klassen gegen 300 Kinder. Bei der Größe der Stadt konnten noch lange nicht alle sehschwachen Kinder erfaßt werden, so daß die Einrichtung weiterer Schulen bevorsteht. Die Schulen haben 8klassigen Aufbau, so daß sehschwache Kinder sofort der Sonderschule zugewiesen werden können. Für besonders begabte Schüler ist eine Aufbauklasse mit erweiterten Lehrzielen eingerichtet. Eine besondere Berufsschule für Sehschwache mit Fachklassen ist der Tagesschule angegliedert. Leiter der Berufsschule, des Ausbildungsseminars für Lehrende an Sehschwachenschulen und der Arbeitsgemeinschaft für Lehrer an den deutschen Sehschwachenschulen (50 Mitglieder) ist der Rektor der zweiten Schule für Sehschwache, H. Herzog, Berlin N. 31, Stralsunder Straße 54.

— **Von der Notenbeschaffungszentrale für Blinde, bei der Kreditgemeinschaft, e. V., Berlin.** Zur Zeit werden an alle der Notenbeschaffungszentrale bezw. dem Reichsdeutschen Blindenverband bekannten blinden Musiker Preisverzeichnisse der im Verlage der Notenbeschaffungszentrale hergestellten Druckwerke und Verzeichnisse der Übertragungen versandt, welche zur leihweisen Hergabe an blinde Musiker zur Verfügung stehen. Blinde Musiker, die eine solche Sendung nicht erhalten haben bezw. nicht alsbald erhalten, werden gebeten, der Notenbeschaffungszentrale nach Berlin N. 24, Monbijouplatz 3 (Kreditgemeinschaft) Mitteilung machen zu wollen. Beabsichtigt wird, von Zeit zu Zeit Ergänzungen des Preisverzeichnisses in Schwarzdruck zu übersenden und das Verzeichnis der Übertragungen zur leihweisen Überlassung in Blindendruck herzustellen. Die Notenbeschaffungszentrale bittet darum, alle auf den Druck von Notenwerken bezüglichen Anfragen und alle Bestellungen auf Druckwerke richten zu wollen an die Geschäftsstelle der Notenbeschaffungszentrale für Blinde bei der Kreditgemeinschaft e. V., Berlin N. 4, Monbijouplatz 3. Dort werden alle den Druck betreffenden Angelegenheiten bearbeitet und die Mehrzahl der fertigen Druckwerke in einem von der Kreditgemeinschaft bereitgestellten und ausgestatteten Raum aufbewahrt. Alle Anfragen und Wünsche, welche Übertragungen betreffen, sind nach wie vor an die Geschäftsstelle der Notenkommission beim Reichsdeutschen Blindenverbande, V, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Straße 33, zu richten. Gebeten wird, Anfragen, Bestellungen und Wünsche, welche verschiedene Gebiete betreffen, nicht in einem Schreiben zu vereinigen, sondern auf getrennten

Blättern — Zettel genügen — zu vermerken, so daß die Anfertigung von Auszügen für die einzelnen Gebiete unnötig wird. — Schließlich wird daran erinnert, daß leihweise ausgegebenen Übertragen zurückgegeben werden müssen, sobald sie nicht mehr gebraucht werden. Von diesen Übertragungen dürfen Abschriften zum dauernden eigenen Gebrauch angefertigt werden. Soweit in den Übertragungen Fehler festgestellt werden, ist es zweckmäßig, diese Fehler anzustreichen und bei der Rücksendung auf sie aufmerksam zu machen, damit eine Korrektur erfolgen kann. gez. Cl.

— Eine Anfrage nach den **Bestimmungen über Gewerbehygiene in Blindenwerkstätten** hat der Verband der deutschen Blindenanstalten wie folgt beantwortet:

„Wir gehen davon aus, daß in einer Blindenwerkstatt folgende Handwerke betrieben werden: Bürstenmacherei, Besenmacherei, Korbflechterei, Seilerei, Mattenflechterei und Stuhlflechterei. Sonderbestimmungen für Blindenwerkstätten bestehen nicht. Es kommen somit auch für Blindenwerkstätten zunächst die allgemeinen Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung (§§ 120a, 120b, 120c und ff.) in Betracht, nach denen die Gewerbeunternehmer verpflichtet sind, die Arbeitsräume, Betriebseinrichtungen, Maschinen und Gerätschaften so einzurichten und zu unterhalten und den Betrieb so zu regeln, daß die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit soweit geschützt sind, wie es die Natur des Betriebes gestattet. Da die allgemeinen Bestimmungen sich nach der Größe der in Frage kommenden Werkstätte, d. h. nach der Anzahl der beschäftigten Arbeiter und der Art der Arbeit richten, muß empfohlen werden, sich von Fall zu Fall mit dem zuständigen Gewerbeaufsichtsamt in Verbindung zu setzen. Neben diesen Rahmenbestimmungen der Reichsgewerbeordnung kommen die nachfolgenden Sondervorschriften in Frage, die auf Grund des § 120e der Reichsgewerbeordnung erlassen worden sind:

1. Die Bekanntmachung des Reichskanzlers betr. die Einrichtung und den Betrieb der Roßhaarspinnereien, Haar- und Borstenzurichtereien, sowie der Bürsten- und Pinselmachereien vom 22. Oktober 1902, RGBl. S. 269, Jahrgang 1902.
2. Die Bekanntmachung des Reichskanzlers betr. Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bei der Bearbeitung von Faserstoffen, Tierhaaren, Abfällen oder Lumpen vom 2. Dezember 1909, RGBl. S. 969, Jahrgang 1909.

Sonstige Bestimmungen über Gewerbehygiene kommen für die in den Blindenwerkstätten ausgeübten Handwerke nicht in Betracht.“

Dr. Peyer.

★

Bücher und Zeitschriften

Quellenbuch zur Geschichte des schweizerischen Taubstummenwesens. Dieses monumentale Werk ist herausgegeben von Eugen Sutermeister, Zentralsekretär des „Schweizerischen Fürsorgevereins für Taubstumme" in Bern. Das zweibändige Werk umfaßt 1439 Seiten mit 300 Bildern. Es ist im Selbstverlag des Herausgebers erschienen, in Ganzleinen gebunden und schon in der äußeren Gestalt ansprechend und ansehnlich. Der Preis beläuft sich auf etwa fünfzig deutsche Mark.

Warum dieser Neuerscheinung auf dem Gebiete des Taubstummenwesens auch vor Blinden und Blindenfreunden Erwähnung getan werden soll, das hat der Gründe vielerlei. Vor allem scheint mir das Werk vorbildlich, wie die Geschichte eines Sondergebietes der Erziehung und der Fürsorge quellenmäßig historisch dargestellt werden kann und soll. Um dies zu erweisen, sei in Kürze der Inhalt skizziert: Kapitel I: Vom Wesen der Taubstummheit. Kapitel II: Die Taubstummheit in der Schweiz. Kapitel III: Das Los der Taubstummen in alter Zeit und altzeitliche Beispiele vom Selbstunterricht Taubstummer in der Schweiz. Kapitel IV: Erste Fürsorge und vereinzelte Unterrichtsversuche. Kapitel V: Verallgemeinerung des Taubstummenunterrichts. A) Die äußere Geschichte der öffentlichen Taubstummenanstalten. B) Privatlehrer und Privatanstalten. Kapitel VI: Taubstummenunterricht und Taubstummenerziehung. A) Schulgeschichtliches. B) Die Taubstummenlehrer. C) Das Verhältnis der Kantone zur Taubstummenerziehung. D) Auswärtige behördliche Beziehungen. Kapitel VII: Fürsorge für die erwachsenen Taubstummen. A) Ihre Fürsorgebedürftigkeit. B) Was die Anstalten für ihre entlassenen Zöglinge getan haben. C) Andere Fürsorgeorganisationen. Kapitel VIII: Die erwachsenen Taubstummen. A) Berufsleben. B) Eheleben. C) Rechtsleben. D) Selbsthilfe. E) Lebensgeschichten hervorragender Gehörloser. Kapitel IX: Verwandte Gebiete. A) Taubblinde. B) Hörstumme. C) Schwerhörige und Spätertaubte. D) Heilung von Sprachkrankheiten. Kapitel X: Der Taubstummenarzt. Kapitel XI: Bibliographie des schweizerischen Taubstummenwesens. Kapitel XII: Statistik. Anhang: Wünsche für die Zukunft. Sach-, Personen- und Ortsregister.

Es ist bekannt, daß die Beziehung bezw. die Trennung von Blindenwesen und Taubstummenwesen eben geschichtlich gesehen eine ziemlich ungeklärte Sache ist. Spärliche archivalische Anhaltspunkte weisen auf eine Beziehung zwischen Blinden- und Taubstummenwesen in Frankreich hin. Das hier über Schweizer Verhältnisse vorliegende Quellenwerk gibt zuverlässige Anhaltspunkte über die geschichtliche Beziehungssetzung zwischen Taubstummen- und Blindenwesen in der Schweiz. Es finden sich Namen, die für die Geschichte des deutschen Blindenwesens wie des deutschen Taubstummenwesens gleich bedeutend sind. Vor allem ist es Stork (auch Storck), der wiederholt genannt wird (S. 79, 87, 814, 819). Schon Gaheis erwähnt ihn in seinem Handbuch der Lehrkunst für den ersten Unterricht in deutschen Schulen. Wien 1809. Seite 251.

Es scheint in der Geschichte des Schweizer Taubstummenwesens längere Zeit eine umstrittene Frage gewesen zu sein, ob es angebracht erscheine, die Taubstummen- und die Blindenanstalt miteinander zu verbinden. Als Beispiele seien genannt: Aargau 1810, S. 95. — Aarau, S. 128. — Zofingen, S. 739/741. — In Deutschland bestand schon zu Zeiten Kleins eine entschiedene Abneigung, beide Arten von Sonderanstalten miteinander zu verbinden.

Dieser Organisationsfrage entsprechend wird auch das Verhältnis zwischen Blinden und Taubstummen vielfach erörtert. Dasselbe zeigt sich auch in den handschriftlichen Hinterlassenschaften in den deutschen bezw. österreichischen Archiven. Das Quellenwerk bringt S. 553 ein diesbezügliches Gedicht und S. 558/59 eine dramatische Szene, betitelt: „Peregrinus". Außerdem enthält das Werk manche interessante Hinweise, auch bibliographischer Art. —

Auch die Geschichte der Blindenfürsorge nimmt an der Geschichte der Taubstummenfürsorge ernstes Interesse; denn in der Schweiz übernimmt vielfach ein und dieselbe Organisation die Fürsorge für Blinde und für Taubstumme. Dazu als Belegstellen Seite 259, 615, 681, 717, 861, 894/97, 921.

Der Blindenpädagoge wird nicht minder wie der Taubstummenpädagoge Interesse nehmen an dem Kapitel über Taubblinde. (S. 1197 bis 1211). Zunächst findet der Aufruf des Pfarrer Studer „Aus dunkelster Nacht“ (aus dem Jahre 1907) Nachruck. Dann bringen die folgenden Seiten die Lebensbilder der Taubblinden Meystre, Pache und Randegger. Was in diesen Abschnitten gesagt wird, scheint mir vor allem deshalb so sehr beachtenswert, weil es historisch einwandfrei ist; es sind ja Quellen, die hier veröffentlicht wurden. Was im allgemeinen über Taubblinde an Literatur vorhanden ist, kann nicht immer als einwandfrei und sachlich angesprochen werden.

Wie das Fürsorgewesen, so zeigt auch die Statistik eine Verknüpfung der Interessen für Blinde und Taubstumme. Von den Gebrechlichenzählungen der Jahre 1897, 1898, 1910 sind die Zählkarten abgedruckt. Ferner befaßt sich das Werk mit der Gebrechlichenstatistik, d. i. Statistik über Taube, Taubstumme, Lahme, Epileptische und Blinde an zahlreichen Stellen. Besonders beachtlich für die Kreise des Blindenwesens erscheinen mir die Ausführungen Seite 1321—23, 1328, 1330, 1337—40, 1345, 1353 und 1359.

Das Sutermeister’sche Quellenbuch bestätigt auch wiederum die in der deutschen Rechtsgeschichte gemachten Wahrnehmungen, daß nämlich in vielen Rechtsbelangen der Blinde gemeinsam mit den anderen Gebrechlichen, vorzüglich gemeinsam mit den Taubstummen, behandelt wird. Belege finden sich für das Jahr 1716 Seite 1075, für 1719 Seite 1073. Neuere Angaben beziehen sich auf die Jahre 1909 und 1910 (Seite 801 und 823).

Bedeutende Namen wie Hirzel, Heinrich von Orell, Näf, Schibel, Kull, Keller, Heinicke und Lavater zeigen die breite Basis historischer Sicht. Auch die derzeitigen Direktoren Hepp und Altherr fanden gebührende Erwähnung.

Das Quellenwerk Sutermeisters hat, wo immer es bis heute bekannt wurde, uneingeschränkte Anerkennung gefunden. Es ist ein Quellenwerk ersten Ranges. Es stellt Sutermeisters Lebensarbeit dar. Um so rühmender muß anerkannt werden, daß der Herausgeber selbst sich meist nur unter „E. S.“ anonym nennt. Der Bescheidenheit nicht zu wenig, wo doch Sutermeister eine führende und tonangebende Rolle im Schweizer Blindenwesen spielt! Das „E. S.“ tritt öfter auf, als es dem bescheidenen Autor entspricht. Das verrät uns auch das Vorwort. Jedenfalls wird der Name Sutermeister nicht mehr vergessen werden in der Geschichte der Sonderpädagogik und Sonderfürsorge. — Aufrichtig anzuerkennen ist die tiefe Ethik, mit welcher der Autor geschaffen. Seine letzte und bewegende Absicht läßt sich zusammenfassen in seine eigenen Versworte:

> Ob taub er oder blind — wer sinnvoll, kann beschämen,
> Die da vollsinnig sind und sich sinnlos benehmen.

Das Buch will nicht nur Tatsachen und Quellen bieten, es will auch Anregung geben. Mir scheint, der Geschichte des deutschen Blindenwesens wäre bestens gedient, wenn auch für Deutschland ein „Quellenbuch“ für das Blindenwesen und seine Geschichte geschrieben würde. Freilich entrückt die Notlage der Gegenwart diese Erwartung. Das Sutermeister’sche Quellenbuch ist eine Angelegenheit von 30000 Franken. Für Deutschland ist diese finanzielle Basis untragbar, immerhin könnte von dem Werk die Anregung zu neuerlichen historischen Teilstudien ausgehen. Die Zusammenfassung mag später folgen. Auch Sutermeister hat ein Menschenleben lang daran gearbeitet. Möge die Mühe ihren Lohn und der hohe Wert seine uneingeschränkte Anerkennung finden! Dr. Bauer-Nürnberg.

Pädagogische Gesamtbibliographie, Heft 11. Erfurt: Kurt Stenger 1930. 60 S. 6.— RM. Das 1. Heft der Pädagogischen Gesamtbibliographie brachte eine Zusammenstellung der pädagogischen Literatur des Jahres 1925. In Heft 7 wurde zum ersten Male die Literatur des Sonderschulwesens mit einbezogen, und zwar die Veröffentlichungen des ersten Halbjahres 1929. Im Blindenfreund 1930, S. 143, wurde auf dies Heft hingewiesen. Die Veröffentlichungen des Sonderschulwesens aus dem 2. Halbjahr 1929 finden sich in Heft 10. Die Literatur des 1. Halbjahres 1930 ist gegenwärtig in Druck. Da die „Bibliographie des Blindenwesens" (Verlag: Staatl. Blindenanstalt Berlin-Steglitz 1928) bis einschließlich 1928 reicht, schließen sich die Literaturangaben über Blindenwesen in der Päd. Gesamtbibliographie zeitlich an. Eine Lücke besteht nur insofern, als die Aufsätze aus unseren Fachorganen aus den Jahren 1926, 1927 und 1928 bisher nicht aufgenommen werden konnten. Die Zeitschriftenliteratur bis 1925 enthält ja das „Verzeichnis der Abhandlungen und Nachrichten über das Blindenwesen" (Verlag: Hannover-Kirchrode, Verein zur Förderung der Blindenbildung, 1927). Diese Lücke wird aber auch in absehbarer Zeit geschlossen sein. Die nächsten Hefte erscheinen als „Bibliographische Einführung in die Heilpädagogik". Sie umfassen die Literatur von Kriegsende bis einschließlich 1928. Der erste Teil dieser Bibliographischen Einführung liegt jetzt mit Heft 11 vor. Er ist herausgegeben im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht von Dr. Bruno Klopfer.

Unter Heilpädagogik ist das gesamte Sonderschulwesen gemeint. Wir alle kennen den seit Jahren gehenden Streit, was zur Heilpädagogik gehört und was nicht. Heute sind wir soweit, daß sich bald keine Sonderschulgruppe mehr zur Heilpädagogik zählt. Und fällt diese vielumstrittene Bezeichnung, bleibt doch die Sache selbst, der Streit wäre damit keinesfalls aus der Welt geschafft. Er ist überhaupt nicht von außen her zu lösen, erst recht nicht durch Schlagworte, die sachlich nicht begründet sind und oft ganz andere Hintergründe haben. Die Frage kann nur von innen her zur Klarheit geführt werden, gemäß der besonderen Eigenart und Gesetzlichkeit jeder Sonderschulgruppe. Der Weg zu einer Klärung in diesem Sinne ist beschritten. Bei Linus Bopp (Allgemeine Heilpädagogik, Freiburg i. Br. 1930) lesen wir z. B. S. 12: „Die Erziehung des geistig normalen Blinden . . . . hat methodisch mit den erzieherischen Bemühungen einem Psychopathen oder Schwachsinnigen gegenüber nicht sehr viel gemeinsam. Auch ist bei Nichtvollsinnigen an eine Heilung durch Erziehungsmaßnahmen nicht zu denken im Sinne der Aufhebung des Defektes. „Damit ist ein klarer Trennungsstrich gezogen zwischen den Geistesdefekten (Schwachsinnige, Hilfsschüler, Psychopaten) und den Sinnesgeschädigten. Nach Erkenntnis dieser Sachlage dürfte es in Zukunft wohl unmöglich sein, Blinde und Schwachsinnige in einer Anstalt zu vereinen, wie es vor einem Vierteljahrhundert in Chemnitz-Altendorf geschah. Was man grade an dieser Anstalt in den letzten Jahren hinsichtlich Stellenbesetzung erleben mußte, zeigt allerdings, daß die maßgebenden Stellen in Sachsen heute noch auf dem Standpunkt von 1904 stehen und der inneren Besonderheit des Blindenunterrichtes kein Verständnis entgegenbringen.

Bei der „Bibliographischen Einführung in die Heilpädagogik" wird die Grenze scharf innegehalten. Die Literatur über Sinnes- und Körpergeschädigte ist in einem besonderen Abschnitt zusammengestellt. Heft 11 als erster Teil umfaßt „Die psychischen und sozialen Regelwidrigkeiten im Kindes- und Jugendalter und ihre Behandlung". Als Einleitung sind vorangestellt allgemeine Arbeiten über Heilpädagogik. Unter anderem findet man hier die Untersuchungen über Abgrenzung der Heilpädagogik. Der Standpunkt der Blindenpädagogen wird vertreten durch die diesbezüglichen Arbeiten von Bechthold und Bauer. Das Heft weist dann weiter folgende Gliederung auf:

I. Die psychischen Regelwidrigkeiten (bearbeitet von Dr. Klopfer und Dr. Billig).

1. Allgemeines
2. Geisteskrankheiten und organische Erkrankungen mit psychischen Störungen
3. Schwachsinn
4. Psychopathie
5. Psychopathenerziehung und Psychopathenfürsorge
6. Erziehungsschwierigkeiten
7. Psychophysische Einzelsymptome.

II. Soziale Fehlentwicklungen (mitbearbeitet von Landgerichtsdirektor Herbert Francke und Dr. Käthe Mende vom Archiv für Jugendwohlfahrt).
1. Allgemeine Arbeiten über soziale Fehlentwicklungen
2. Erscheinungsformen der sozialen Fehlentwicklungen
3. Ursachen und Verlauf sozialer Fehlentwicklungen
4. Fürsorgemaßnahmen z. Bekämpfung der Verwahrlosung u. Kriminalität
5. Kriminalpädagogik.

Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Untergruppen näher einzugehen. Nur das Eine möge gesagt sein, daß eine vorbildliche Systematik der Gliederung bis zu allen Einzelfragen durchgeführt ist, wie wir sie sonst in Bibliographien kaum finden. Das war nur möglich bei gründlichster Kenntnis des umfangreichen Schriftenmaterials. Durch ein Schlagwortverzeichnis im letzten Heft wird die Arbeit des Aufsuchens noch erleichtert werden. Ein verbindender Text zwischen den einzelnen Gruppen charakterisiert knapp und treffend das in den Unterabschnitten zusammengestellte Titelmaterial.

Uns dürfte besonders die Literatur unter I 6 und I 7 interessieren. Wir finden hier z. B. Literaturangaben über folgende Fragen: Charakterfehler, Milieutypen, harmonische Erziehung, Trotz, Gehorsam, Waisenkind, das einzige Kind, das verwöhnte Kind, Elternsünden, das nervöse Kind, Stiefkind, das musikalische Wunderkind, hervorragende akustische Fähigkeiten bei Kindern, das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, Bewegungsdrang normaler und anormaler Kinder. Tic, Bettnässer, Eßstörungen, Schlafstörungen, Lüge, Diebstahl, Rauchen Jugendlicher, Sexualproblem, Sittliche Krisis der heutigen Jugend. Man sieht, an wieviel Fragen hier gerührt wird, die grade uns in der Anstaltserziehung als Problem entgegentreten. Man sieht aber auch, wie weit der Rahmen gesteckt ist und über das, was man gemeinhin unter Heilpädagogik versteht, hinausgeht. Die Hefte der Pädagogischen Gesamtbibliographie werden in Zukunft für jeden unentbehrlich sein, der sich mit den mannigfaltigsten Fragen der Pädagogik auseinandersetzen will. Und vor allem wird ihr Gebrauch eine nicht zu unterschätzende Zeitersparnis beim Aufsuchen der gewünschten Literatur bedeuten. Werner Schmidt, Berlin-Steglitz.

Katalog der in der Braille'schen Punktnotenschrift f. Bl. im V. z. F. d. Bl. erschienenen Musikalien. Verein zur Förderung der Blindenbildung e. V. Hannover-Kirchrode.

Die Blindenfürsorge in Hamburg. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Blindenanstalt von 1830 in Hamburg von H. Peyer, Direktor der Hamburger Blindenanstalten. Verlag der Blindenanstalt. — Inhalt: Vorwort (Senator Neumann); Vor der Gründung der Blindenanstalt von 1830; die Gründung der Blindenanstalt von 1830; das neue Haus in der Minenstraße; die neuzeitliche Entwicklung (der Blindenunterricht, die Berufsausbildung, die Blindenfürsorge); Rückblick und Ausblick. Legate und Stiftungen für Blinde nach dem Jahre 1830; Blindenstatistik; Verzeichnis der Lehrer und Angestellten.

Die geschmackvoll schlicht gehaltene Festschrift gibt einen kurzen aber ausreichenden und gefälligen Bericht über die Entwicklung des Hamburger Blindenwesens. Für uns neu sind die Quellennachrichten aus der Zeit vor der Gründung der Anstalt. Sie sind ein wertvoller Beitrag für unser historisches Schrifttum. H. M.

Gesundheitsfürsorge und Kommunalverwaltung. Heft 15 der Beiträge zur sozialen Fürsorge, herausgegeben im Auftrage des Landeshauptmanns der Provinz Westfalen in Verbindung mit dem Landes-Fürsorgeverband, dem Landes-Jugendamt, der Landesversicherungsanstalt der Prov. Westfalen. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1931. Geh. 4.50 RM; geb. 5.70 RM. — Aus dem Inhalt: Fürsorge für sittlich Gefährdete. Die Lungentuberkulose und ihre örtliche Bekämpfung. Die Aufgaben überörtlicher Organisationen im Kampfe gegen die Lungentuberkulose. Die Ursachen der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit und ihre Bekämpfung. Die kommunale Seuchenbekämpfung mit besonderer Berücksichtigung des Kindesalters. Moderne Geisteskrankenfürsorge. Praktische Verwaltungsfragen bei der Unterbringung von Geisteskranken. Aufgaben und Ziele einer modernen Blinden- und Taubstummenfürsorge (Oberbürgermeister Dr. Jung, Göttingen). — Die Schrift bringt die Vorträge, die für Sozialbeamte(innen) gehalten wurden. Dr. Jung nimmt an der Blindenfürsorge lebhaftesten Anteil. Produktivität und Rentabilität müssen auch bei Blinden im Vordergrunde aller Bestrebungen stehen. Leider sei die Arbeitsfürsorge nicht imstande, die Lebensverhältnisse der Blinden zu befriedigen, „wenn nicht zugleich eine ausreichende Lebensgrundlage, wie sie in der Blindenrente m. E. mit Recht angestrebt wird, vorhanden ist.“ Die Ueberleitung von der Anstalt ins Wirtschaftsleben soll nicht ohne Fühlung zwischen Anstalt und Fürsorge vollzogen werden. Dr. Jung stimmt unseren Wünschen auf Schulausbildung, Berufsausbildung, Einführung in das Wirtschaftsleben und entsprechende Fürsorge zu. H. M.

„Die Bedeutung der Sehschwachenschule im Rahmen des Hamburger Schulwesens“ erörtert H. Dölberg in der Hamburger Lehrerzeitung vom 15. Nov. 1930. Verf. begründet den Eltern und Lehrern die Dringlichkeit der Sonderbeschulung sehschwacher und sehgefährdeter Kinder und die Notwendigkeit der Augenuntersuchung aller Schulneulinge durch einen Schulaugenarzt. H. M.

„Lehrbuch der systematischen Punktschrift — Typographie nebst fachtechnischen Hinweisen“ von Maria Lomnitz-Klamroth, Sanatorium h. c. der Universität Leipzig, Direktor der „Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig“ und der „Leipziger Blindendruckerei“. Leipzig, Juni 1930. VII und 77 S. — Das Lehrbuch ist die vierte, verbesserte und erweiterte Auflage der „Anleitung für handschriftliche Uebertragungen in Punktschrift“. Wir zeigen das Buch hier nur an, weil wir es nach dem Nürnberger Kongreßbeschluß der Punktschriftkommission überlassen wollen, das Buch mit dem entsprechenden Teil der „Marburger Systematik“ zu vergleichen und Stellung zu nehmen. H. M.

Klug Péter & Simon József: ”A magyarországi gyógypedagógiai intézetek müködése az 1929/30. tanitási évben. Budapest 1930.

Bericht des heilpädagogischen Landesfachinspektors Peter Klug und seines Stellvertreters Josef Simon über das Wirken der ungarischen heilpäd. Anstalten im Schuljahre 1929/30.

Aus dem Bericht ist zu ersehen, daß in Ungarn die einzelnen heilpäd. Disziplinen auf streng getrennten Feldern arbeiten, aber unter einer gemeinsamen Oberleitung stehen. Der Bericht umfaßt sechs Gruppen des heilpäd. Unterrichtes u. z.: I. Taubstummen-Anstalten, Taubstummen-Lehrlingsschulen, Beschäftigungsanstalten für erwachsene taubst. Mädchen und Jünglinge. II. Schwachhörigen-Schulen. III. Sprachheilkurse für Sprachgebrechliche. IV. Blinden-Anstalten, Taubblinden-Bildung, Beschäftigungs-Anstalten für erwachsene Blinde. V. Anstalten für Schwachsinnige. VI. Hilfsschulen.

Das Fachinspektorat ist eine Verwaltungsbehörde, welche berufen ist, die Arbeit der heilpäd. Anstalten zu sichern und zu fördern, und aus dem Bericht ist zu ersehen, daß sie dieser Anforderung vollständig entspricht.

Trotz der schweren Verhältnisse der Nachkriegszeit, trotz dem schweren Friedensvertrag, welcher dem einst blühenden Lande zwei Drittel seines Bodens und auch seiner Anstalten nahm, geht es auf heilpäd. Gebiete unter der zielbewußten Leitung des Fachinspektorates langsam aber sicher vorwärts. Zwei Taubstummen-Anstalten bekamen neue Internats-Gebäude. 2 neue Hilfsschulen wurden errichtet, und die Vorarbeiten zur Errichtung 8 neuer Anstalten für debile Kinder sind im Gange. Die jährlich an Ort und Stelle vorgenommenen Ueberprüfungen der Unterrichtsresultate sämtlicher Anstalten, ergeben eine erfreuliche intensive Entwicklung des speziellen Unterrichts-Wesens. Neben der Beaufsichtigung der Unterrichtsarbeit ist auch die Förderung der Standesinteressen der Heilpädagogen Aufgabe des Fachinspektorates. Heranbildung von Heilpädagogen, Errichtung weiterer heilpäd. Schulen und Anstalten, gesetzliche Sicherung der Schulpflicht. Veranstaltung von Fortbildungskursen usw. sind seine weiteren Aufgaben.

Das Fachinspektorat führt auch einen genauen Kataster über sämtliche abnormen Kinder in Ungarn, um die Heilerziehung jedes einzelnen besorgen zu können.

Parallel mit dem Fachinspektorat, wirkt ein heilpädagogischer Fachrat, unter dessen Mitgliedern sämtliche heilpäd. Gebiete vertreten sind. Aufgabe dieser Korporation ist, sämtliche neu auftauchende Fragen und Probleme zu erörtern und darüber entsprechende Vorschläge zu machen. Im vergangenen Schuljahre war seine Hauptaufgabe, die veralteten Lehrpläne sämtlicher heilpäd. Disziplinen umzuarbeiten und den modernen Anforderungen anzupassen. Auch neue, zeitgemäße Reglemente wurden ausgearbeitet. Eine besonders wichtige Aufgabe dieses Fachrates war und ist auch weiter, die Schaffung neuer Lehr- und Lesebücher.

Der Bericht bringt dann noch die Referate der Leiter sämtlicher unter der Oberleitung des heilpäd. Fachrates stehenden Anstalten. Daraus ist zu ersehen, daß in Ungarn in

12 Taubstummenanstalten	von	99	Heilpädagogen	1043	Zöglinge
1 Schwerhörigenschule	„	5	„	38	„
9 Sonderkursen für Sprachkranke	„	8	„	660	„
6 Blindenanstalten	„	26	„	528	„
5 Anstalten für Schwachsinnige	„	20	„	421	„
16 Hilfsschulen u. 77 Sonderklassen	„	174	„	2008	„

ihre entsprechende Heilerziehung erhalten.

Traugott Vogel. Der blinde Seher. Roman. Zürich/Leipzig: Grethlein und Co. 1930. 382 S. 9.— RM. Es ist das Motiv, das seit Teiresias immer wiederkehrt: Körperliche Blindheit erweckt das Licht der Seele. Die Seherin Jala (M. G. Conrad. In purpurner Finsternis). Vater Ilja (Stegemann. Wandlung), Kule (Barlach. Der tote Tag). sie alle sind als Blinde innerlich sehend geworden. Und wenn Vogel seinen Blinden sagen läßt: „Blindheit hat mir die Augen für den Sinn des Lebens aufgetan“, so ordnet sich dieser Roman in die lange Reihe all jener andern ein. die dem gleichen Gedanken Ausdruck geben. Ein Unterschied liegt aber darin, daß hier nicht der Abschluß einer Entwicklung gezeigt wird. sondern diese Entwicklung selbst. Der Kampf gegen das unabänderliche Schicksal macht den Inhalt des Romans aus und erinnert damit an Otto Rungs „Die lange Nacht“. Dort will ein erblindeter Kaufmann seine Blindheit nicht zugeben und müht sich, sich sein früheres Leben vorzutäuschen. Hier wird dieses Leben in zähem Kampf gegen alle Widerstände fortgeführt, bis der Kämpfende vereinsamt das nutzlose seines Mühens erkennt.

Der Druckereibesitzer Paulus Funker erblindet langsam. Aber er leugnet seine Blindheit „nicht nur vor andern, zuerst vor sich selbst, weil er Angst hat vor der furchtbaren Erkenntnis, erblindet zu sein“. (S. 152.) Er stürzt sich in neue Aufgaben, entfaltet eine Betriebsamkeit, die seine Kräfte übersteigen muß, versucht Menschen an sich und sein Werk zu

fesseln — aber alles führt grade zu dem, was er vermeiden wollte. Die nächsten Angehörigen sagen sich von seiner Arbeit los, weil sie es nicht mehr unter dem unnatürlichen Zwang aushalten können. Der Freunde werden immer weniger. Das Volk läßt ihn im Stich, als er seine Zeitung vergrößern will, um dem Schweizer Heimatland zu dienen. Geringste Zufälle und Aeußerlichkeiten türmen sich als unüberwindbare Hindernisse empor. Ein Beispiel dafür: Er hat die Tastatur seiner ersten Schreibmaschine fest im Gedächtnis. Seit Jahren aber schreibt er auf einer andern Maschine mit anderer Tastatur. Er kennt diese nicht. Schreibt auf seine alte Weise. Nur sein einer Sohn ist imstande, die Manuskripte des Blinden zu entziffern und zu setzen. Und als dieser Sohn dem Vater die Gefolgschaft verweigert, ist seine Arbeit überall gehemmt. Er ist eine Angreifer- und Umstürzernatur. Aber durch die Dunkelheit hindurch ist schwer angreifen. Er verliert den Ueberblick über das, was möglich ist. „Statt auf einer Front zielgerecht zu kämpfen, kam er ins Toben und schlug blindwütend um sich.“ (S. 242.) Das kann nur so enden, daß alle von ihm abfallen. Umkehr ist erst möglich, nachdem ihm das Sinnlose seines Tuns bewußt geworden ist. Von dem Augenblick an, da er sich nicht mehr selbst betrügt, da er sagt: „Ich werde jetzt dann solch eine gelbe Binde am Oberarm tragen müssen. Mit drei schwarzen Punkten“, da er weiter meint: „Ich muß mir einmal die Blindenschrift ansehen“, ist der Weg zu neuem Leben offen. Und er beschreitet ihn ohne Zagen. Aus eigener Kraft wird er auch jetzt seinen Weg gehen, eben seinen Weg, den ihm das Schicksal vorgezeichnet hat. Aeußerliches Zeichen: Er übt das richtige Schreiben auf seiner Maschine. Er erkennt die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Sein Dasein läßt sich nicht gestalten, indem er andere sich unterordnet, sondern indem er sich dem ganzen einordnet. Nach dieser Erkenntnis ist er zum „blinden Seher“ geworden.

Und von hier aus ließen sich Gedanken hinüberspinnen zur Blindenerziehung. Einordnung in das Ganze! Ist es nicht letzten Endes das Erziehungsziel, das jedem Blindenpädagogen vorschwebt? Einordnung in wirtschaftlicher, kultureller und moralischer Hinsicht. Und alle Forderungen, die dieser Grundeinstellung der Einordnung nicht widersprechen, werden einst erfüllbar sein. Erst wo sie sich überschlagen und aus der Ordnung das Ganzen lösen, können Rückschläge erfolgen.

Noch immer finden sich allzu oft Blindendarstellungen, die den Blinden in vollständiger Passivität zeigen. Erfreulich, daß hier einmal das Gegenteil versucht wurde. Werner Schmidt, Berlin-Steglitz.

Verein zur Förderung der Blindenbildung e. V. Hannover-Kirchrode. Im Januar 1931 beginnt ein neuer Jahrgang der beiden Zeitschriften „Grillenscheucher“ und „Der blinde Musiker“.

Der „Grillenscheucher“ hat seit seinem Wiedererscheinen weite Verbreitung gefunden. Ueber „Der blinde Musiker“ urteilt der blinde Musikdirektor P. in H.: „Der blinde Musiker“ bereitet mir viel Freude. Ganz besonders begrüße ich darin die Artikel aus der Unterrichtspraxis. Ich werde die Zeitschrift überall empfehlen.“ Der blinde Musiklehrer H. in J. schreibt: „Die Beilagen zum „Blinden Musiker“ bringen das, was wir schon längst entbehrt haben. Ich möchte daher nicht versäumen, für die wertvollen Anregungen, die wir für unseren Unterricht dadurch erhalten, meinen herzlichen Dank auszusprechen. — Ein Jahrgang jeder Zeitschrift kostet 6.— RM.

Bei uns ist erschienen: „Bürgerliches Personen-, Familien- und Erbrecht. Was jedermann davon wissen muß.“ K.-Zp. 3.— RM. Die Rechtsdarstellungen in dem von Oskar Klaus für den Volksgebrauch herausgegebenen Buche sind von erquickender Klarheit. Für die Vorzüglichkeit des Buches spricht, daß von der Schwarzdruckausgabe innerhalb 10 Jahren 350 000 Stück abgesetzt wurden. Für den Unterricht in der Bürgerkunde sehr geeignet. H.

In der Landes-Blindenschule zu Wiesbaden ist zum 1. April 1931 die Stelle einer

technischen Lehrerin

mit Lehrbefähigung für Haushalt Turnen und Handarbeit zu besetzen. Die Lehrkraft muß auch Unterricht im Modellieren erteilen sowie Erzieherdienste leisten. Kenntnisse in der Musik und in der Bedienung einer Schreibmaschine sind erwünscht.

Die Beschäftigung erfolgt auf Privatdienstvertrag; Vergütung nach Tarifgruppe VII mit Aufstiegsmöglichkeit nach Tarifgruppe VIII des für den Bezirksverband des Regierungsbezirks Wiesbaden maßgebenden Angestelltentarifvertrages (entspricht der Tarifgruppe VII des Preuß. Angestelltentarifvertrages). Ruhegeldberechtigung wird nach 10jähriger Dienstzeit gewährt. Frühere gleichartige Beschäftigungszeiten können auf das Vergütungsdienstalter, frühere ruhegeldberechtigte Beschäftigungszeiten auf das ruhegeldfähige Dienstalter angerechnet werden.

Bewerbungen sind unter Beifügung eines Lebenslaufes, von Zeugnisabschriften und eines Lichtbildes sowie unter Angabe von Auskunftspersonen bis 10. Februar 1931 an mich einzureichen. Persönliche Vorstellung vorerst nicht erwünscht.

Wiesbaden, den 16. Dezember 1930.

Der Landeshauptmann in Nassau.

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 3 **Düren,** März 1931 51. Jahrgang

Gustav Riemann †

Am 6. Februar dieses Jahres starb der Taubstummen-Oberlehrer Gustav Riemann im 80. Lebensjahr. Jeder Blindenlehrer kennt seine Schriften über die Taubstummblinden und viele haben diesen sonnigen bescheidenen Mann in seiner Wirksamkeit als Leiter und Lehrer des Taubstummenblindenheimes in Nowawes persönlich kennen und schätzen gelernt. Mit reichem Wissen ausgestattet und mit feinem Lehrgeschick begnadet, fand er den Weg auch die Taubstummblinden durch Erziehung und geistige und körperliche Schulung lebensfroh und leistungsfähig zu machen. Unter seiner Führung konnte und mußte sich jeder davon überzeugen, daß den Taubstummblinden nur durch Sonderschulung in einer besonderen Anstalt nachdrücklichst geholfen werden kann. Wir Blindenlehrer werden seiner stets dankbar gedenken.

Schwester Kuniberta Wershoven †

Am 26. Dezember 1930 verschied in früher Morgenstunde im Kranken- und Erholungsheime der Schwestern der christlichen Liebe zu Wiedenbrück in Westfalen die langjährige Blindenlehrerin und Leiterin der Provinzial-Blindenanstalt zu Paderborn Schwester Kuniberta Wershoven.

Die Verstorbene konnte auf ein fast achtzigjähriges segensreiches, arbeits- und verdienstvolles Leben zurückschauen, von dem sie mehr als 46 Jahre der Fürsorge für die Blinden der Provinz Westfalen widmete. Geboren am 12. Februar 1851 zu Euskirchen in der Rheinprovinz, wählte sie schon früh den Ordensstand als ihren Lebensweg. Am 2. Februar 1867 schloß sie sich der durch

die edle Pauline von Mallinckrodt gegründeten Genossenschaft der Schwestern der christlichen Liebe in Paderborn an und erwies sich stets als eine würdige Tochter der großen Stifterin. Schwester Kuniberta oblag zunächst im Mutterhause der Genossenschaft zu Paderborn den Studien zur Vorbereitung aufs Lehrfach und bestand im Juli 1870 die staatliche Prüfung als Lehrerin. Ihr erstes Betätigungsfeld fand sie im Herbst desselben Jahres in Dresden am Josephinenstift, einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Mädchen, die unter dem Protektorate und der persönlichen Obhut der Königin Marie von Sachsen stand. Auf Wunsch der Ordensoberin Pauline von Mallinckrodt besuchte Schwester Kuniberta in den Jahren 1872 und 1873 öfters die Dresdener Blindenanstalt mit gütiger Bewilligung des Direktors G. Reinhard; sie hospitierte und beteiligte sich auch selbst am Unterrichte. Direktor Reinhard konnte ihr beim Abschied im Januar 1874 bezeugen, „daß sie nicht nur das lebhafteste Interesse an der Blindenerziehung, sondern auch die Lehrgeschicklichkeit für dieselbe besitze, und daß sie sich über Ziel und Methode des Blindenunterrichts gut informiert habe.“ Nach Paderborn zurückberufen, wurde Schwester Kuniberta für das Erstlings- und Lieblingswerk der Mutter Pauline von Mallinckrodt, für die im Jahre 1842 ins Leben gerufene und 1847 von der Provinz Westfalen übernommene Blindenanstalt in Paderborn bestimmt und leitete seit März 1874 unter Anweisung und Mitwirkung der Vorsteherin Schwester Anna von Eichstedt den Unterricht. Und von jenem 27. März an war ihr Leben 46 Jahre lang mit der Sorge für die des Augenlichts entbehrenden jungen und älteren Insassen der Paderborner Blindenanstalt verknüpft. Anfangs Blindenlehrerin, war sie seit 1906 auch Vorsteherin des Instituts. Am 12. November 1906 wurde sie durch den damaligen Kuratoriumsvorsitzenden Dompropst Dr. Woker in dieses Amt eingeführt. Was sie bei dieser Gelegenheit gelobte, hat sie getreu bis aufs Wort gehalten: Sie wolle den Zöglingen eine gute christliche Mutter sein, bei Tag und Nacht wolle sie keine Mühe, keine Arbeit und keine Opfer scheuen, um das Wohl der Anstalt und ihrer Pfleglinge zu fördern. Zwar sei die Aufgabe schwer, aber sie habe großen Mut und großes Vertrauen, sie hoffe auf die Gnade Gottes und das Gebet der Kinder, auf die Stütze der bewährten Herren des Vorstandes und auf die Hilfe ihrer Mitschwestern und sonstigen Mitarbeiter.

Mit selbstloser Hingabe und steter Aufopferung ihrer ganzen Person hat Schwester Kuniberta für das leibliche und geistige Wohl der ihr anvertrauten Blinden gesorgt; sie war ihnen in Wahrheit eine Mutter, und alle hingen mit Liebe und Vertrauen an ihr. Sie hatte gelernt, sich so ganz in die Seele, in das Empfinden der Lichtlosen hineinzuleben und wußte immer mit feinem Gefühl den besonderen Bedürfnissen ihrer Pfleglinge Rechnung zu tragen. Sie half, wo sie nur konnte, mit Rat und Tat. Ihren Mitarbeiterinnen war sie eine verstehende, umsichtige, vorbildliche Vorsteherin. Ein sonniges Gemüt, dem Rheinland entstammend, ließ sie alle Schwie-

rigkeiten leicht meistern, und andern ihren Frohsinn mitzuteilen, war ihr Bedürfnis.

Anerkennungen, Belobigungen und Auszeichnungen von seiten der Provinz und des Staates wurden ihr in reichem Maße zuteil. Aber nicht hierin suchte Schwester Kuniberta ihr Genügen; ihr Streben, Sorgen und Mühen war selbstlos und wurde von höheren Beweggründen getragen. Dafür ist einer der schönsten und ergreifendsten Beweise die Heranbildung des taubstummblinden Knaben Joseph Sure aus Hesborn in Westfalen, der, als keine andere Anstalt ihn aufnehmen wollte, im Dezember 1899 im Alter von 13 Jahren zur Blindenanstalt kam. Schwester Kuniberta nahm sich trotz ihrer vielen Arbeit persönlich dieses armen Kindes an, suchte zunächst durch Beschäftigung mit den sogenannten Fröbelarbeiten seine geistigen Fähigkeiten zu wecken und unterrichtete ihn dann in langjährigem, mühsamem Einzelunterrichte, der aber mit dem besten Erfolge gekrönt war.

Während Schwester Kunibertas Amtszeit wurde die Paderborner Blindenanstalt durch Anbauten bedeutend vergrößert und auch der innere Betrieb erweitert. Sie war es auch, die im Jahre 1897 die Punktschrift-Druckerei einrichtete und erstmalig die Blindenzeitschrift „Feierstunden" erscheinen ließ.

Nach ihrem Scheiden von der Provinzial-Blindenanstalt widmete Schwester Kuniberta noch den Rest ihrer Kräfte dem Mutterhause der Genossenschaft, wohin sie im September 1920 übergesiedelt war. Noch einmal war es ihr vergönnt, an Stelle der erkrankten Oberin mehrere Monate inmitten ihrer lieben Blinden zu schalten und zu walten, ehe sie sich im April 1929 für dauernd nach Wiedenbrück zurückziehen durfte, um in der Ruhe und dem Frieden des Schwesternheims einen stillen, angenehmen Lebensabend zu verbringen. Auch hier war sie stets noch tätig und gern mit Handarbeiten beschäftigt, soweit ihre Kräfte es noch gestatteten, bis der Gott des Lichtes sie nach kurzer Krankheit durch einen sanften Tod abberief.

Nun wird sie, die so vielen Lichtbedürftigen das Dunkel des Lebens erhellt hat, des sind wir gewiß, sicher das ewige Licht schauen!

Provinzial-Blindenanstalt
Paderborn.

*

Die Autographensammlung im Museum des Blindenwesens in Wien

Von Adolf Melhuber

Das Wiener Museum des Blindenwesens, wie es sich heute dem Besucher in geschlossener Uebersicht und planvoller Anordnung darbietet, ist das Ergebnis einer emsigen Sammeltätigkeit, die auf mehr als ein Jahrhundert zurückreicht. Auf diese von Johann

Wilhelm Klein begründete Sammlung macht Johann Georg Knie in der „Pädagogischen Reise durch Deutschland im Sommer 1835“ erstmalig aufmerksam und empfiehlt sie als Vorbild für jede Blindenanstalt. Klein selbst schreibt über sie in seiner 1837 erschienenen „Geschichte des Blindenunterrichtes“ und bringt 1841 in seiner Schrift „Die Anstalten für Blinde in Wien“ einen vierzehn Seiten umfassenden Katalog seiner Sammlung, den er „Museum des Blindenunterrichts oder Verzeichnis der bei den Blindenanstalten in Wien vorhandenen Sammlung von Hilfsmitteln, Schriften, Maschinen und Werkzeugen zum Gebrauche für Blinde“ benennt. Haben die unmittelbaren Nachfolger Kleins die von ihm zusammengetragene Sammlung in ehrerbietiger Rücksicht erhalten und nur gelegentlich für ihre Erweiterung gesorgt, so ist es ausschließliches und unbestrittenes Verdienst des Anstaltsdirektors, Hofrat Alexander Mell, das Museum im Zeitraume 1886 bis 1919 in zielbewußter und planmäßiger Sammeltätigkeit durch zahlreiche Neuerwerbungen und durch entwicklungsgeschichtliche Reihung auf den heutigen vorbildlichen Stand gebracht zu haben. Ueber den J. W. Klein vorgezeichneten Rahmen eines Museums des Blindenunterrichtes hinaus hat Mell bei der Ausgestaltung der Sammlung auf alle Objekte Rücksicht genommen, die zu dem Blinden in irgend einer Beziehung stehen. Durch diese Erweiterung erscheint die gegenwärtig gebrauchte Bezeichnung eines Museums des Blindenwesens vollauf gerechtfertigt. Sie findet, um nur einige Teilgebiete hervorzuheben, ihren sinnfälligen Ausdruck in der Einbeziehung einer Auslese literarischer Erzeugnisse von Blinden aus der Zeit vor 1784, in einer Auswahl alter Kompositionen von Blinden (vor 1784) und solchen aus der Zeit nach Verallgemeinerung des Blindenunterrichtes (weit über 500 Stücke), von 78 Kompositionen für Blinde, 88 Kompositionen „Der Blinde im Liede“, einer Sammlung von Darstellungen des Blinden in der bildenden Kunst (Graphiken und Plastiken), einer Reihe von Bildnissen berühmter Blinden, einer Photographien- und Skioptikonbilder-Sammlung u. ä. Eine genaue Uebersicht über die Bestände wird erst nach Fertigstellung des in Ausarbeitung befindlichen Kataloges des Museums möglich sein.

Diese vorstehend angeführten Gebiete, welche neben dem Interesse des Blindenlehrers auch das des Kultur- und Kunsthistorikers auf sich lenken, werden noch durch eine besondere Abteilung erweitert. Auf J. W. Klein zurückreichend, ist diese zu der heute 641 Stücke zählenden Autographensammlung angewachsen. Sie umfaßt Briefe und Handschriften von Leitern, Lehrern und Zöglingen von Blindenanstalten sowie Autogramme von hervorragenden Blinden, mithin Belegstücke für die äußere Geschichte des Blindenwesens unter besonderer Betonung des persönlichen Momentes. Goethe sagt: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen hat.“ Auf unsere Autographensammlung bezogen, gewinnen diese Worte

dadurch erhöhte Bedeutung, daß in den erhaltenen Briefen und Handschriften nicht nur die Personen selbst, sondern auch die Verhältnisse, unter denen sie am Werke der Blindenbildung beteiligt waren, gekennzeichnet werden; es spiegelt sich in ihnen die Vorgeschichte einzelner Blindenanstalten und ein Teil Entwicklungsgeschichte des deutschen Blindenwesens wieder. Bei der Reichhaltigkeit dieses Teilgebietes und den beschränkten räumlichen Verhältnissen des Museums ist eine öffentliche Schaustellung nicht möglich. In diesen unbekannten — weil unsichtbaren — Teil unserer Sammlung einzuführen und auf einzelne besonders beachtenswerte Stücke hinzuweisen, ist Zweck und Ziel dieser Veröffentlichung.

Vom Standpunkte des Historikers beanspruchen alle jene Schriften besonderes Interesse, welche die Beziehungen J. W. Kleins und damit des Wiener Blinden-Erziehungs-Institutes zu anderen Blindenanstalten, ihren Leitern oder Lehrern aufzeigen und den Satz bekräftigen, den Dr. Bauer in seiner Schrift „Johann Wilhelm Klein und die historischen Grundlagen der deutschen Blindenpädagogik" geprägt hat: „Der Gründer des deutschen Blindenwesens, Johann Wilhelm Klein, genoß internationalen Ruf, und Wien war geradezu der Brennpunkt des europäischen Blindenwesens." Dementsprechend nehmen an J. W. Klein persönlich gerichtete Schreiben den Vorrang ein, und kaum eine der zu Kleins Lebzeiten bestandenen deutschen Blindenanstalten ist in dieser Briefsammlung nicht vertreten. Hält man sich an die zeitliche Reihenfolge in der Entstehung der österreichischen Blindenanstalten, so weisen zwei Schriftstücke auf Kleins Verbindung mit Prag hin. Das Jahr 1808 brachte J. W. Klein und seinem ersten Zögling Jakob Braun eine Einladung in die Landeshauptstadt Böhmens, um dort Proben des Könnens des ersten Zöglings abzulegen. Graf Deym und Graf Anton Lobkowitz sind es, die Klein zu einer Prüfung Jakob Brauns vor geladenen Gästen bitten. Der Erfolg von Kleins Unterrichtsvorführung beeinflußte 1808 die Errichtung des Privat-Institutes für arme blinde Kinder und Augenkranke in Prag. Wie bei dieser Anstalt, so weisen auch fünf Briefe von Prof. Dr. Alois Klar an J. W. Klein auf dessen beratende Stimme bei der Entstehung der Klar'schen Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde (1832) hin, was auch in einem von Kleins Hand erhaltenen Briefkonzept an Prof. Klar vom 7. April 1832 seine Bestätigung findet.

In Verbindung mit den Untersuchungen Dr. Bauers über J. W. Klein und das bayerische Blindenwesen und der Sichtung des handschriftlichen Materiales ergeben sich bisher nicht bekannte Zusammenhänge zwischen J. W. Klein und Bayern, die bis in das Jahr 1805 zurückverfolgt werden können. Der von Dr. Bauer angeführte und Robertson in Regensburg zugeschriebene Brief vom 14. Oktober 1805 (Original im Besitze der Bayerischen Staatsbibliothek) deutet meines Erachtens auf den Konsistorialrat und Prediger Gampert aus Regensburg, denn sein Brief an Klein vom

12. Oktober 1810 spricht ausdrücklich davon „.... gibt mir Gelegenheit, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, damit es nicht schon nach 5 Jahren — denn so lange ist es, daß ich in Wien das Vergnügen Ihres angenehmen und lehrreichen Umganges einige Tage genossen habe — aus Ihrem Gedächtnisse sich verliere.“ Außerdem war es Klein, von dem erst 1816 die Einladung zu einem Briefwechsel an Robertson ausgegangen ist. Durch den königlich-bayerischen Kreis-Studien- und Schulrat Joachim Schubauer aus Regensburg war der Akademiker J. B. Pfeilschifter aus Höfen nächst Kam an Klein empfohlen worden. Nach den vorliegenden sieben Briefen des späteren Dr. phil. Pfeilschifter hatte ihn J. W. Klein ausersehen, sich der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden in Bayern zu widmen. Da Pfeilschifter im Genusse einer Studienunterstützung stand, verzögerte sich die Erteilung der Ausreisebewilligung, und so konnte er nicht die gewünschte Anleitung für den Blindenlehrerberuf durch Klein erhalten. Aus dem letzterhaltenen Briefe Dr. Pfeilschifters an J. W. Klein vom 5. April 1816 läßt sich herauslesen, daß der Schottländer Abbé Robertson in Regensburg ein Blindeninstitut errichten will. Pfeilschifter spricht auch davon, daß er selbst die Absicht habe, nach Regensburg zu gehen, wenn das dortige Institut Erfolg haben sollte. Vier von Robertson an J. W. Klein gerichtete Briefe aus den Jahren 1816 bis 1819 geben teilweisen Aufschluß über den in Regensburg durch Robertson unternommenen Unterrichtsversuch mit Blinden. 1815 nach Bayern zurückgekehrt, wollte Robertson eine Anstalt für Taubstumme ins Leben rufen. Da er aber eine solche schon vorfand, wandte er sich den Blinden zu. Nach dreimonatlichem Unterrichte hielt er die erste öffentliche Prüfung ab. Er spricht von einer eigenen erhabenen Schrift, die er Klein bei einem persönlichen Besuche vorweisen möchte. Durch Vermittlung des Freiherrn von Steinlein sendet Klein an Robertson unter dem 20. Dezember 1816 einige Hilfsmittel für den Blindenunterricht, darunter auch eine Maschine zum Bandweben und ein Muster sogenannter Tapetenbuchstaben (solche sind unter den Reliefschriften im Museum des Blindenwesens erhalten) und schreibt u. a.: „Es ist billig und notwendig, daß unter den immer noch Wenigen, die diesen ungebahnten Weg betreten haben, genaue Einverständnis und gegenseitige Mitteilung stattfinde, um dadurch in dieser der leidenden Menschheit gewidmeten Sache weiterzukommen und so das Vorurteil zu widerlegen, welches die Bildungsfähigkeit und Brauchbarkeit der Blinden noch häufig in Zweifel stellt.“ Da in der Literatur nur die kleine Schrift über die Eröffnung der Anstalt für heilbare und unheilbare Blinde in Regensburg am 5. Mai 1816 erhalten ist, sind die vorliegenden Dokumente für die Vorgeschichte des bayerischen Blindenwesens besonders bedeutsam. Diese kurzen Andeutungen nur deshalb, weil eine erschöpfende Darstellung dieses Zeitraumes durch Direktor Schaidler-München in Vorbereitung steht.

Dr. Bauer befaßt sich in seiner Arbeit eingehend mit der Frage

nach der Originalität der Klein'schen Methode und kommt zu dem Schluß, daß an ihr nicht zu zweifeln sei, wenn auch Klein mit den in Paris ausgebildeten Wiener Taubstummenlehrern in Beziehung gestanden und einiges über die Pariser Blindenanstalt aus den Zeitungen und aus dem Meinungsaustausch mit Frl. von Paradis erfahren habe. Dieses Urteil findet seine Bestätigung in einigen erhaltenen Briefen von Gewährsmännern Kleins über ihre Besuche in der Pariser Blindenanstalt. Schon 1809 hatte sich Klein an den in Paris weilenden Wiener Arzt, Dr. Gall, mit dem Ersuchen um Beantwortung einiger das Pariser Blindeninstitut betreffender Fragen gewendet. Auch 1811 erhält er durch J. Heilmann einen ausführlichen Bericht über die Pariser Blindenanstalt, ebenso 1819 durch Karl Haensel. Diese Beantwortungen durch Nichtfachleute berücksichtigen gar nicht Fragen der Pariser Unterrichtsmethode, sondern beschränken sich, ebenso wie ein Bericht Dr. Ferdinand Neumanns vom Jahre 1822, mehr auf organisatorische Fragen, womit neuerlich erwiesen ist, daß J. W. Klein in der unterrichtlichen Behandlung der blinden Zöglinge seinen eigenen Weg gegangen ist. Diese indirekte Verbindung mit Paris wird erst 1840 zu einem brieflichen Kontakt mit dem Direktor Dufau des Pariser National-Institutes für junge Blinde. Dr. Demaison aus Paris hatte Kleins Institut besucht und die Verbindung zwischen Dufau und Klein hergestellt. Dufau spendet seine Schrift „Essai sur l'etat physique, moral et intellectuel des aveugles nés" der Bibliothek des Wiener Institutes und erbittet als Gegengeschenk für das Pariser Institut Kleins Lehrbuch. Durch die französische Gesandtschaft in Wien übermittelt Klein nicht nur dieses, sondern auch seine Geschichte des Blindenunterrichtes, Buchstaben und Tafel zur durchstochenen Schrift, Kalender für Nichtsehende und Beschreibung der Feierlichkeit am 3. Dezember 1840 bei Ueberreichung der Goldenen Medaille an J. W. Klein. Von Direktor Dr. Guillié ist nur eine eigenhändige Widmung mit Unterschrift auf dem Titelblatte seines Buches „Essai sur l'instruction des Aveugles", 1817, erhalten. Direktor Guadet-Paris ist mit einem Schreiben vom 24. März 1857 an Direktor Fohleutner-Wien vertreten, den er um Auskünfte über die Verwendung der erwachsenen Blinden in Wien bittet, die er in seinem Journal verwerten will. Im Zusammenhange mit dem Pariser Blindeninstitut sei noch darauf hingewiesen, daß die Sammlung auch Originalbriefe Valentin Hauys enthält. So eine eigenhändig geschriebene Liste mit Namen von 23 Zöglingen vom 28. Juni 1790, einen eigenhändigen Brief vom 7. Dezember 1791, ein Schreiben an einen unbekannten Senator vom 22. April 1804 und eine Namensfertigung auf einem Aufruf vom 15. April 1806; außerdem mit Hauy in Verbindung stehend ein Schreiben des französischen Justizministers, worin er sich bei einem Abgeordneten für Hauys Institut einsetzt.

Mit einem Schreiben Dr. J. C. Hirzels an J. W. Klein vom 8. Februar 1810 sind die Beziehungen zwischen den Blindenanstalten Zürich und Wien eröffnet, die sich in 11 Briefen Dr. Hirzels bis in

das Jahr 1816 verfolgen lassen. Erwähnenswert ist aus dem Briefe vom 14. August 1812 die Bemerkung, daß mit der Blinden- auch eine Taubstummenanstalt in Verbindung gesetzt werden soll. Dieser Umwandlungsprozeß wurde erst 14 Jahre später zur Wirklichkeit. Dr. Schinz als Nachfolger Dr. Hirzels hält den Zusammenhang mit Wien weiterhin aufrecht. August Heinrich Wirz, als Verfasser des Buches „Leben Herrn Caspar Hirzels“, hat eine eigenhändige Widmung für Herrn von Griesinger, Königl.-Sächs. Regierungsrat, beigesetzt. Ueber Dr. Meyer zum Helfenegg, der mit J. W. Klein von 1830 bis 1844 in Briefwechsel steht, ist die Verbindung mit Heinrich Hirtzel, dem ersten Vorsteher des Blindeninstituts in Lausanne hergestellt. Auch der Blindenanstalt zu Bern stand J. W. Klein mit seinem Rate zur Seite. Ihr Gründer, der selbst blinde Gottlieb von Morlott, erbat sich von Klein wiederholt Auskünfte über die Organisation und Einrichtung der neu entstehenden Blindenanstalt.

Im Jahrgang 1926 der „Zeitschrift für das österreichische Blindenwesen“ sind unter dem Titel „Aus J. W. Kleins Briefsammlung“ in Fortsetzungen Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Blindenanstalten Linz und Preßburg bezw. Budapest enthalten. Die Sichtung der Handschriften hat zur Vorgeschichte der Linzer Blindenanstalt weitere, bisher unveröffentlichte Einzelheiten gebracht, die zeigen, wie Kleins Sinnen nicht auf die eigenen Schützlinge beschränkt blieb, sondern wie er bedacht war, der Sache der Blinden immer und überall zu dienen. Michael Reitter, Kaplan bei St. Mathias und Lehrer der Taubstummen in Linz war 1813 bei einem Besuche in Kleins Anstalt mit dem bei Blinden üblichen Unterrichtsverfahren bekannt gemacht worden. Da er selbst als Lehrer der Taubstummen für die Blinden nicht Zeit erübrigen konnte, suchte er seinen Mitkaplan Wagner für einen Unterrichtsversuch mit Blinden zu gewinnen. Wagner fand sich 1814 tatsächlich bei Klein ein, doch erst zehn Jahre später wurde Kleins Absicht durch P. Josef Engelmann in die Tat umgesetzt. Als Dokument von Kleins Optimismus und seinem unerschütterlichen Glauben an eine Besserung des Schicksals der Lichtlosen heben wir aus einem Schreiben Kleins an Michael Reitter in Linz vom 1. August 1814 nur einige Sätze heraus: „. . . . . möge sich nun auch die Hülfe bald auf die unglücklichen Blinden erstrecken. Ein Mann, wie Ihr würdiger Herr Collega, der mir Ihr angenehmes Schreiben überbrachte, und Ihr schönes Vorbild, werden es bald dahin bringen, daß man auch in Ihrer Gegend überzeugt werde, der Blinde sey bildungs- und arbeitsfähig, und wenn nur einmal diese Ueberzeugung allgemein wird, dann helfen das Mitleiden des Publicums, der Eifer der Blinden, und der süße innere Lohn der Lehrer gewiß zum Ziele. Wenn es auch im Anfang etwas langsam geht, so sind auch die bei jedem solchen neuen Unternehmen unvermeidlichen Mißgriffe und Fehler nicht so auffallend, und das Ganze entwickelt sich aus sich selbst desto sicherer und vollkommener. Wir wollen alle so viel tun und so viel kämpfen als wir können, und uns dabei auf unsere gute Sache verlassen.“ Die

weiteren Zusammenhänge zwischen Linz und Wien sind an die Namen der Linzer Anstaltsdirektoren: P. Josef Engelmann (8 Briefe aus dem Zeitraum 1824—1829), Peter Westermayer (10 Briefe aus der Zeit 1835—1841) geknüpft, während F. X. Arming die Mittelsperson zwischen dem von der Anstalt geschiedenen P. Engelmann und J. W. Klein bleibt.

Mit dem Jahre 1816 tritt die Dresdner Blindenanstalt durch Emanuel Gottlieb Flemming mit J. W. Klein in Beziehungen. Vertieft wird dieses Verhältnis durch den Lehrer Christian August Loth, der 1823 über Empfehlung des sächsischen Geschäftsträgers in Wien Kleins Anstalt kennen lernen konnte. Direktor Karl August Georgi erinnert sich Kleins aus Anlaß des Einzuges in das neue Anstaltsgebäude und übermittelt 1836 die Geschichte der Königl.-Sächsischen Blindenanstalt zu Dresden.

Als einer der ersten Hospitanten in Kleins aufstrebender Blindenanstalt trifft 1816 der polnische Geistliche, Jakob Falkowski, ein. Nicht nur dieser, sondern auch der eigentliche Gründer der Blindenabteilung in Warschau, Pfarrer Josaphat Szczygielski, nahmen Kleins Rat bei der Errichtung der dortigen Anstalt in Anspruch. Ein an Szczygielski ausgefolgtem Empfehlungsschreiben zum Besuche der deutschen Blindenanstalten ist aus Kleins Nachlaß erhalten. Bedeutsam für Kleins Stellungnahme zur Frage der Vereinigung von Blinden und Taubstummen in einer gemeinsamen Anstalt ist sein im Konzept vorhandenes Manuskript zu einem Gutachten über die Ausführbarkeit und die Einrichtung einer gemeinschaftlichen Bildungsanstalt für Taubstumme und Blinde. Rektor Falkowski hatte 1823 hierzu die Veranlassung gegeben. Klein teilt dieses Gutachten auch dem Gubernialrat von Schmid nach Brünn mit. Ein Jahr später taucht für Warschau der Plan einer mit einer Augenkuranstalt verbundenen Erziehungs- und Beschäftigungsanstalt für Blinde auf. Dieses Gutachten wird 1824 einem Herrn de Carro zum Behufe der Errichtung einer Blindenanstalt in der Gegend von Warschau übergeben.

Wie innig sich die Beziehungen zwischen J. W. Klein und der Breslauer Blindenanstalt ab 1818 durch den blinden Oberlehrer Johann Georg Knie und ab 1824 durch Inspektor Kayssler gestaltet haben, kennzeichnet A. Mell im „Blindenfreund“, 1891, in seiner Abhandlung „J. G. Knie's Briefe an J. W. Klein.“ Hierbei wurde auf die 16 Briefe Knie's (1818—1842) und 15 Briefe Kaysslers aus der Zeit 1824—1834 Bezug genommen. Dieses herzliche Verhältnis war nicht durch die gleichen fachlichen Interessen bedingt, sondern erweist sich, was die Person Kaysslers betrifft, trotz des bestehenden Altersunterschiedes, in einer seelischen Zusammenstimmung. Ihre eindrucksvolle Kundgebung findet dieses Sichverstehen in einem Briefe J. W. Kleins an Kayssler in Breslau vom 22. Dezember 1824 — am 19. November desselben Jahres war Kayssler von seinem Besuche bei Klein nach Breslau zurückgekehrt. „. . . . . Freilich können, bei der Verschiedenheit der Verhältnisse und des Alters unsere An-

sichten und Empfindungen nicht gleich seyn; aber in dem Urteil und Gefühl, von dem was Recht und Pflicht ist, und in dem Streben nach dem anerkannten Guten, sollen und müssen alle übereinstimmen, bei denen Kopf und Herz in Ordnung sind. Freuen wir uns der Ueberzeugung, daß auch wir hier zusammentreffen. Ich habe den Scheitelpunkt, der für jedes Leben früher oder später einmal eintritt, wo innere und äußere Kraft nicht mehr zunimmt, und wo die Ernte anfangen soll, bereits erreicht und schon überschritten; wohl mir, daß ich ruhig zurücksehen kann auf meine frühere Saat und auf den zurückgelegten Weg, auf welchem mir manche süße Frucht gereift ist. Die innere Ueberzeugung, daß ich nicht umsonst gelebt habe, erhebt mich und tröstet mich über so manche erfahrene Enttäuschung und über den Verlust meiner schönsten und liebsten Hoffnungen und Aussichten. Ich will fortfahren zu wirken, so viel und so lange es die Kräfte zulassen und mich herzlich jedes Guten freuen, welches neben mir von Andern begonnen und vollführt wird, besonders in dem wohltätigen Wirkungskreise, dem ich mich seit 20 Jahren gewidmet habe. Sie, mein Freund, sind noch in voller Jugendkraft, Ihr regsamer Geist treibt Sie vorwärts auf dem Wege, der den edlern Theil der Menschheit dem Ziele seiner Bestimmung zuführt. Sollte auch das Vollkommene für diesen Abschnitt des Daseyns unerreichbar seyn, wer kennt die Zahl der Stufen, die zum Ziele führen und die Früchte, durch welche das redliche Streben nach demselben belohnt wird! Wie manches Dunkel wird sich aufhellen, wie manche Wissenschaft wird einen jetzt nicht geahnten Grad erreichen, bis Sie 60 Jahre alt werden. Was kann in dieser Zeit auch für unsere Sache, für die Bildung und bessere Existenz der Blinden geschehen! Was kann, was wird durch Sie selbst darin bewirkt werden! Möge Sie, bei so manchen, nicht ausbleibenden, oft kränkenden Schwierigkeiten der Gedanke erheben, ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung zu seyn, durch welches sie einen Theil ihres großen, wenn auch unbegreiflichen Werkes fördert."

Die Verbindung Bayerns, Badens und Ungarns in Angelegenheit der dort nach 1825 entstehenden Blindenanstalten ist an die Namen Johann Baptist Stüber, Franz Müller und Johann Raphael Beitl gebunden, die von J. W. Klein in die Blindenunterrichtsmethode eingeführt worden waren. Ihrem Lehrer und väterlichen Freunde Klein ließen sie eingehende Berichte über den Fortgang ihrer Arbeiten zum Wohle der Blinden zukommen und erbaten sich von ihm wiederum fortlaufend Rat. Besonders für die ersten Anfänge der Blindenanstalten in Freysing, später München — Mariahof, Bruchsal, Freiburg — Preßburg, Pest und Brünn sind diese Schreiben ungemein aufschlußreich. Es sei hier nur kurz auf 34 Briefe Stübers an J. W. Klein aus den Jahren 1826 bis 1842, auf 37 Schriftstücke Franz Müllers aus der Zeit 1824 bis 1845 und 15 Schreiben Beitls aus der Zeit 1825 bis 1836 hingewiesen.

Durch einen Briefwechsel mit Georg Lotz, dem Herausgeber der „Originalien" in Hamburg und Frau Tusnelda von Heß hatte

Klein ab 1835 eine Verbindung mit den Hamburger Blindenanstalten herzustellen versucht; diese wurde sowohl auf brieflichem Wege wie teilweise auch durch persönliche Besuche bei J. W. Klein unterhalten und sind daran Pastor Dr. J. C. Kröger, Joachim de la Camp, Dr. Julius und der blinde Lehrer und Anstaltsleiter Johann Friedrich Richard beteiligt.

Obwohl August Zeune in Berlin erst 1826 mit J. W. Klein in brieflichen Verkehr getreten war, — Zeune besuchte Klein auch zweimal in Wien — so hatte doch schon ab 1817 Klein durch Dr. Ferdinand Muck, 1818 durch Dr. Hoepffner ausführliche Berichte über ihren Besuch der Zeune'schen Anstalt, Beschreibungen des Unterrichtsverfahrens bei Zeune, namentlich im erdkundlichen Unterrichte, erhalten. Als Früchte des von 1826 bis 1847 reichenden Briefwechsels zwischen Zeune und Klein lassen sich 14 Briefe Zeunes aufzeigen; solche von Klein an Zeune sind 2 erhalten, einer aus dem Jahre 1838 im Konzept, ein zweiter aus dem Jahre 1841 in Abschrift nach dem in der preußischen Staatsbibliothek in Berlin erliegenden Originale. Außer den 14 genannten Briefen Zeunes werden noch 21 andere Schriftstücke von seiner Hand aufbewahrt. Ergreifend ist Kleins eigenhändiger Vermerk auf Zeunes Schreiben vom 18. September 1847 „Freund Zeune ist in der Gefahr, blind zu werden". Eine tragische Fügung ist es, daß auch Klein unter der Abnahme des Sehvermögens zu leiden hatte, während Hauy völlig ertaubte.

Aus den Jahren vor Entstehung der Blindenanstalt zu Hannover lassen sich aus unserer Sammlung ebenfalls Berührungspunkte zwischen Wien und Hannover herstellen. Schon 1839 teilte Pastor Schläger in Hameln an J. W. Klein den Plan zur Gründung einer Blindenanstalt mit und erbat Zusendung von Schriften über das Blindenwesen. Durch Vermittlung des Finanz-Revisors Marbach wurde diesem Wunsche durch J. W. Klein entsprochen. Unter Berufung darauf legte Klein nach dem erhaltenen Schreiben vom 21. September 1840 an die Königl. Hannover'sche Gesandtschaft in Wien seine Schrift „Das Haus der Blinden mit seiner inneren Einrichtung" vor. In drei weiteren Schreiben wurde Klein durch Pastor Schläger über den Stand der vorbereitenden Arbeiten auf dem Laufenden erhalten. Vermutlich auf Kleins Empfehlung, den blinden Lehramtskandidaten Wilhelm Sehring bei der zu errichtenden Blindenanstalt in Verwendung zu nehmen, ist es zurückzuführen, daß 1841 der erste Direktor der höheren Gewerbeschule in Hannover, Karl Karmarsch, an Klein mitteilte, daß die Errichtung einer Blindenschule durch die Regierung geplant sei und daß der selbst blinde Kronprinz die Aukunft wünsche, welche Beobachtungen anderwärts über die Verwendung von blinden Lehrern beim Blindenunterrichte gemacht wurden.

Mit diesen knappen Hinweisen sind durchaus nicht alle Beziehungen lückenlos aufgezeigt, die sich aus den erhaltenen Schriftstücken für die Verbindung zwischen Wien und den deutschen

Blindenanstalten herausfinden lassen. Sie dürften jedoch ausreichen, um die besondere Bedeutung dieses Teiles der Sammlung als Bausteine für die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Blindenwesens darzutun.

Der Taubstummenlehrer Lorenz Haug aus Gmünd schreibt 1846 u. a. an Klein: „So trägt der gute Same, den Sie vor 50 Jahren ausgestreut haben, noch neue Früchte.“ Der Beweis für die Berechtigung dieser Worte läßt sich nicht nur aus dem Verhältnis J. W. Kleins zu den deutschen, sondern auch zu anderssprachigen Blindenanstalten erbringen. Hierzu nur ein Beispiel: Schon 1816 ließ sich Graf Scopoli, Direktor des öffentlichen Unterrichtes aus Mailand, in die Blindenunterrichtsmethode einführen und empfahl den Abbé Configliachi, der mit Klein bis 1844 im brieflichen Verkehr blieb. Configliachi legte 1838 aus eigenen Mitteln den Grund zur Blindenanstalt in Padua, indem er selbst den Unterhalt von 4 Zöglingen, 1 Lehrer, 1 Lehrerin und 1 Dienstboten bestritt, während Dr. Steer seine Wohnung zur Verfügung stellte. Kleins ehemaliger Zögling, Gabriel Hertelendy, wirkte eine Zeitlang als Lehrer in Padua.

Für Kleins internationale Stellung sprechen zwei Briefe, die Dr. Samuel G. Howe, 1838, durch gemeinschaftliches Arbeiten und gleiches Interesse veranlaßt, an J. W. Klein richtete. Nach dem von Kleins Hand erhaltenen Antwortschreiben vom 21. Dezember 1838 zu schließen, erfolgte ein Austausch zwischen den in Boston und Wien erschienenen Schriften für Blinde, und Klein erhielt die Zusicherung von Nachrichten über die amerikanischen Blindenanstalten. Auch durch Friedländer, der von der Blindenanstalt in Freiburg nach Philadelphia zur Errichtung der dortigen Blindenanstalt ausgewandert war, hatte Klein Verbindung mit Amerika.

Ueber das persönliche Interesse an der Taubstummenbildung hinaus, das sich u. a. in einer Briefstelle J. W. Kleins an Ernsdorfer, den Vorsteher der königlichen Taubstummenanstalt in Freysing, vom 1. Oktober 1824 äußert: „Ich lese seit Jahren alles, was über und für Taubstumme geschrieben wird,“ bestanden aus anderen Gründen mehrfache Brücken zwischen J. W. Klein und den Taubstummenanstalten seiner Zeit. Erinnert man an die Verbindung zwischen Klein und den Wiener Taubstummenlehrern Joseph May, J. M. Weinberger und Storck, späterhin Direktor Michael Venus, F. H. Czech und F. W. Guba, so war anderseits eine engere Fühlungnahme mit den Taubstummenlehrern sachlich darin begründet, daß einige Blindenanstalten sich an bestehende Taubstummeninstitute angliederten (beispielsweise in Gmünd, Stockholm, Warschau), während bei Zürich der umgekehrte Weg festzustellen ist; außerdem haben einige Taubstummenlehrer die Neuerrichtung von Blindenanstalten wesentlich gefördert. In diesem Zusammenhange seien nur die Namen einiger Taubstummenlehrer angeführt, deren Briefe aus Kleins Korrespondenz noch heute zu uns sprechen: Alle, Dr. Jäger, Wagner, die Vorsteher der Taubstummen- und Blindenanstalt in Gmünd; Ernsdorfer, der Vorsteher

der Taubstummenanstalt in Freysing; Lehrer Haag, Eßlingen; Lehrer Haug, Gmünd; Prof. Gruel, Caen; Dr. Ferdinand Neumann, Königsberg.

Schon im Gange der bisherigen Darstellung war an einzelnen Stellen auf meist unbekannte Briefe J. W. Kleins Bezug genommen, so daß nach erfolgter Sichtung zusammenfassend gezeigt werden kann, was an Briefen und Handschriften von J. W. Klein vorhanden ist: Ganz abgesondert von den amtlichen Schriftstücken tragen die in unserer Sammlung vereinigten 44 Briefe Kleins (zumeist im Originale, einige nur in Abschriften oder als schwarz-weiß Photographien) durchaus privaten Charakter und sind an verschiedene Persönlichkeiten gerichtet; sie stützen sich zum Großteil als Antwortschreiben auf die in der Sammlung befindlichen Belege. Außer den von Dr. Bauer in seinem mehrfach genannten Buche angeführten Schriften J. W. Kleins ist eine Anzahl von Manuskripten zutage gekommen, von denen hervorzuheben wären: Der im „Hesperus", September-Heft 1919 abgedruckte Aufsatz „Der taubstumme Lehrer Habermass aus Berlin", ein Manuskript „Ueber das Handalphabet der Taubstummen" vom 18. Februar 1827, ein Entwurf zur Beantwortung der von Guadet in Paris im Mai 1844 gestellten Fragen über Blinde und Blindenanstalten, das Konzept zu dem in der „Wiener Zeitung" vom 22. und 23. Juni 1847 erschienenen Aufsatz „Ueber fühlbare Schriften und Bücher", ein Entwurf zum Plan des Lehrbuches zum Unterrichte der Blinden und eine Subskriptionsliste zum vorgenannten Werke. Ungemein aufschlußreich für die kritische Beleuchtung der Frage, welche Einstellung J. W. Klein zu dem Problem „Blinde und Taubstumme in e i n e r Anstalt" genommen hat und geeignet, die hierüber herrschenden Vermutungen zu berichtigen, ist das bisher verloren geglaubte Manuskript „Aus welchen Gesichtspunkten müssen die Anstalten für Blinde und Taubstumme betrachtet und beurteilt werden?", abgedruckt in dem „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" vom 27. Oktober 1824. Viel deutlicher aber kommen Kleins Ansichten in der genannten Frage in seinem vorhandenen Gutachten über die Ausführbarkeit und die Einrichtung einer gemeinschaftlichen Bildungsanstalt für Taubstumme und Blinde zum Ausdruck, das 1823 nach Warschau und Brünn gesandt worden war. Daß Kleins Urteil damals noch nicht abschließend genannt werden kann, zeigt sich darin, daß er sich 1824 durch alle in Gmünd in Beziehung auf den wechselseitigen Umgang der blinden und taubstummen Zöglinge unterrichten läßt, 1840 wendet er sich mit der gleichen Frage an Dr. Meyer zu Felsenegg nach Zürich, wo die 1809 begründete Blindenanstalt 1826 zu einer Doppelanstalt für Blinde und Taubstumme umgewandelt worden war, und noch 1842 bittet er Dr. G. K. Frommann um seine Beobachtungen und sein Urteil über die Vereinigung der Blinden und Taubstummen in Zürich, damit, wie Klein selbst schreibt, „sich nach Ihrem Urtheil meine Meinung für die Folge feststellen kann."

Unsere Briefsammlung schließt auch Schreiben von namhaften Zeitgenossen J. W. Kleins ein, von denen einige besondere Erwähnung verdienen, u. a.: Ein Brief von Johann Heinrich Pestalozzi mit dem Datum Neuhof, 31. 5. 1826. Wohl von fremder Hand geschrieben, trägt er aber Pestalozzis eigenhändige Unterschrift; ein anderer Brief von Pestalozzis Mitarbeiter, Josef Schmidt, aus Iferten vom 11. Mai 1817, worin er an Klein die Bitte um Förderung der Subskription von Pestalozzis sämtlichen Werken richtet; weiter ein Schreiben des Grafen Radetzky vom 12. Mai 1805, das im Faksimile in A. Mell, Geschichte des k. k. Blinden-Erziehungs-Institutes in Wien, 1804—1904, abgedruckt ist.

Während die von J. W. Klein so fürsorglich und weitblickend angelegte Sammlung unter der Amtswirksamkeit seines unmittelbaren Nachfolgers nur eine geringe Bereicherung erfahren hat, ist aus der Zeit des Direktors Mathias Pablasek (1862—1883) eine reichere Auslese möglich. Die an ihn persönlich gerichteten Schreiben sind vornehmlich durch zwei Ereignisse beherrscht. Teils durch die Vorbereitung und Herausgabe seines Hauptwerkes „Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe“, 1867, teils durch die Vorarbeiten zur Durchführung des 1. europäischen Blindenlehrerkongresses in Wien 1873, außerdem sind es Beweise seines herzlich kollegialen Verkehrs mit einer Reihe deutscher Blindenanstaltsdirektoren.

Nicht um die Frage der Ursprünglichkeit der Idee der Blindenlehrerkongresse neuerlich aufzurollen, sondern um zu zeigen, wie mitunter von mehreren Seiten und unabhängig von einander derselbe Gedanke erwogen wird, bis ihn nach Jahren eine einzelne Person verwirklicht, soll aus den vorliegenden Belegen nachgewiesen werden. So schreibt schon unter dem 21. August 1854 Moritz Gröpler aus Stettin an Direktor Hientsch in Berlin mit dem Danke für die Uebersendung eines Ehrenexemplares von „Jahresschrift über das Blindenwesen“ „. . . . . da wurde in mir wiederum der Wunsch laut, daß die Direktoren und Lehrer der Blindenanstalten sich doch zu einer mündlichen Besprechung über das Blindenwesen zusammenfinden mögen.“ 1867 war Direktor Reinhard aus Dresden bei Pablasek in Wien zu Besuch. 1868 übersendet er durch Lehrer Riemer von der Blinden-Vorschule in Hubertusburg an Pablasek ein Schreiben, das u. a. den Satz enthält: „Hoffentlich haben Sie die Idee einer Versammlung von Blindenanstaltsvorstehern etc. noch nicht aufgegeben.“ Ebenfalls von Reinhard-Dresden aus einem Briefe an Pablasek vom 10. Mai 1870: „Ich habe schon Herrn von Gagern in Wiesbaden mündlich veranlaßt, die Ausschreibung eines Blindenlehrertages in die Hand nehmen zu wollen, und er war nicht abgeneigt.“ — Direktor Karl Wulff aus Neukloster hielt sich im Mai und Juni 1868 bei Pablasek in Wien auf. Auf diesen mündlichen Gedankenaustausch bezieht sich Wulff, indem er am 18. Juni 1869 an Pablasek nach Wien u. a. schreibt: „Zweierlei, was bei unserer persönlichen Begegnung im vorigen Sommer in den Kreis unserer

Besprechung fiel, hat mich zuweilen mehr beschäftigt und es scheint mir, daß durch beides der Blindensache recht genützt werden könnte: Eine persönliche Begegnung der Blindenlehrer, etwa in Leipzig, und die Gründung eines Blattes im Interesse des Blindenwesens. Sie schienen damals für die erste der beiden Fragen thätig eintreten zu wollen. Sind in der Sache schon Schritte von Ihnen geschehen?" — Gleichfalls in einem Schreiben aus dem Jahre 1869 regt von St. Marie, Direktor der Biener'schen Blindenanstalt in Leipzig bei Pablasek an, gelegentlich der allgemeinen Lehrerversammlung, die 1870 in Wien stattfinden soll, auch eine Versammlung der Blindenlehrer abzuhalten, und hierbei allgemeine Convention betreffend die Einführung der Braille'schen Schrift für Deutsche durchzuberaten.

In mehrfacher Hinsicht beachtenswert ist jener Teil unserer Sammlung, der auf den aus Kleins Zeiten erhaltenen Grundstock aufgebaut, durch Neuerwerbungen unter Direktor Mell eine wesentliche Bereicherung erfahren hat und Handschriften, bezw. Diktate mit eigenhändiger Unterschrift von Frühblinden, Spätererblindeten sowie Taubstummblinden umfaßt oder merkwürdige Lebensschicksale von Blinden zum Gegenstande hat. Wohl als das älteste bekannte Autogramm eines Blinden ist die Unterschrift des 1632 erblindeten Bildhauers Giovanni Gonelli anzusehen. Es ist eine Bestätigung über den Rückerhalt einer Christusstatue, die dem Prokurator des Großherzogs von Toscana, Lor. Usimbaldi, angeboten, aber zu teuer war. — Von Maria Theresia von Paradis zeigt sich ein Schreiben vom 16. August 1799 an Weißenburg in Mannheim, das auf der ihr vom Mechaniker Kempelen gewidmeten Handdruckerei hergestellt ist. — Ein nach Diktat geschriebener Brief ohne Datum ist ein Amtwortschreiben Weißenburgs an Paradis. — Ebenfalls nach Diktat ist ein Brief Ludwig von Baczkos vom 24. Juni 1799 geschrieben, worin er um Material zu seiner „Geschichte Preußens" bitte. — Von Louis Braille stammt ein in Foucault'scher Schrift hergestellter Brief an J. W. Klein vom 11. Juli 1840, der im Faksimile in der Zeitschrift „Von unseren Blinden", 2. Jahrgang, veröffentlicht wurde. Unter den Bleistiftschriften von Jugendblinden fallen durch ihre Deutlichkeit besonders auf: Ein Autogramm von Alexander Fournier; auch Jakob Braun, J. W. Kleins erster Zögling, mit einem Briefe vom 25. Dez. 1821 an seinen Wohltäter, Herrn von Leo, und einer Liste von Orten, die er auf seiner Reise nach Prag, 1808, berührt hatte. Sehr gut leserlich in Tinte schreibt Gabriel Hertelendy, Lehrer des Pester Blindeninstitutes, an seinen ehemaligen Mitzögling Jakob Braun unter dem 22. Dezember 1929. Der Blinde Ladislaus Füredy dankt mit einem eigenhändigen Schreiben aus dem Jahre 1822 für die gastliche Aufnahme bei Klein.

Unter dem Schlagworte „Nachrichten von dem Leben und der Bildung ausgezeichneter Blinden" sammelte J. W. Klein fortlaufend Berichte von ihnen selbst oder ihren Zeitgenossen. Ihrer seltsamen

Lebensumstände wegen verdienen besondere Erwähnung: Der spätererblindete Saitenfabrikant Joh. Seb. Fischer aus Gunzenhausen an der Altmühl, dessen Witwe 1837 an Klein einen eingehenden Bericht über das Leben ihres Mannes zukommen läßt; weiter Franz Adolph Sachse aus Gera, von dem 7 Schreiben aus den Jahren 1815 und 1816 aufbewahrt werden.

Von Laura Bridgman, der ersten Taubstummblinden, mit der ein methodischer Unterricht versucht wurde, weisen wir Autogramme ohne Datum aus, während ihre noch berühmtere Landsmännin, Helen Keller, die Zöglinge des Wiener Blinden-Erziehungs-Institutes mit einem in englischer Flachschrift gehaltenen Schreiben mit dem Datum: Juscumbia Alabama, 12. 8. 1890 erfreute.

Fünf Autogramme des in seinem 21. Lebensjahre erblindeten Fabeldichters, Gottlieb Konrad Pfeffel, (Unterschriften auf Briefen, die aus der Zeit 1782 bis 1808 stammen) leiten zu einer besonderen Gruppe über, zu Briefen von Dichtern und Schriftstellern, die mit Blinden in Verbindung standen. Die von Gleim als „deutsche Sappho" begrüßte, Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, legt in einem in schwerfälligen Schriftzügen gehaltenen Schreiben an den Kriegsrat Goffron vom 23. Juni 1779 Fürbitte für ein blindes Waisenmädchen ein, dessen Vater Kriegsteilnehmer war; nach dem Ableben seiner Mutter war es ohne Hilfe zurückgeblieben. — Christoph Martin Wieland wendet sich am 24. September 1806 aus Weimar mit einer Anfrage an den blinden Flötenvirtuosen Dülon über dessen Selbstbiographie, deren Herausgabe Wieland besorgte. — Auf den Verfasser des in Berlin 1810 erschienenen Werkes „Die blinden Tonkünstler", J. Kühnau, geht ein Schreiben aus Wittenberg, 21. Januar 1809, zurück. Er richtet dieses in Angelegenheit der Drucklegung des genannten Buches an einen unbekannten Verleger und beruft sich darauf, daß Direktor Zeune in Berlin das Vorwort geschrieben habe.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit, ist versucht worden, Umfang und Gliederung unserer Autographensammlung darzustellen. Ihre besondere Bedeutung für die Geschichte des Blindenwesens findet in dem Umstande Würdigung, daß in den letzten Jahren Berlin-Steglitz, Hamburg, Ilvesheim, München und Stuttgart über ihr Ersuchen Abschriften der auf die Geschichte ihrer Blindenanstalten bezüglichen Schriftstücke ausgeliefert erhielten. Diese sind ihnen bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden, auch aus der Erkenntnis, daß es nicht allein Aufgabe eines Museums ist, Kulturgüter zu sammeln und aufzubewahren, sondern sie der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Gelingt es, das Interesse für den Bestand und Ausbau dieser Sammlungen zu vertiefen, finden sie in Fachkreisen die verdiente Beachtung, so ist ihr eigentlicher Zweck ganz erfüllt, dann erst werden sie aus einem Wertobjekt der einzelnen Anstalt zum Allgemeingut der Fachwelt.

Die Goninsche Operation der Netzhautablösung

Obwohl auch für die Heilkunde der Satz gilt, daß man nicht in schwebende Prozesse eingreifen soll, mag doch auf Wunsch der Schriftleitung kurz über die neue operative Behandlungsmethode der Netzhautablösung hier berichtet werden. Das Interesse der Leser des Blindenfreund ist umso mehr verständlich und berechtigt, als bei der Reichsgebrechlichenzählung, deren endgültige Zahlen im April sowohl im Quellenbande als auch in Sonderbearbeitung des unterschriebenen Verfassers veröffentlicht werden, 1891 durch Netzhautablösung und 972 durch Myopie Erblindete gezählt wurden, bei denen letztere auch wohl in den meisten Fällen, soweit sie nicht bereits unter den Netzhautablösungsfällen einbegriffen waren, durch diese Komplikation der Myopie die Erblindung herbeigeführt worden ist.

Die Behandlung der Netzhautablösung war bisher trotz vielfacher operativer und nichtoperativer Methoden nur in einem sehr geringen Prozentsatz erfolgreich; auch was stets damit Hand in Hand geht, die Kenntnis von der Entstehungsweise der Erkrankung ist trotz zahlreicher Untersuchungen und Hypothesen noch durchaus nicht sicher gestellt. Gonin in Lausanne hält einen Riß in der Netzhaut für das wesentlichste mit den sich daran anschließenden weiteren Veränderungen des dem Risse benachbarten Glaskörpers. Er erklärt, eine Wiederanlegung der abgelösten Netzhaut ist zu erreichen, wenn man den ursächlichen Riß verschließt und dabei die Netzhaut durch Narbengewebe an die Wand des Augapfels festhaftet. Dazu ist zunächst die Feststellung notwendig, ob ein Netzhautriß vorliegt, was in ca 70 Proz. zutrifft; doch leider ist trotz Augenspiegels die sichere Diagnose des Risses und seine Lokalisation in der Netzhaut oft recht schwierig, zumal in den Fällen, bei denen eine Trübung der Augenmedien (Hornhaut, Linse, Glaskörper) vorliegt, die einen Einblick in das Augeninnere behindert. Ist der Riß aber festgestellt und ist durch besonders ausgearbeitete Methoden die genaue Lage des Risses bestimmt, so benutzt Gonin einen Platinbrenner, wie man ihn zu figürlichen Holzbrennarbeiten gebraucht, um durch die äußere Augenwand bis in das Augeninnere durchzubrennen und genau an der Rißstelle der Netzhaut eine Brandwunde zu setzen, die bis in den angrenzenden Glaskörper hineingeht und dann zu einer festen Narbe führt als Verschluß des Risses. Wenn die Rißstelle gut getroffen ist, kann die Heilung in kurzer Zeit erfolgen. Nicht zu operieren sind die Fälle mit Trübung der Augenmedien, wie oben bereits erklärt, ferner solche mit zu großem oder vielfachem Risse, ferner, wenn der Riß zu nahe an der Stelle des deutlichsten Sehens (Netzhautmitte, Macula) liegt, weiter bei schweren Erkrankungen des Strahlenkörpers, der Aderhaut, der Netzhaut, endlich, wenn die Ablösung bereits mehr als 3 Monate besteht. Dabei muß aber auch noch beachtet werden, daß die Abhebung der Netzhaut eine plötzlich auftretende, mechanisch bedingte

Erscheinung im Verlaufe einer länger dauernden, vorbereitenden Erkrankung des Gesamtauges ist. Der Anfall besteht im Einreißen der Netzhaut, dem die Abhebung zeitlich und örtlich folgt; durch den operativen Eingriff wird der Anfall aber nicht die Krankheit beseitigt; daher sind Rückfälle auch nach anscheinend zunächst günstigem Erfolge nicht ausgeschlossen. Auch können nach der und durch die Operation böse Folgen sich einstellen, wie Glaskörperblutungen, stärkere Netzhautablösung, grüner Star, Regenbogenhautentzündung.

Ueber die dauernden Erfolge der bisher operierten Fälle hat Gonin selbst für baldige Zeit genauen Bericht in Aussicht gestellt, bisher hat er sich auch in seiner letzten Arbeit Mai 1930 in den Annales d' Oculistique, in der er von 240 operierten Fällen spricht, nur mit dem Ausbau der Operationsmethode und der Theorie der Ablösung sowie mit den Operationsfolgen befaßt, aber eine Zusammenstellung der Ergebnisse vermieden. Da die Leser aber ein positives Urteil nur auf Grund der wirklichen Ergebnisse der Operation gewinnen können, seien hier von anderen bekannten Augenärzten gemachte Erfahrungen wiedergegeben. Zunächst berichtet Dr. Amsler, bisher Assistent von Gonin in Lausanne, daß er von 74 ihm zugewiesenen Fällen von Abhebung nur 29 als operationsgeeignet gefunden habe, davon wurden 17 ohne, 12 mit Erfolg operiert, eine Zahl, die umsomehr bedeutet, als in den meisten Fällen bei der Operation Gonin selbst assistierte. Voigt in Zürich hatte bei 11 unter 26 Operierten guten Erfolg: Igersheimer (Frankfurt a. M.) hatte bei 5 von 21 Operierten wirklichen ¼ bis 1¼ Jahr anhaltenden Erfolg, bei einigen Patienten Teilerfolge; Stock (Tübingen) operierte 5 unter 22 mit, 5 mit einem geringen, 14 ohne Erfolg; Lindener (Wien) hat von 29 mit nachgewiesenem Netzhautriß 25 operiert, davon 11 mit Erfolg; Wessely (München) hatte bei 12 Operierten 3 mal guten Erfolg, oder von 5 günstigen Fällen 2mal, von 7 ungünstigen einmal. Gerade aus den letztgenannten Zahlen sieht man, wie sehr es auf die Auswahl der zu operierenden Kranken ankommt, daneben auf die Erfahrung und die Technik des Operateurs.

Es mag noch darauf hingewiesen werden, daß eine erleichternde Modifikation der Operation von Guist neuerdings empfohlen wird, wobei die einfache Punktion der abgehobenen Netzhaut mit einem schmalen Messer und daran anschließend eine Aetzung der Ablösungsstelle mittelst Aetzkalistift vorgenommen wird.

Jedenfalls ist die Goninsche Operation bei dieser so trostlosen Erkrankung wenn sie auch nur in einem nach den bisherigen Veröffentlichungen zwischen 15—80 Proz. schwankendem Verhältnis zur Besserung oder Heilung führt, ein freudig zu begrüßender Fortschritt und hoffen wir, daß die Ausarbeitung der Operationsmethode und der Indikationsstellung weiter zu guten Erfolgen und damit zu einer Herabsetzung der Blindenziffer führt.

Dr. Wilhelm Feilchenfeld, Berlin-Charlottenburg.

Zur Erziehung des blinden Kleinkindes*)

Von Dr. Berthold Löwenfeld (Wien, dzt. New-York, U. S. A.).

Die Publikation Dr. Hildegard Hetzers, Universität Wien, die die exakten Ergebnisse der modernen Psychologie des Kleinkindes zur Grundlage hat, soll hier unter besonderer Berücksichtigung der für das blinde Kind sich ergebenden Folgerungen behandelt werden. Von Seiten der Blindenlehrerschaft wurde die Forderung nach einer der psychischen Hygiene des Kleinkindes entsprechenden Erziehung in den ersten Lebensjahren schon seit jeher vertreten und die Berechtigung dafür wird durch die Tatsache einwandfrei bestätigt, daß zu Eigenbrödelei, rastloser Nervosität, sprachlicher und manueller Ungeschicklichkeit, Unselbständigkeit und krassem Egoismus, um nur einiges zu nennen, gerade in den ersten Lebensjahren nur zu häufig der Grund gelegt wird.

Die Forderung nach einer Unterbringung ganz junger Kinder in Anstalten, wo sie von geschulten Pflegern und Erziehern aufgezogen werden können, hat sich als völlig unzweckmäßig erwiesen, da gerade die allerjüngsten Kinder von der Anstaltsverwahrlosung am meisten bedroht sind. Eingehende Untersuchungen haben gezeigt, daß selbst Anstalten mit den besten hygienischen Bedingungen dem Kinde nicht das zu bieten vermögen, was das Leben in der durchschnittlichen Proletarierfamilie an notwendigen Anregungen und Gefühlswerten selbstverständlich beinhaltet. Das Kind in den ersten drei Lebensjahren muß daher unbedingt im häuslichen M[illegible] belassen werden. Eine notwendige Folge dieser Forderung ist aber, daß die Eltern sich für ihren Beruf als Erzieher des eigenen Kindes die nötigen Kenntnisse erwerben und daß die berufenen Stellen die dafür notwendigen Maßnahmen einleiten und durchführen. In Amerika wird zum Beispiel durch das ausgezeichnete System der „Home-Teacher" in dieser Hinsicht vorgesorgt, wobei die Eltern durch entsprechend geschulte Kräfte in der Erziehung des blinden Kindes unterwiesen werden.

Ueber den Zusammenhang von körperlicher und geistiger Entwicklung sei hier nur mitgeteilt, daß sich nur körperlich richtig gepflegte und gesunde Kinder auch geistig in befriedigender Weise entwickeln können. Je jünger das Kind ist, umso enger ist dieser Zusammenhang, und erst im Schulalter kann man unter Umständen mit einer Kompensation des körperlichen Rückstandes auf geistigem Gebiete rechnen. Richtige körperliche Pflege ist daher unbedingte Voraussetzung für psychische Hygiene im Kleinkindalter und besonders für das blinde Kind ist darauf zu achten, daß es nicht auch in dieser Beziehung gehemmt wird.

Die Hauptaufgabe der Erziehung des Kleinkindes ist es, den berechtigten Bedürfnissen des Kindes nach Ungestörtheit und nach den verschiedenen Anregungen zu entsprechen. Damit soll nicht gemeint sein, daß alle Unannehmlichkeiten auszuschalten wären, denn häufig entfaltet gerade an diesen das Kind seine Fähigkeiten. Es ist wichtiger, dem Kinde die Möglichkeit zu geben, gerade das zu erfahren und zu erleben, was der jeweiligen Entwicklungsstufe entspricht, als es durch Befehle, Verbote, Belehrungen und Unterweisungen direkt zu beeinflussen. Dies gilt besonders für das früheste Kindesalter. Aufgabe der psychologischen Forschung ist es, die berechtigten Bedürfnisse herauszustellen und die für die einzelnen Altersstufen notwendigen Erziehungsmaßnahmen zu fixieren, um günstige Phasen nicht zu versäumen und entwicklungsnotwendige Schonzeiten nicht zu stören.

Es kann nun nicht Aufgabe dieser Darstellung sein, alle in Hetzers Schrift angeführten Tatsachen und Anweisungen zu wiederholen oder die ohnehin schon eine Zusammenfassung der psychologischen Forschung darstellende Schrift noch mehr zu komprimieren. Ich will vielmehr einige für die Erziehung des blinden Kindes besonders wichtige Ergebnisse heraus-

---

*) Dr. Hildegard Hetzer, Seelische Hygiene! — Lebenstüchtige Kinder! Verlag „Kleine Kinder", Dresden-A., Pestalozzistr. 12. 90 Seiten. 2.— RM.

greifen und gesondert behandeln. Für eine eingehende Darstellung und Begründung muß ich sowohl auf das angeführte Buch Hetzers als auch auf die in dessen Anhang mitgeteilten Quellenwerke verweisen.

Man hüte sich schon im ersten Lebensjahre davor, das Kind in eine künstliche Welt der Ungestörtheit zu versetzen, es zu verzärteln. An den normalen Ablauf des täglichen Lebens mit allen seinen Geräuschen und sonstigen Eindrücken hat es sich beizeiten zu gewöhnen, obwohl es in den ersten vier bis sechs Wochen nach der Geburt absolut ruhe- und schonungsbedürftig ist. Dem Kind im zweiten Lebenshalbjahre ist ausreichende Bewegungsfreiheit zu ermöglichen, eine Kinderbox ist der günstigste Aufenthaltsort. Ebenso wie das Kind Bewegungsfreiheit braucht, um seinen Körper in Bewegungen zu üben, braucht es auch Spielzeug, an dem es seine Sinne, seine Geschicklichkeit erproben kann. Für das Kind vom vierten Monat ab wird Spielzeug gefordert, an dem es möglichst viel zu greifen gibt, Gegenstände von verschiedener Form, verschiedener Größe, die ganz verschiedene Tasteindrücke vermitteln. Wenn diese Feststellungen für das sehende Kind zu Recht bestehen, um wie viel mehr erst für das blinde Kind. Dessen Erziehung zum Tasten hat also schon im vierten Monat einzusetzen. in einem Alter, das man geradezu als das Greifalter bezeichnen kann und in dem die normale Entwicklung eine besonders günstige Gelegenheit dazu bietet. Das Halbjahrkind spielt nur mit einem Gegenstand auf einmal. das Dreivierteljahrkind stellt schon gewisse Verbindungen zwischen den einzelnen Spielgegenständen her, steckt sie ineinander oder legt sie nebeneinander und so sind Schachteln, Würfelpyramiden, die bis ins vierte Lebensjahr als Spielzeug bevorzugt werden, das geeignete Spielmaterial, ebenso wie Stofftiere, kleine Glocken und andere Geräusche erzeugende oder tönende Spielgegenstände. Da das Kind ganz von selbst in der seiner Entwicklungshöhe angemessenen Weise spielt, lasse man ihm freie Hand und vermeide alle Anweisungen. Die ersten sozialen Reaktionen stellen sich im zweiten Monat beim Hören der Stimme des Menschen oder beim Anblick dessen Gesichtes in Form von Lächeln ein. Von nun an hat das Kind das Bedürfnis, daß man sich mit ihm beschäftigt. Man wird dem blinden Kinde, das den freundlichen Gesichtsausdruck des Erwachsenen nicht sehen kann, um so öfter freundlich zureden und alle seine Verrichtungen mit freundlichen Worten begleiten, ihm antworten, wenn es einen anlallt oder anlächelt. Das Kind, um das man sich nicht gekümmert hat, das keine Bewegungsfreiheit hatte, kein Spielzeug vorfand, keinem freundlichen Zuspruch von seiten des Erwachsenen begegnete, ist körperlich unbeholfen, leistet im Spiel weniger als seine Alterskameraden und ist ungeschickter im Verkehr mit Menschen als sie. Eine Gruppe von Kindern empfiehlt Hetzer der besonderen Sorgfalt der Eltern, nämlich die ruhigen, trägen Kinder, die auf Reize nur sehr schwer ansprechen, sehr langsam reagieren und sehr viel Zeit mit Untätigsein verbringen. Hierzu werden wohl die meisten blinden Kinder zu rechnen sein, und sie müssen daher ganz besonders alle Anregungen erhalten, deren sie bedürfen, und man muß sich mit ihnen mehr beschäftigen als mit anderen Kindern.

Im zweiten und dritten Lebensjahre ist dem Kleinkinde, das ungefähr ein Drittel des Tages mit Spiel zubringt, größere Bewegungsfreiheit zu geben, seine Versuche aus dem bisher gewährten engen Kreis vorzudringen, sind zu begünstigen, kann doch das Anderthalbjährige im allgemeinen Türschwellen ohne Hilfe überschreiten, das Kind mit 21 Monaten mit geringer Hilfe auf den Stuhl steigen, das Zweijährige über Stiegen gehen. Das Kind lernt so sich in praktischen Lebenssituationen zurechtfinden. Trotz größerer Schwierigkeiten muß dies auch dem blinden Kinde möglich gemacht werden, verstärkte Aufsicht und Hilfe werden es vor Schaden bewahren. Die Rollenspiele, die beim Vierjährigen fast drei Viertel aller seiner Spiele ausmachen, sind auch für das blinde Kind unbedingt wichtig, wenn auch gerade hier der Ausfall des Sehens viele Möglichkeiten ausschließt. Aber auch das blinde Kind will, wenn es auf allen

Vieren kriecht, ein Hund sein, es will als Mutter, Kaufmann oder irgend eine Person aus seinem Erfahrungskreis angeredet werden und lernt dabei im Spiel das so viel mehr notwendige Sicheinfinden in bestimmte Situationen. Hat das Kind im letzten Viertel des ersten Jahres durch das spielende Herumhantieren mit Würfeln, Schachteln usw. mit dem Baumaterial umgehen gelernt, so versucht es im zweiten Lebensjahre richtig zu bauen und gibt im dritten seinem Bauwerke auch Namen. Nun wird ein Holz- oder Steinbaukasten, wegen der größeren Standfestigkeit ist letzterer für das blinde Kind vorzuziehen, nötig, und auch mit Sand und Ton lasse man das Kind frei umgehen, ohne es zu Nachahmungen zu zwingen. Neben der Zeit ungestörten Einzelspieles soll sich aber der Erwachsene auch regelmäßig mehrmals täglich mit dem Kind spielend beschäftigen und die Gegenstände benennen, bis das Kind innerlich so weit ist, ohne Aufforderung nachzusprechen. Man achte auf die eigene richtige Aussprache, Verbesserungen an der Sprache des Kindes nehme man aber erst nach dem zweiten Lebensjahre vor. Dreimal täglich je bis zu einer halben Stunde soll diese intensive Beschäftigung ausgeführt werden. Außerordentlich wichtig für unsere blinden Kinder ist auch die Feststellung, daß das Kind mit 2½ bis 3 Jahren in die Kindergemeinschaft gehört und Gelegenheit zum regelmäßigen Verkehr mit zwei bis drei Alterskameraden haben muß, um nicht später in seinen sozialen Fähigkeiten geschädigt zu sein und unter Umständen zum Einzelgänger und Eigenbrödler zu werden. Während das Kind im zweiten Lebensjahre sehr lenksam ist (das Ausführen kleiner Aufträge und Einhalten von Verboten ist gelegentlich zu üben), kommt es um die Mitte des dritten Lebensjahres zu einer gewöhnlich mehrere Monate dauernden Trotzperiode, die von selbst wieder abklingt. Das Kind lernt im Trotzalter, sich bewußt Willensziele zu setzen, es entwickelt seinen Willen und übt ihn, indem es nun dauernd etwas will, wobei es ihm auf das Ziel gar nicht ankommt, sondern das Wollenkönnen allein wichtig ist. In dieser Zeit hat der Erzieher Schonung walten zu lassen, den Trotz nicht herauszufordern und nur an der Durchführung der wirklichen Notwendigkeiten für das Kind unbedingt festzuhalten. Die für ein gedeihliches Leben notwendigen Verhaltungsweisen sollen eben schon in der letzten Hälfte des 2. Lebensjahres, also vor der Trotzperiode, erlernt worden sein.

Nach Ablauf dieser kritischen Zeit, deren Ausfall aber bei fast allen Kindern sich in späterer Willensschwäche manifestiert, ist das drei- bis fünfjährige Kind bereit, sich dem Erwachsenen freiwillig unterzuordnen, Aufträge zu übernehmen, sich belehren zu lassen und dies ist die Zeit, in der mühelos erreicht werden kann, was während der Trotzperiode unmöglich war. Im allgemeinen ist das Kleinkind von großer Selbstsicherheit und schon für dieses Alter fordert Hetzer, daß man das Kind nicht über seine eigene Leistungsfähigkeit täusche. Es muß dazu erzogen werden, sich dort ohne Beschämung helfen zu lassen, wo es sich wirklich nicht allein helfen kann, wie es umgekehrt lernen muß, daß es eine Schande ist, dort Hilfe zu fordern, wo man allein fertig wird. Es ist ganz klar, daß die Befolgung dieser Forderung auch für das blinde Kind von größter Wichtigkeit ist, da sie für eine spätere Zeit allzu krasse Härten vermeiden hilft und vor plötzlichen Enttäuschungen zu bewahren vermag. Neben den Rollenspielen, also Gemeinschaftsspielen, stehen Beschäftigungen, bei denen etwas hergestellt wird, wie das Bauen, Kneten, Nähen, Perlenauffädeln, Papierarbeiten aller Art usw., wobei man in der Bearbeitung des Materials dem Kinde völlig freie Hand lassen soll. Einer Periode des Kennenlernens des Materials und dessen Eigentümlichkeiten, in der das Kind oft über das Vorbereiten, wie Ausräumen und Glätten, gar nicht zum eigentlichen Spielen kommt, folgt dann erst das Herstellen, der eigentliche Schritt vom Spiel zur Arbeit, die wir ja vom Schulanfänger fordern müssen. Wohl alle Blindenlehrer, die einmal in Elementarklassen unterrichteten, haben die Erfahrung gemacht, daß dieser Fortschritt erst unter ihrer Anleitung von den Schulneulingen erzielt wird, obwohl er schon in der Vorschulzeit voll-

zogen sein sollte. Aber die Kürze der dafür in der Schule benötigten Zeit zeigt uns auch, daß das gepflegte blinde Kind in dieser Hinsicht nicht hinter seinen sehenden Altersgenossen zurückstehen müßte und daß nur eine nicht entsprechende Erziehung diesen Rückstand verursachte. Ebenso wie das eifrig gepflegte Rollenspiel entspricht auch das Märchen der Geistigkeit des Kindes und stellt eine wertvolle Erziehungshilfe dar. Der Wirklichkeitssinn des Kindes wird im allgemeinen durch das Märchen nicht erschüttert und das Kind löst sich, wenn ihm das Märchen nicht mehr entspricht, ganz selbsttätig davon los. Bei der Auswahl der Märchen muß man jedoch vorsichtig sein und die rohen und grausamen ausschalten. Wenn wir so häufig bei blinden Kindern eine durch Märchen allzu erregte Phantasie vorfinden, so hängt das wohl nicht mit der Tatsache, daß es Märchen kennen lernt, an sich zusammen, sondern vielmehr damit, daß die seinem Alter entsprechenden Betätigungen in der wirklichen Welt vernachlässigt werden und es so künstlich in die Welt des Märchens gedrängt wird. Meist sind es ja auch die manuell und sozial zurückgebliebenen Kinder, die sich so sehr in die Märchenwelt einspinnen. Mit Belehrungen soll der Erwachsene dem Kind erst dann weiter helfen, wenn es nach solchen verlangt und nur in dem Maße, das der erreichten Entwicklungsstufe entspricht. Man soll also sein Besserwissen und Mehrkönnen nur zur Verfügung stellen, aber nicht aufdrängen, und die Antwort muß durchaus nicht schon alle Einzelheiten erklären. Die unermüdlichen „Warumfragen" des Kindes, das den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erfassen beginnt, werden allerdings ein „Das wirst du erst später verstehen können" nicht immer umgehen lassen. So wird das sechsjährige Kind, das Freude an Arbeit und Pflicht entwickelt, das bereit ist, Aufgaben zu übernehmen, das nach Wissen um Ursache und Wirkung verlangt und so allmählich zum Verständnis der Welt, wie sie wirklich ist, gelangt, auch innerlich schulreif.

Wenn wir an Hand der in Hetzers Buch aufgezeigten Entwicklung des normalen Kindes die Lage des blinden Kindes betrachten, so werden wir uns sagen müssen, daß diese im wesentlichen nicht verschieden ist. Die Blindheit an sich verändert den Entwicklungsverlauf des Kindes nicht grundsätzlich, und nur die mangelnde Möglichkeit einer großen Zahl unter normalen Umständen aufwachsender blinder Kinder des Vorschulalters begründet es, daß die immerhin vorhandenen Differenzen bisher nicht Gegenstand einer speziellen psychologischen Untersuchung wurden. Dafür sind aber durch die Ergebnisse der modernen Kinderpsychologie und besonders durch das ausgezeichnete Werk Dr. Hildegard Hetzers wertvolle Beiträge gegeben.

*

„Kinderfreund" und „Sonnenland"

Mit dem nun begonnenen neuen Jahrgange des „Kinderfreundes" hat die bisherige Ausgabe A einen anderen Titel erhalten. Sie heißt nun „Sonnenland". Auf Anregungen von Kollegen habe ich diese Aenderung vorgenommen. Es ist ja so, daß unsere Jugendlichen gerne schon Erwachsene sein wollen und darum sich scheuen, das zu lesen, was unter dem Titel „Kinderfreund" zu ihnen kommt. Hoffentlich werden nun auch sie eifrige Leser des „Sonnenlandes", denn man sollte doch wohl annehmen, daß die Hefte auch ihnen noch etwas bieten können, wenn es sogar eine ganze Anzahl von erwachsenen Blinden gibt, die selbst die B-Ausgabe gerne liest.

Ich möche nun bei dieser Gelegenheit die Kollegenschaft noch einmal bitten doch auch fleißig für die beiden Zeitschriften unserer Kinder und Jugendlichen zu wirken. Von einem Teil der Damen und Herren weiß ich ja, daß sie schon immer nicht nur die Schriften empfohlen, sondern sie auch häufig im Unterricht benutzt haben. Ich hatte eigentlich die Absicht, in einem kleinen Artikel zu schildern, wie ich den „Kinderfreund" im Unterricht gebrauchte; doch bin ich davon abgekommen, weil ich nicht den Vor-

wurf entgegennehmen wollte, daß ich etwas brächte, was jeder Blindenlehrer ebenso gut oder besser könne. Doch will ich unten das Inhaltsverzeichnis des letzten Jahrganges bringen, um auf diese Weise auch den Kolleginnen und Kollegen, die bislang noch nicht die Zeit hatten, sich genauer mit unserer Zeitschrift zu beschäftigen, eine Uebersicht über das zu geben, was im Laufe eines Jahres unseren Schützlingen auf diesem Gebiete geboten wird. Rätsel, Spiele, Sprüche, Scherzfragen, Denkaufgaben und dergleichen habe ich um des Raumes willen dabei fortgelassen.

Der übrige Teil der Zeitschriften bildet immer eine Einheit. Das ist schon aus dem Inhaltsverzeichnis zu erkennen, wenn auch manche Ueberschriften nicht zeigen, was im Text gesagt ist. In Zukunft werde ich in einer Gesamtüberschrift anzugeben versuchen, unter welchem Gesichtspunkt das Heft zusammengestellt ist. Daß sich manches Stück auch anders einordnen ließe, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Für Anregungen, Vorschläge zu Verbesserungen, Hinweise und Kritiken bin ich stets dankbar, und ich bitte sehr, damit nicht zurückzuhalten. Was möglich zu machen ist, wird ausgeführt werden. Und nun bitte ich noch einmal: Kollegen, Kolleginnen, sorgt für die Verbreitung von „Sonnenland" und „Kinderfreund", damit sie Freude bringen können in die Herzen aller unserer Kinder! Die Zeiten sind schwer, und das Geld ist knapp. Gewiß, die geringe Summe aber, die für die Zeitschriften aufzubringen ist, sollte doch da sein, denn so sagt Hans Thoma: „Wer die Verhängnisse des Lebens — und die daraus hervorgehenden Schmerzen — jemals tief empfunden hat, den müssen dieselben so geläutert haben, daß er seinen Mitmenschen jede Freude im Leben gönnt und daß er gern dazu beiträgt, wenn es auch nur ein kleines Scherflein ist, daß das wohltätige Feuer der Freude in unserm oft doch recht gedrückten Erdendasein erhalten bleiben möge."

Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 1930.
Ausgabe A (Kurzschrift)

Januar
*Alte-Fritz-Grenadiere. Von Theodor Fontane.
Soldatenleben zur Zeit Friedrichs des Großen. Von Ulrich Bräcker.
Ein preußischer Standartenjunker. Von Emil Frommel.
Einer, der sich zu helfen weiß. Von W. Klix.
Das Königs-Tedeum. Von Hans Franck.
Friedrich der Große und sein General. Von Richard Oetter.

Februar
*Das lange Band. Von Rudolf Baumbach.
Der Erbsenhandel. Von Will Vesper.
Der geprellte Schneider. Von Peter Rosegger.
Das Regenwetter. Von Will Vesper.
Jan Wellm. Von Wilhelm Schäfer.
Die Sänfte. Von W. O. von Horn.
Allerlei lustige Kleinigkeiten.
Allerlei Lustiges aus der Schule.

März
*Colorado Canon. Von Alfons Paquet.
In der Texasprärie verirrt. Von Karl Postl.
Im Kreise herum. Von Fritz Müller-Partenkirchen.

April
*Osterfeuer soll lohen. Von Heinrich Sohnrey.
*Das Osterfeuer. Von Hermann Löns.
Grüne Ostern und fröhliche Leute im südhannoverschen Berglande. Von Heinrich Sohnrey.
Osterfeuer. Von Friedrich Wilhelm Grimme.
Osterfeuer in der Magdeburger Börde. Von Eilhard Erich Pauls.

Mai
Die Summe. Von Fritz Müller-Partenkirchen.
Die Mystik der Zahlen. Von Dr. W. Langenbach.
Die heilige Sieben. Von A. Fürst und A. Moszkowski.

Aus dem Wunderreich der Zahlen. Von A. Fürst und A. Moszkowski.
Magische Zahl.
Ein Pfennig auf Zinseszins. Von A. Fürst und A. Moszkowski.
Wie oft kann man ein Geldstück wechseln. Von A. Fürst und A. Moszkowski.
Der Schlag des Herzens. Von A. Fürst und A. Moszkowski.
Juni
Schellfischjagd im nördlichen Eismeer. Von Otto Gutzeit.
Im Eis von Grönland. Auf Seehundsfang. Von Viktor Pietschmann.
Tom auf Landurlaub. Von Maria de Grisar.
Juli/August
*Der Rhein bleibt deutsch! Von Maria Kahle.
*Am Rhein. Von Karl Röttger.
Landschaft und Leben am Rhein. Von Erich Bockemühl.
*Heimatgefühl. Von Clemens Brentano.
*Niederrhein. Von Martin Boelitz.
Am Niederrhein. Von Erich Bockemühl.
*Bergischer Abend. Von Karl Robert Schmidt.
Wanderungen durch das Bergische Land. Von Erich Bockemühl.
Die Müngstener Brücke. Von Rolf Schmal.
Rheinsagen: Die Weingötter am Rhein. Lurlei. Die Brüder. Von Ludwig Bechstein.
September
*Das Gewitter. Von Nikolaus Lenau.
Das hungerige Bächlein. Von Franz Odermatt.
*Der Gesang des Meeres. Von Konrad Ferdinand Meyer.
Die Kraft des Meeres. Von Hermann Bieber.
Oktober
*Die Glocke im Meer. Von Richard Dehmel.
Glocken. Von Ludwig Finckh.
*Die Glocke von Dunbar. Von Alice v. Gaudy.
Vom Glockenguß. Von Adolf Däster.
*Kirchturmlied. Von Alfred Huggenberger.
Die Glocke. Von Hans Christian Andersen.
Einige Glockeninschriften.
November
*Das Siegel von Prag. Von Alice v. Gaudy.
Der Weg ins Dunkle. Von Hermann Weber.
Dezember
*Advent. Von L. Beccard-Blensdorf.
Drei Treppen hoch. Von Theo Dieter.
*Bescherung. Von R. Schlitterlau.
Frohe und trübe Weihnacht. Von einer vierzehnjährigen Blinden.

Ausgabe B (Vollschrift).

Januar
*Winterluft. Von Hermann Kletke.
Die Schneemühle. Von R. Theuermeister.
*Beim Schneeballen. Von Heinrich Hoffmann von Fallersleben.
Sperlings Wintertag. Von Igna Maria Jünemann.
Auf dem Heimwege. Von Lotte Kurth.
Februar
*Hänschen auf der Jagd. Von Heinrich Seidel.
Das Gegengeschenk. Von Karl Simrock.
Der Ranzen. Von Michael Lindener.
Die königliche Hilfe. Von Jeremias Gotthelf.
Der Wanderzirkus. Von Ludwig Finckh.
*Lustige Kinderreden.
März
*Frisch an die Arbeit. Von Friedrich Rückert.
Max Serkes. Von Heinrich Scharrelmann.
Das unverdiente Lob. Von Otto Scholz.

*Drei Gedichte. Von Hilda Stegmüller.
April
Die Hochbahn. Von J. Huß.
An der Eisenbahn. Von K.
Mai
Von allerlei Straßen. Von K. Agahd.
Die Landstraße. Von Sophie Reinheimer.
Der Wegweiser. Von Sophie Reinheimer.
Juni
*Unser Häuschen. Von Wilhelm Langewiesche.
Vor Mutters Geburtstage. Von Lotte Kurth.
Das Reislein aus dem Paradies. Von Elisabeth Dauthendey.
Rosenkönig. Von Else von Steinkeller.
Die kleine Kletterrose. Von Sophie Reinheimer.
*Guter Rat. Von Friedrich Rückert.
Juli/August
*Zirkusleute. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.
Der Zirkus. Von Hedwig Lohß.
*Elefanten sah ich. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.
Bubi, der Spaßbär. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.
Mit dem Seiltänzer. Von Ferdinand Bernt.
September
*Die Feuerwehr. Von Adolf Holst.
Die Feuersbrunst. Von Arthur Schoke.
Eine Reise mit Hindernissen. Von Heinrich Scharrelmann.
Oktober
*Juchheisaßa, der Herbst ist wieder da.
*Apfelzeit. Von Frieda Schanz.
Bei der Apfelernte. Von Lotte Kurth.
*Ein Apfel hing am Apfelbaum. Von Albert Sergel.
*Der Apfelbaum. Von Albert Sergel.
Im Gemüsegarten. Von Z. D.
Der Herbst malt Bilderbücher. Von Sophie Reinheimer.
*Die Schwalben zwitschern auf dem Draht. Von W. Schakert.
*Herbstlied.
Der Herbstwind. Von Heinrich Scharrelmann.
Das Männlein auf der Drachenschnur. Von Paul Kettel.
November
*Seifenblasen. Von Alwin Freudenberg.
*Besuch bekommen. Von Viktor Blüthgen.
Das Ringelein. Von Frieda Schanz.
Der unheimliche Wald. Von Hedwig Niese.
Der Held.
*Kinderreim.
*Wie's manchmal geht: alles verdreht. Von W. O. Kullmann.
Dezember
*Christabend. Von Eva Römer.
Wie die Kinder Weihnachten spielten. Von Heinrich Scharrelmann.
Das Märchen von der Christrose. Von Olga Gaul-Molnar.
(Die mit einem * versehenen Stücke sind Gedichte.)

F. Prilop.

Weltkonferenz in Newyork

Die Weltkonferenz für das Blindenwesen findet nunmehr endgültig vom 13. bis 30. April d. Js. statt, und zwar in dem Pennsylvania-Hotel 7the Avenue und 32nd Street in New-York.

Das Programm wickelt sich etwa folgendermaßen ab: Vom 13. bis 17. April finden in New-York Verhandlungen statt, vom 18. bis 27. April wird eine Rundreise unternommen: auf der etwa die Städte Boston

Philadelphia, Cleveland und Washington berührt werden. Für den 28. bis 30. April ist dann eine Aussprache über das auf der Reise Gehörte und Gesehene vorgesehen.

Die Vortragsfolge für die Verhandlungen setzt sich wie folgt zusammen:

Erster Tag, den 14. April:	**Erziehung.**
The First Steps in Education of the Blind Child. Die ersten Schritte in der Erziehung blinder Kinder.	Direktor Siegfried Altmann, Direktor, Blindeninstitut Wien, Oesterreich.
The General Education and Vocational Training of the Blind Child. Allgemeine und Berufsausbildung blinder Kinder.	Monsieur D. Lelièvre, Direktor, Institution Regionale des Sourds-Muets et Jeunes Aveugles, Bordeaux (Frankreich).
The General Education and Vocational Training of the Blind Child. Allgemeine und Berufsausbildung blinder Kinder.	Dir. Paul Grasemann, Direktor, Provinzialblinden-Anstalt, Soest-Westfalen (Deutschland).
Technical Aids and Appliances in the Education of the Blind Child. Unterrichtliche Hilfsmittel und Apparate für blinde Kinder.	Dr. W. Dolanski, Warschau (Polen).
The Training of Teachers of the Blind. Die Ausbildung der Blindenlehrer.	Prof. Aug. Romagnoli, Rom (Ital.).
The Spezial Psychology of the Blind. Blindenpsychologie.	Monsieur Halfdan Karterud Dalens Blindeskole, Nidaros (Norwegen).

Chairman: Vorsitzender: Dr. Thomas S. Mc. Aloney, School for the Deaf and Blind, Colorado.

Zweiter Tag, den 15. April:	**Beruf.**
Employment of the Blind in Occupations generally regarded as Sighted. Beschäftigung Blinder in den Berufen Sehender.	Captain E. A. Baker, General-Sekretär, Canadian, National Institute for the Blind.
Home Occupations for the Blind. Heimarbeit Blinder.	Monsieur Ernst Retsler, De Blindes Förening Stockholm (Schweden).
Workshop Occupations. Beschäfigung Blinder in offenen Werkstätten.	Mr. S. W. Starling, Manager, Birmingham Royal Institution for the Blind (England).
Music as a Profession and Occupation for the Blind. Die Musik als Blindenberuf und Blindenbeschäftigung.	Monsieur Pierre Villey Secrétaire Général, Association Valentin Hauy, France.
Occupation open to Blind Persons with Higher Education. Höhere Blindenberufe.	Syndikus Dr. Carl Strehl, Leiter der Blindenstudienanstalt, Marburg, Lahn (Deutschland).
Workshop Management. Organisation der Blindenwerkstätten.	Mr. George Danby, General-Manager, Royal Glasgow Asylum for the Blind (Schottland).

Chairman: Vorsitzender: Mr. S. Mervyn Sinclair, Executive Direktor, Statecouncil for the Blind, Pennsilvanien.

Dritter Tag, den 16. April.

Technische Hilfe und Einrichtung.

Museums for the Blind.
Museum des Blindenwesens.

Mr. E. C. Allen, Perkins Institution for the Blind, Boston (U.S.A.).

Libraries for the Blind.
Blindenbücherei.

Miss L. A. Goldthwaite, New-York Piblic Library (U.S.A.).

Educational Apparatus and Appliances for the Blind.
Hilfsmittel und Apparate für Blinde.

Printing for the Blind.
Blindendruck.

Mr. Frank L. Bryan, House Memorial Press Fund Watertown, Mass.

Missions and the Blind in Foreign Countries.
Die Mission und die Blinden in fremden Ländern.

Mr. G. B. Fryer, Shanghai (China).

Dog Guides.
Führhunde.

Mrs. Harrison Eustis, L'Oeil qui Voit, Mont Pélerin.

Cooperation in Printing for the Blind in South America.
Zusammenarbeit der Blindendruckereien in Süd-Amerika.

Senor V. Codino, Direktor. Institut Nationalde Ciege, Buenos-Aires.

Chairman: Superintendent A. C. Ellis, American Printing
Vorsitzender: Hosse for the Blind, Loiusville Kentucky.

Vierter Tag, den 17. April:

Soziale Einrichtungen.

Prevention and Sight Saving Classes.
Blindheitsverhütung und Sehschwachenklassen.

Mr. Winifred Hathaway, National Society for the Prevention of Blindness (New-York).

Causes and Prevention of Blindness.
Ursachen und Verhütung der Blindheit.

Dr. Merida Nicolich, Direktor. Instituto Municipal para Ciegos, Malaga (Spanien).

Chairman: Mr. E. M. Van Cleve, New-York.
Vorsitzender:

The State and the Blind Community.
Der Staat und die Blindenorganisation.

Captain Ian Fraser, C. B. E. Chairman St. Dunstan's (London).

Pensions for the Blind.
Blindenrente.

Dr. Lothar Gäbler-Knibbe, Berlin (Deutschland).

What de State Ough to do for the Blind.
Pflichten des Staates gegen die Blinden.

Monsieur P. Guinot, Federation Netionale des Aveugles Civils. Paris (Frankreich).

The Condition of the Blind in Japan.
Der Stand des Blindenwesens in Japan.

Mr. V. Akiba, Tokio School for the Blind (Japan).

Chairman: Mr. Calvin S. Glover, Cincinatti, Ohio.
Vorsitzender:

Alle Vorträge dürfen höchstens 5000 Worte umfassen und sollen vorher in englischer Sprache gedruckt werden. Auf dem Kongreß selbst sollen die Verhandlungen über das jeweilige Thema durch einen kurzen, in englischer Sprache gehaltenen Vortrag eingeleitet werden.

Bisher sind aus Deutschland folgende Teilnehmer an der Konferenz gemeldet:

Dr. Gäbler-Knibbe, Professor Dr. Steinberg, Dr. Strehl und der Unterzeichnete.

Grasemann-Soest.

Bücher und Zeitschriften

Die technische Führung des Handwerksbetriebs. Von Oberregierungsrat Walter Bucerius, Direktor des Badischen Landesgewerbeamtes, wissenschaftlicher Leiter des Deutschen Handwerksinstitutes. Verlag: Reinhold Wichert, Verlagsanstalt „Soll und Haben", Berlin-Lichterfeld. Das Buch bildet den 3. Band des 6bändigen Werkes „Neue Bücherei für Handwerk und Gewerbe". Gesamtpreis 48.— RM. Auf Wunsch bequeme Teilzahlungen. 1. und 2. Band: Die kaufmännische Führung des Handwerksbetriebes (Dr. R. Rößle, Professor an der Universität Bonn. 4. Band: Das Handwerk in Staat und Wirtschaft (C. Häußer, Syndikus i. R.). 5. Band: Rechtshandbuch für Handwerk und Gewerbe (Amtsgerichtsrat Dr. R. Rohlfing, Vorsitzender am Arbeitsgericht Berlin). 6. Band: Steuerhandbuch für Handwerk und Gewerbe (Rechtsanwalt K. Schlör, Oberregierungsrat a. D. im Reichsfinanzministerium). Inhalt des vorliegenden 3. Bandes: Volkswirtschaft und wirtschaftliche Betriebsführung im Handwerk — Steigerung der Wirtschaftlichkeit der Produktion — Die allgemeinen Richtlinien für die Wirtschaftlichkeit bei der technischen Betriebsführung — Allgemeine Gesichtspunkte für die Materialwirtschaft — Verminderung des Materialverbrauchs — Materialbehandlung — Abfallverwertung — Materialbeschaffenheit — Materialprüfung — Materialverwaltung — Energie — Wirkungsgrad und Wirtschaftlichkeit der mechanischen Arbeitsleistung — Hauptenergiequellen — Der werktätige Mensch im Handwerksbetrieb — Einflüsse auf die Arbeitsleistung — Handwerkszeug — Kraftmaschinen — Kraftantrieb — Arbeitsmaschinen — Betriebskostenberechnung — Die Wirtschaftlichkeit von Neuanschaffungen mit Vorausberechnung — Ermittlung des Stromverbrauchs — Wärmewirtschaft und Feuerungsanlagen — Kälttechnik — Werkstätten und Betriebsräume — Werkstättenbeleuchtung — Vorbedachte Betriebsführung und Arbeitsvorbereitung — Die Frage der Spezialisierung — Wirtschaftlichkeit und Zeitverbrauch — Aus der Praxis für die Praxis — Tabellenanhang. —

Ohne Zweifel war das Schrifttum über kaufmännische und technische Betriebsführung im Handwerk bisher recht armselig. Was darüber in den einschlägigen Fachzeitschriften erörtert wurde und wohl jetzt durch die Großorganisation im Handwerk etwas lebhafter behandelt wird, ist meist bruchstückartig. Darum ist das Erscheinen dieses Werkes aufs lebhafteste zu begrüßen. Bei der Bedeutung, die das Handwerk auch künftig für die Ausbildung und Berufsfürsorge der Blinden haben wird, ist es unerläßlich, daß die Leiter, Lehrer und Lehrmeister an den Blindenanstalten sich das Rüstzeug guter technischer Kenntnisse verschaffen und die Erfahrungen moderner wirtschaftlicher Betriebsführung zu nützen wissen. Das hier angezeigte Werk ist ein ausgezeichneter Wegweiser, der nicht leicht durch einen besseren ersetzt werden kann, wenn auch die Beispiele „Aus der Praxis für die Praxis" nicht gerade denjenigen Handwerkszweigen entstammen, die in den Blindenanstalten gegenwärtig gepflegt werden. — H. M.

Ueber „Blindenwohlfahrtspflege in Nordamerika" berichtet Dr. A. Peiser im Januar-Heft 1931 der Zeitschrift „Freie Wohlfahrtspflege". Es sei auf die Abhandlung als Ergänzung zu dem Reisebericht von Dr. Peiser im Blindenfreund Januar-Februar 1930 „Amerikanisches Blindenwesen" hingewiesen.

„Zur Lage der Blindenpädagogik" schreibt Dr. J. Bauer in der Zeitschrift „Die Erziehung", Januar 1931. Die Ausführungen halten sich im Rahmen der Schrift Bauers „Hauptprobleme der Blindenpädagogik". (Zu vergleichen auch Blindenfreund 1930 S. 205.)

*

Kleine Beiträge und Nachrichten

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 1/2 S. 37, Zeile 26 von unten muß es statt Sanatorium — Senatorin heißen.

Blinder Kirchenmusikdirektor. Dem Organisten und Chordirigenten an der St. Simeonkirche Berlin, Franz Tiebach, wurde von dem evangelischen Oberkirchenrat der evangelischen Kirche der altpreußischen Union in Anerkennung seiner Verdienste um die Pflege und Förderung der Kirchenmusik die Amtsbezeichnung „Kirchenmusikdirektor“ verliehen. Tiebach war von 1872—1880 Schüler der Staatlichen Blindenanstalt Berlin-Steglitz. Er wurde bekannt durch seine Geschichte der Kirchenmusik, schrieb ein Oratorium „Der Glaubenssieg“ für Chor, Solo mit Orchester und trat mit einer sehr gut bearbeiteten Sammlung von Volksliedern „Liedersegen“ hervor. Ferner schrieb er eine große Anzahl von Liedern und Motetten für den kirchlichen Gebrauch. Mehrere Konzertreisen führten Tiebach auch ins Ausland, wo seinen hervorragenden Leistungen, besonders in England und Schweden, viel Anerkennung beschieden war. Kirchenmusikdirektor Tiebach, der jetzt im 70. Lebensjahre steht, ist seit Jahren Obmann der Kommission für Blindenkonzerte und seit etwa 25 Jahren Mitarbeiter in der Notenschrift-Kommission. Wir beglückwünschen Herrn Kirchenmusikdirektor Tiebach zu der Auszeichnung herzlichst.

Heilung der Aegyptischen Augenkrankheit. Der „Uebersee- und Kolonialzeitung“ vom 1. Februar 1931 entnehmen wir folgende Briefstelle aus Moshi, East-Afrika: Bisher hatte ich bei der Behandlung der Aegyptischen Augenkrankheit oft bei monatelanger Behandlung wenig Erfolg. Aus diesem Grunde nahmen wir keine Arbeiter mehr an, die mit dieser Krankheit behaftet waren, da wir diese Seuche vom Kamp fernhalten wollten. Eines Tages versuchte ich das bei uns so viel gebrauchte Ballistol. Der Erfolg war erstaunlich. Schon nach 2 bis 3 Tagen ging die Entzündung so weit zurück, daß die Leute keine Sehbeschwerden mehr hatten und am liebsten ganz fortblieben. Nur durch Hinweis auf die Folgen einer Vernachlässigung der Krankheit, nämlich Trübung der Hornhaut, oder gar Erblindung des Auges, bekomme ich die Leute dazu, sich weiter alle 8 Tage zu melden. Das ist aber übervorsichtig, da bis jetzt nie ein Rückfall eingetreten ist. Die Leute kommen nun von weit her und werden auch alle behandelt, da es so einfach ist. Man muß darauf achten, daß die Lösung gut unter beide Lider gelangt, und dann auch äußerlich die geschwollene Umgebung des Auges bestreichen. Bei der größeren Empfindlichkeit des Organismus des Europäers empfiehlt sich für ihn bei ägyptischer Augenkrankheit Anwendung von verdünnter Oel-Wasser-Emulsion, zunächst etwa 10 % Neoballistol und 90 % Wasser, spätere höhere Oel-Konzentrationen.

Der gemischte Chor der Staatlichen Blindenanstalt Steglitz ist seit der Zeit, daß ihn sein jetziger Dirigent Georg Ismer leitet (Januar 1919), hundertmal aufgetreten. Sein letztes Konzert am 16. Januar d. Js. in Berlin zum Besten der Blindenmission im Orient war sein 101. Auftreten. In dieser Zeit sind 95 Chöre einstudiert worden.

Amtsgerichtsrat a. D. Beiker, der bisherige Direktor der Kreditgemeinschaft gemeinnütziger Selbsthilfeorganisationen, die dem Blindenwesen durch die „Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks“ und durch „die Notenbeschaffungszentrale für Blinde“ wertvolle Hilfe leistet, ist zum Mitgliede des Vorstandes der neu gegründeten Deutschen Siedlungsbank gewählt worden.

Staatliche Anerkennung. Der ehemalige Schüler der staatlichen Anstalt in Berlin-Steglitz, Traugott Looff, Luckenwalde, erhielt vor kurzem durch das Provinzial-Schulkollegium in Berlin-Lichterfelde mit Genehmigung des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die staatliche Anerkennung als Musiklehrer für Klavier als Hauptfach. Picht.

Erfolgreicher Wettbewerb von Schülerinnen der städtischen Blindenschule, Berlin. Die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei

(N.W.K.) hat im November vor. Js. einen Handarbeitswettbewerb ausgeschrieben für Handarbeiten, welche im Schulunterricht gefertigt worden sind. An dem Wettbewerb beteiligten sich auch die Schülerinnen unserer städtischen Blindenschule, und zwar mit großem Erfolg. Es stellten aus und wurden prämiiert: aus Klasse I: Lucie Münow (1 Shawl, 1 Knabenkittel, 1 Babyunterrock) Prämie: 20 RM. Gerda Rehfeld (1 Strickkleid, 1 Kaffeewärmer) Prämie: 20 RM. Senta Bartos (1 Kinderkleid, 1 Strickkleid) Prämie: 15 RM. Lilli Gruhn (1 Strickkleid) Prämie: 15 RM. Aus Klasse II: Erna Illiger (1 Kaffeemütze) Prämie: 5 RM.

Niepel-Berlin.

Internationaler Weltkongreß des Blindenwesens in New-York. Erklärung. In dem Korrespondenzblatt vom 18. 2. ds. Js. sehe ich mit Erstaunen, daß Herr Dr. Strehl vom Herrn Reichminister des Innern zum Führer der deutschen Delegation ernannt worden ist. Bisher war es nicht Sitte, die Teilnehmer eines Kongresses zu Delegationen der verschiedenen Länder zusammenzufassen. Das hat nach m. M. auch nur Sinn bei offiziellen politischen Zusammenkünften, bei denen die Delegation mit einem besonderen Auftrag reisen und ein Delegierter die Verantwortung tragen muß. Da ich weder im Auftrage noch auf Kosten des Reichsministeriums des Innern an dem Kongreß teilnehme, schließe ich für meine Person mich von dieser Delegation aus und sehe mich als unabhängiger Vertreter des Deutschen Blindenlehrervereins und des Verbandes der Anstalten und Fürsorgevereinigungen an. Einer Führung bedarf ich meinerseits nicht.

Grasemann.

Das Blindenerholungsheim in Grimma i. Sa. „Isabella Keilberg-Heim" wird am 5. Mai 1931 eröffnet. Die Dauer der einzelnen Gruppen ist wie folgt festgelegt:

I. 5. Mai bis 2. Juni
II. 5. Juni bis 3. Juli
III. 7. Juli bis 4. August
IV. 7. August bis 4. September
V. 8. September bis 6. Oktober.

Auf Wunsch findet Aufnahme auch außerhalb der Gruppen statt. Der Verpflegungspreis beträgt für Selbstzahler RM. 2.75. In den Fällen, in denen die Kosten von Krankenkassen, Invalidenversicherungen und Fürsorgestellen getragen werden, kommen RM. 3.75 in Anrechnung. Für Fälle besonderer Bedürftigkeit stehen für Blinde Freistellen in begrenzter Anzahl zur Verfügung. Soweit Platz vorhanden ist, werden auch sehende Begleiter zu den gleichen Bedingungen aufgenommen. Näheres besagen Merkblätter, die auf Anfrage zugeschickt werden.

Anmeldungen werden baldigst erbeten an den Vorsitzenden des Vereins zur Beschaffung von Hochdruckschriften und von Arbeitsgelegenheit für Blinde in Leipzig, Herrn Bürgermeister Schulze, Leipzig, Neues Rathaus.

Dem zivilblinden Dr. phil. et jur. Ludwig Cohn, Breslau, der seit einiger Zeit als Blindenpfleger für die Provinz Niederschlesien tätig ist, wurde seitens des Preußischen Ministers für Unterricht, Kunst und Volksbildung ein Lehrauftrag in „Blindenkunde" erteilt. Dr. Cohn wird vom Sommersemester des Jahres ab innerhalb der medizinischen Fakultät für Hörer aller Fakultäten Vorlesungen über Blindenwesen und Blindenfürsorge halten. (Bl.-K.)

Ferienreisen 1931 der Schiller-Akademie. Auf Grund des großen Beifalls, den die Schiller-Akademie mit ihren seit Jahren veranstalteten, allgemein zugänglichen Studienreisen gefunden hat, bringt sie im Rahmen ihrer kulturellen Arbeit auch 1931 wieder eine Reihe solcher Fahrten unter bester wissenschaftlicher Leitung und Führung mit günstig gelegenen Ausgangspunkten. Neben den Heimatfahrten verdienen besonderes Interesse eine Osterreise nach Sizilien und Sommerurlaubsfahrten nach Dalmatien,

Oesterreich, Ungarn, England, Frankreich, Norwegen, Schweden und Dänemark, sowie zwei Studienreisen im Herbst nach Spanien, mit Ausflug nach Marokko, und nach Athen-Konstantinopel zu überaus günstigen Bedingungen. Die Verwaltung der Schiller-Akademie, München-Grünwald, versendet gegen 15 Pfennig Porto ausführliche Beschreibung dieser ebenso interessanten als billigen, allseits unterstützten Fahrten.

Briefkasten. 1. An ein mit einem jüngeren Freunde geführtes Gespräch über die Bedeutung des pädagogischen Taktes in Unterricht und Erziehung und über das Wesentliche in der Charakterbildung werde ich sehr lebhaft erinnert durch den Artikel von Hermann Nohl „Die Polarität in der Didaktik". („Die Erziehung" vom Februar 1931.) Freunde Herbart'scher Pädagogik, die es auch heute noch gibt, werden nicht nur Nohls Bemerkungen über die „richtige Einsicht Herbarts in den polaren Aufbau des geistigen Lebens" — Wechsel von Vertiefung und Besinnung, Hingabe an das Erlebnis und seine Zurücknahme in der Einheit des Charakters — mit stiller Freude und vielleicht auch mit Genugtuung lesen. Sie werden auch in der von Nohl dargestellten dreifachen Voraussetzung für eine „neue pädagogische Haltung" weit mehr Herbart'schen Geist grüßen sehen, als Nohl selbst zugeben wird. Es wäre sehr dankenswert, wenn Kollegen, die an der „Blindenanstaltspädagogik" zu arbeiten gewillt sind, sich einmal ernsthaft mit dem beschäftigen möchten, was Herbart eigentlich mit dem „Wechsel von Vertiefung und Besinnung" gewollt hat und wie unmittelbar davon auch das berührt wird, was er etwas sonderbar, den „objektiven" und den „subjektiven" Charakter genannt hat. Wer in diese besondere Gedankenwelt Herbarts eingeführt werden will, dem sei das Büchlein empfohlen: Hermann Haase, Der ursprüngliche Sinn der Lehre von den Stufen des Unterrichts, ein Beitrag zur Frage der Persönlichkeitsbildung. Leipzig, Friedrich Brandstetter. —

2. Von einer besonders für uns Internatslehrer sehr beachtenswerten Arbeit berichtet Martin Keilhacker in der „Zeitschrift für Pädagogische Psychologie". Januar 1931 unter der Ueberschrift: „Die Frage der Lehrerpersönlichkeit vom Schüler aus gesehen." Verfasser faßt als auffallendstes Ergebnis seiner Untersuchungen zusammen, „daß mit der seelischen Entwicklung des Heranwachsenden auch eine Wandlung in der Auffassung vom Idealtyp des Lehrers Hand in Hand geht, d. h., daß sich die Jugendlichen auf den verschiedenen Altersstufen ganz verschiedenartige Lehrer wünschen, vermutlich für ihre innere Entwicklung auch brauchen. Die Unterschiede der Individualität, des Milieus, der Schulart treten dahinter stark zurück." Ich darf wohl die Kollegen, die sich mit der theoretischen Bearbeitung der Blindenanstaltspädagogik befassen, auch auf dieses Problem hinweisen. — H. Müller.

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 4/5 **Düren,** April/Mai 1931 51. Jahrgang

Der gegenwärtige Stand der Blindenlehrerbildung

Dr. A. Peiser, Berlin-Steglitz.

Als man um das Jahr 1910 die Einführung der Blindenlehrerprüfung für Preußen erwog, wurde das Für und Wider dieser Neuerung in dieser Zeitschrift eingehend erörtert. Ueber die Anforderungen, die an die Vorbildung und an die bei der Prüfung nachzuweisenden Leistungen zu stellen wären, ist damals nicht gerade großzügig verhandelt worden. Erst in den letzten Jahren, als die Neuordnung der allgemeinen Lehrerbildung und die weitgehenden Bestrebungen anderer Sondergruppen die Oeffentlichkeit beschäftigten, befaßten sich die Blindenlehrer als Standesgruppe energischer mit dem Problem der Bildung ihres Nachwuchses. Man hatte wohl schon immer mehr oder weniger bestimmt den Grundsatz von der Eigenwertigkeit der Blindenbildung vertreten; durch die Wucht der Tatsachen freilich konnte man erst wirken, als grundlegende wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Blindenkunde vorlagen. Der Ruf nach einer wissenschaftlich fundierten Ausbildung aller Lehrkräfte an Blindenanstalten ist heute so laut und so gerechtfertigt, daß er nicht mehr überhört werden kann. Beratungen und Eingaben haben uns bisher allerdings nur einige Schritte weitergebracht.

An den rechtlichen Voraussetzungen für die Vorbildung hat sich seit der Prüfungsordnung von 1912 nichts geändert. Allgemein geltende Vorschriften für die Sonderschulung der Blindenlehrkräfte sind bisher nicht ergangen. Es bleibt den Anwärtern auf

die Blindenlehrerlaufbahn in Preußen überlassen, ob sie als Hilfslehrer an Blindenanstalten oder als Teilnehmer der Staatlichen Ausbildungslehrgänge sich auf die Blindenlehrerprüfung vorbereiten wollen. Der einzelne mag nun diesen oder jenen Weg für bequemer halten; welcher der zweckmäßigere ist, darüber kann es nur eine Meinung geben.

Es wird späteren Geschlechtern nicht ganz verständlich sein, daß man es vom Geist des Blindenbeschulungsgesetzes aus so lange verantworten konnte, einige schulpflichtige Blinde zeitweise durch Kräfte ohne Spezialschulung unterrichten und erziehen zu lassen. Man wird es ferner nicht verstehen, wie man einem Hilfslehrer, auch wenn er „wie ein Pferd ist, das doppelt Futter verlangt", zumuten konnte, seine Kraft mindestens 2 Jahre hindurch einzusetzen für 30 Stunden Unterricht bezw. Internatsdienst, für die nötige Vorbereitung auf den neuartigen Tagesdienst und für ein umfangreiches und tiefgründiges Studium der einschlägigen Gebiete. Es kann bei solchem Hochbetrieb nicht ausbleiben, daß Ausfälle aller Art eintreten. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Hilfslehrer gelegentlich durch ein glänzendes Prüfungswissen überraschten, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß ihnen ein wissenschaftliches Unterbauen ihrer Arbeit stark erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht wurde. Wir sehen von jenen Fällen ab, wo ein ergänzendes Universitätsstudium wegen der Lage der Anstalt ausgeschlossen ist; wir betrachten die Verhältnisse da, wo sie für die Hilfslehrer besonders günstig liegen. Einige dieser Anstalten haben in Würdigung der Sachlage es grundsätzlich abgelehnt, von ihrem Recht, Blindenlehrer auszubilden, Gebrauch zu machen. Die anderen können wir auf Grund eigener Anschauung und von unsern Anforderungen aus in 2 Gruppen teilen: die eine Gruppe tut für die Ausbildung des Nachwuchses nichts, die andere kann beim besten Willen nicht genug für sie tun. Wir wollen auf die beachtlichen Anstrengungen der zweiten Gruppe nicht näher eingehen, sondern Vergleichsmöglichkeiten bieten durch eine kurze Darstellung der Arbeit in den staatlichen Ausbildungslehrgängen. Wir sprechen dabei absichtlich nur über die Zeit von 1928 ab, weil wir die Gestaltung der Dinge in dieser Zeitspanne selbst erlebt und beeinflußt haben.

Wir hatten unter erschwerten Umständen weiterzubauen. Ein in sich geschlossener und abschließender Studienplan konnte der Arbeit bisher nicht zu Grunde gelegt werden. Es wurden entweder so viele Teilnehmer aus dem Lehrgang herausgeholt, daß er eingehen mußte, oder wir waren gezwungen, 2 Jahrgänge zusammenzufassen. Weniger störend wirkte sich die Zulassung von Hospitanten aus. Außerpreußische Kollegen nahmen unsere Einrichtungen 3—7 Monae in Anspruch; Hilfslehrer aus Preußen stellten sich vielfach einen Monat vor Beginn der Prüfung ein. Seit dem Sommersemester 1930 läuft ein Lehrgang, der bis heute glatt

weiterarbeiten konnte; er wird voraussichtlich als „Normallehrgang“ durchgeführt werden können.

Wir bringen zunächst den Plan, der die allgemeine Ordnung der Lehrgänge nach Gebieten und Stunden ausweist. Die Zahlen I—IV bezeichnen die Vierteljahre, die unter 1 stehenden Zahlen gelten für die Woche, die unter 2. für das jeweilige Vierteljahr.

1. Ausbildungsjahr	I		II		III		IV		Stund. i. Jahr
	1.	2.	1.	2.	1.	2.	1.	2.	
1) Universität	12	—	—	—	10	—	10	—	—
2) Fachwissenschaftliche Uebungen	4	40	4	32	4	40	4	48	160
3) Fremde Sprachen	2	20	2	16	2	20	2	24	80
4) Lehrmittelbau	2	20	2	16	2	20	2	24	80
5) Lehrbesuche	8	80	3	24	—	—	—	—	104
6) Lehrversuche	—	—	12	96	8	80	8	96	272
7) Lehrproben	—	—	—	—	—	—	—	—	—
8) Selbständiger Unterricht	—	—	—	—	—	—	—	—	—
9) Anstaltspraxis	—	—	2	16	2	20	2	24	60
10) Studienfahrten und Besuche	—	—	3	24	—	—	—	—	24
zusammen:	28		28		28		28		

2. Ausbildungsjahr	I		II		III		IV		Stund. i. Jahr
	1.	2.	1.	2.	1.	2.	1.	2.	
1) Universität	6	—	—	—	6	—	6	—	—
2) Fachwissenschaftliche Uebungen	4	40	4	32	4	40	4	48	160
3) Fremde Sprachen	2	20	2	16	2	20	2	24	80
4) Lehrmittelbau	2	20	2	16	2	20	2	24	80
5) Lehrbesuche	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6) Lehrversuche	4	40	6	48	4	40	4	48	176
7) Lehrproben	2	20	2	16	2	20	2	24	80
8) Selbständiger Unterricht	6	60	6	48	6	60	6	72	240
9) Anstaltspraxis	2	20	2	16	2	20	2	24	80
10) Studienfahrten und Besuche	—	—	4	32	—	—	—	—	32
zusammen:	28		28		28		28		

Die erhöhten Stundenzahlen für die beiden zweiten Vierteljahre erklären sich ebenso wie die für die gleiche Zeit vermerkten Studienfahrten und Besuche daraus, daß die Kandidaten im August und September ihre Universitätsferien haben. Bei den Zahlen für Lehrproben und für fachwissenschaftliche Uebungen ist zu beachten, daß sie für die Gesamtheit der Kandidaten, nicht für die Einzelperson, gelten. Die fachwissenschaftlichen Uebungen gliedern sich in solche für Blindenfürsorge (Leiter: Direktor Picht — vierzehntägig eine Doppelstunde), für Geschichte der Blindenbildung (Leiter: W. Schmidt — vierzehntägig eine Doppelstunde) und für Blindenpsychologie und allgemeine Blindenpädagogik (Leiter: A. Peiser — wöchentlich eine Doppelstunde).

Es liegt im Begriff „Uebungen“, daß die Leiter keine Vorlesungen halten, daß sie vielmehr die Methoden der modernen Arbeitschule auch in diesen Arbeitsgemeinschaften zur Geltung

kommen lassen. Einer der Kandidaten hält ein einführendes Referat, für das er sein Material in Quellenschriften sucht und findet. Handbücher, die ja zumeist schon beim Erscheinen veraltet sind, werden von uns, wie die Realienbücher in der Schule, grundsätzlich nicht geschätzt. Der Vortrag soll möglichst nicht länger als eine Stunde dauern. In der sich anschließenden Aussprache, an der sich alle beteiligen, gibt der Leiter die nötigen Ergänzungen und vermittelt ein wissenschaftliches Eindringen in das Problem. Nur ausnahmsweise ist der Leiter der allein Gebende. Ein schriftlicher Bericht legt den Verlauf und das Ergebnis jeder Sitzung fest. Wir geben nun als Beispiele eine Zusammenstellung der vorgeschriebenen und vom Staat bezahlten Universitätsvorlesungen für ein Semester, ferner Ueberblicke über Vierteljahrsaufgaben aus jeder Uebungengruppe, dann einen Sitzungsbericht.

Universitätsvorlesungen: 1. Semester = S. S. 1930:

Hofmann, Probleme der Sinn-erforschenden Philosophie.
Köhler u. Lewin, Experimentell-psychologische Uebungen für Anfänger.
Rupp, Psychologie der Arbeit.
Rieffert, Konstitutions- und Charakterlehre.
Lewin, Kinderpsychologische Uebungen.

Geschichte der Blindenbildung. August—September 1930.

1. Anfänge des Blindenunterrichts (18. Jahrhundert).
2. Valentin Haüy und die erste Blindenanstalt der Welt.
3. Die Staatliche Blindenanstalt unter Zeune.
4. L. v. Baczko.

Fürsorge. Oktober—Dezember 1930.

1. Die rechtliche Stellung des Blinden im allgemeinen.
2. Blindenbeschulungsgesetz und Fürsorgepflichtverordnung.
3. Das Kriegsblindenwesen.
4. Besondere Vergünstigungen für Blinde.
5. Die typischen Blindenberufe.

Blindenpsychologie und allgemeine Blindenpädagogik. Januar—März 1931.

1. Intelligenzprüfungen bei Blinden.
2. Blindenpsychologie und Willenspsychologie.
3. Der Blinde als Objekt der Heilpädagogik.
4. Denkpsychologie und Blindenpsychologie.
5. Kunz als Blindenpsychologe.
6. Blindenpsychologie des Auslandes.
7. Blinde Blindenpsychologen.
8. Wort und Sache bei den Blinden.
9. Schülerbeobachtungsbogen.
10. Helen Keller und die Blindenpsychologie.

Sitzungsbericht vom 22. März 1930.
Leiter: Dr. Peiser.
Kandidaten: Hudelmayer, Bielicke, Sielaff; Hospitant: Henschel.
Protokollführer: Sielaff.

Thema: Denkpsychologie und Blindenpsychologie.

Der Referent hat den Vortrag wie folgt gegliedert:

1. Was ist und was will die Denkpsychologie?
2. Blindheit und Denkpsychologie.
3. Das Raumproblem und das Wissen des Blinden.
4. Das Problem des sprachlichen Ausdrucks und das Wissen des Blinden.

Der Referent geht aus von der Abgrenzung derDenkpsychologie nach den Naturwissenschaften und nach der Philosophie hin unter Herausstellung des Verwandten. Es werden dann die Wundt'sche Richtung und die von Dilthey und Spranger, die Bestrebungen der Würzburger, der Grazer Schule und der Berliner Psychologen (Wertheimer) charakterisiert. Schließlich wird das Gebiet der Denkpsychologie in großen Zügen aufgerissen. Im besonderen wird untersucht, welche Auswirkungen die Ergebnisse der Denkpsychologie für die Blindenpsychologie haben. Es wird der Frage nachgegangen, wie sich das Wissen des Blinden unter seinen besonderen Daseinsbedingungen gestaltet. Bei der Erörterung des Raumproblems wird der Begriff der Simultanität nach Heller, Steinberg, Petzelt erörtert. Dann geht der Referent noch auf Petzelt's Ausführungen über den Visualisationsbezug und das Sinnesvikariat ein. Schließlich untersucht er die Frage, ob der Blinde alles wissen könne.

In der Aussprache bietet der Leiter einige Ergänzungen und nimmt kritisch zu Einzelheiten des Dargebotenen Stellung. Gemeinsam besprochen werden folgende Einzelheiten: Wann wird ein Gebiet als Wissenschaft anerkannt? Hönigswald als Hauptvertreter der Denkpsychologie; verstehende und deskriptive Psychologie; anschauliches und unanschauliches Wissen; das Leib-Seeleproblem in der Psychologie der Gegenwart; Können sich Sehende und Blinde verstehen? Kann und soll es eine Blindensprache geben? Zum Schluß teilt der Leiter seine persönliche Stellungnahme zur Denkpsychologie mit.

gez. Dr. Peiser. gez. Sielaff.

Als schriftliche Halbjahresaufgaben wurden im Wintersemester 1930/31 bearbeitet:

Hamann: Die Persönlichkeit des Blinden nach Knie.
Henschel: Tastschulung.
Kranich: Das Spiel als Bildungsmittel für Blinde.
Söllinger: Koedukation in Blindenanstalten.
Thömmes: Pädagogische Aufsicht in Blindenanstalten.

Tritt im ersten Ausbildungsjahr mehr die wissenschaftliche Grundlegung hervor, so kommt, wie das schon aus der allgemeinen Uebersicht hervorgeht, im zweiten mehr die Praxis zu ihrem Recht. Die Zahl der Universitätsvorlesungen vermindert sich von 12 (10) auf 6; von der Blindenpsychologie kommen wir zur Blindenpädagogik; nach den Lehrbesuchen und Lehrversuchen ist der Kandidat nunmehr befähigt, selbständig unter Aufsicht des

Anstaltsleiters bezw. seines Vertreters zu unterrichten. Allwöchentlich hat ein Kandidat eine Lehrprobe zu halten, die die anschauliche Grundlage abgibt für die systematischen Anweisungen in der Methodik des Blindenunterrichts. Bei den Lehrproben und den auf sie Bezug nehmenden Aussprachen sind sämtliche Kandidaten des 2. Jahrganges und als Leiter entweder Direktor Picht oder A. Peiser beteiligt. Es versteht sich von selbst, daß die Kollegen, in deren Stunden Lehrversuche gemacht werden, die Kandidaten beraten und ihnen gelegentliche Anweisungen geben. Damit die Lehrgangsteilnehmer in ihre Aufgaben als Blindenerzieher hineinwachsen, geben wir ihnen Gelegenheit zum Zusammenleben mit den blinden Schülern. Jeder Kandidat hat eine bestimmte Zeit in der Anstalt zu wohnen und wird angeregt, sich nicht bloß während des absichtlich recht knapp bemessenen Aufsichtsdienstes, sondern auch sonst jugendpflegerisch zu betätigen. So vielseitig unsere Maßnahmen sein mögen, wir bleiben uns dessen bewußt, daß gewisse Einseitigkeiten nicht ganz auszuschalten sind; ihnen begegnen wir durch planmäßige Besuche anderer Veranstaltungen. Der Jahrgang 1930/31 hat bisher kennen gelernt:

die Kriegsblindenschule Geheimrat Silex,
das Landesblindenheim Königswusterhausen,
die Städtische Taubstummenanstalt Berlin,
die Blindenabteilung der Landesanstalt Chemnitz (dazu die Schwachsinnigen- und die Enzephalitikerabteilung),
die Deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig.

Die Kandidaten dieses Jahrganges haben ferner den Lehrgang für Turnlehrer an Blindenanstalten an der Hochschule für Leibesübungen in Spandau mitmachen dürfen. Wir begünstigen die Teilnahme an kleineren Kursen aller Art (z. B. Präparieren von Tieren, Modellieren, Esperanto, Veranstaltungen des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht) und den Besuch von Ausstellungen. Alles, was den einzelnen Kandidaten betrifft, wird gewissenhaft aufgezeichnet, damit wir jederzeit einen Ueberblick haben über das, was in seinem Interesse noch zu leisten ist, damit die Ausbildung vielseitig und individuell zugleich gestaltet werde.

Als Folge des Durchbaues unserer Lehrgänge ergaben sich einige Abänderungen der bestehenden Prüfungsordnung für Blindenlehrer. An Stelle des einen Blindenlehrers ist ein Universitätsprofessor in die Prüfungskommission eingetreten. Die Lehrproben werden nicht mehr verlost, sondern unter Berücksichtigung der bisherigen Betätigung zugeteilt. Die Zuteilung muß beibehalten werden, solange eine Klassenbesichtigung bei allen Prüflingen nicht möglich ist. Um Zufallsversager oder -treffer auszuschalten, wurden ferner in diesem Jahre zum ersten Male bei der schriftlichen Prüfung Themen zur Auswahl gestellt. Der bisherige „8-Stundentag" (2 vierstündige Klausurarbeiten) wird voraussichtlich im nächsten Jahre überwunden werden. Sollten solche Einbrüche in die Prüfungsordnung von

Außenstehenden als Erleichterungen gewertet werden, so ist demgegenüber mit allem Nachdruck zu betonen, daß die allgemeinen Anforderungen gesteigert worden sind.

Mit Genugtuung dürfen wir am Schluß dieses Berichtes feststellen, daß mancherlei erreicht worden ist. Einige unserer Einrichtungen — wir nennen insbesondere Museum, Bücherei, Lehrmittelbauwerkstatt — werden großzügig weiterentwickelt. In heißem Bemühen und mit beachtlichen Erfolgen wetteifern bei uns jüngere und ältere Kandidaten miteinander. Wir merken auch gerne an, daß unsere Bestrebungen nun draußen objektiver gewürdigt werden als ehedem. Leider sind wir noch lange nicht am Ziel. Es bleibt uns aber die begründete Hoffnung darauf, daß unsere Behörde auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreiten und uns recht bald die Ausbildungsordnung bewilligen wird, die wir in Uebereinstimmung mit dem Deutschen Blindenlehrer-Verein im Interesse des deutschen Blindenwesens auch weiterhin erstreben müssen.

*

Der Kriegsblinde in der Literatur.

Von Werner Schmidt.

Auf dem Fichtenberg in Berlin-Steglitz steht die Bronzegestalt eines schreitenden Blinden. Das Schicksal der Kriegsblinden ist in diesem Werk Prof. L. Funckes zu künstlerischem Ausdruck geformt. Schmerzvolles Sichaufbäumen beim ersten Bewußtwerden, daß glühende Feuerstrahlen das Augenlicht ausgelöscht, wehmütiges Erinnern an eine Welt voll Sonne und Farben werden besiegt von einem entsagungsvollen „Und dennoch", das aus Antlitz und Körperhaltung spricht. Wenn Sommersonne die ernste Gestalt umflutet, und rings die Rosen in Blüte stehen, liegt es schwer und stumm wie Kampf und Sieg von 3000 deutschen Männern in der warmen, zitternden Sonnenluft, und wird auch jene, die nicht im Feuer der Schlachten standen, ahnen lassen, was der Krieg an Opfern verlangte. Jahre brauchte die Künstlerseele, ehe sie dem Erlebnis Ausdruck geben konnte, wie auch ein Jahrzehnt vergehen mußte, bevor das Kriegserlebnis dichterische Gestaltung fand.

Zwar begegnen wir dem Kriegsblinden schon in Dichtungen der ersten Kriegszeit. Und das Gedicht „Im Lazarett" (1915) von Rudolf Presber stellt auch schon den Kampf durch Nacht zu neuem Leben in den Mittelpunkt, wenn dort der blinde Krieger an der Schreibmaschine sitzt, um sich auf die Anforderungen eines anderen Berufes vorzubereiten. „Im Dunkel sitz' ich hier — und doch . . . und doch . . ." Aber meist werden während der Kriegszeit und auch später nur Einzelmomente herausgegriffen, die erst in ihrer Gesamtheit das Bild ergeben, das als dichterische Gestaltung des Kriegsblinden angesprochen werden könnte.

Auf das Schlachtfeld führen uns F. von Unruh und Seldte. In Unruhs „Opfergang“ (1916, erschienen nach 1918) taumelt der Vikar mit verbluteten Augen tastend durch granatzersplitterte Stämme. „O, mir hat ein Feuer die Augen verbrannt, daß ich nichts sehe vor Feuer!“ Seldte berichtet in „M. G. K.“ (1929) von einem Artilleriemajor, dem beide Augen ausgeschossen werden. Der Major läßt die Arme sinken, fragt erstaunt, ob es denn Nacht geworden wäre und bricht bewußtlos zusammen.

Im Lazarett, unmittelbar hinter der Front, begegnen wir in „Opfergang“ einem andern Erblindeten. Er hört die Vogelschwärme von der Côte fliehen, sähe für sein Leben gern das Trommelfeuer, wie es aussieht, wenn man nicht mitten drin steckt und ist mit entblößtem Haupte in Gedanken vorn bei den stürmenden Kameraden. Bei diesen bleibt im Geiste auch der Verwundete in R. Heubners Novelle „Der Weg durch die Nacht“ (Aus „Sankt Michels Heervolk“. 1916). Er reißt sich die Binde von den Augen, um im matten Schimmer, den ihm ein Auge gelassen, die vorübermarschierenden Kameraden zu sehen. Wenn ausgesprochene pazifistische Dichtungen, wie Leonhard Franks „Der Mensch ist gut“ (geschrieben 1916/17) und Tollers „Wandlung“ (geschrieben Frühjahr 1918) nicht am Kriegsblinden vorübergehen, so entspricht das ganz ihrem Zweck, das unsägliche Leid des Krieges abschreckend zu gestalten. Darum führt uns Frank in das Feldlazarett, in die „Metzgerküche“, wo der Blinde neben dem Gliederkübel liegt. Lieber beide Arme verlieren, beide Beine, nur sehen, sehen, ist sein vergeblicher Wunsch. Er macht die verzweifelndsten Anstrengungen, sich Gesichtsvorstellungen in die Erinnerung zurückzurufen. Wie sieht ein Pferd aus? Wie sehen Hunde aus? „Zuletzt versucht er krampfhaft, sich vorzustellen, wie das Gepäcknetz in einem Eisenbahnwagen aussieht. Das gelingt ihm nicht.“ Erschütternd, zu erkennen, wie die einfachsten Dinge nicht restlos klar hervorzutreten vermögen. Nur im Traum umfängt den Leidenden strahlende Helligkeit. Dann zeigt Frank die Blinden im Lazarettzug. Sie „stehen im Laufgang an den Fenstern und schauen hinaus in die wunderbare, schimmernde Herbstlandschaft. Sie fühlen die Sonne und sehen die Finsternis.“ Ihre festen Arbeitshände haben sich in kraftlose, durchsichtige Krankenhände verwandelt. Mit fragenden, toten Blicken begegnen sie allem Geschehen umher. Und die Tendenz des Buches steigert sich zu ergreifender Höhe, als die Seele des im ganzen Gesicht verstümmelten Blinden, der keine Worte mehr zu formen vermag, in seligem Gefühlssturm allumfassender Menschenliebe erschauert, aber Glück und Freude in dem zerstörten Antlitz nicht mehr sichtbar werden können. Und im letzten Bilde, in dem langen Zuge der Kriegskrüppel, schreiten noch einmal die Blinden vorüber, die Hand auf den Schultern der Armlosen.

Ein ähnliches Bild schildert Remarque in dem Roman „Der Weg zurück“ (1930). In groben Stiefeln schreiten die Blinden im Zuge

der Kriegsverletzten, geführt von ihren Schäferhunden, die das rote Blindenkreuz tragen. Sie gehen langsam durch die ewige Dunkelheit, die gleich einer Wolke um sie gebreitet ist, während sich ihre Gedanken mit den geringen Ziffern beschäftigen, die für sie Brot, Versorgung und Leben sein sollen.

Dieselbe Tendenz, wenn auch nicht in der hinreißenden Glut eines Leonhard Frank, in Tollers „Wandlung“. Zwischen den kalten und berechnenden Polen der Rüstungsindustrie und der Heilkunst liegen die leidenden Opfer, der Blinde, der Armlose, der Rückenmarksverletzte, der Schüttler und der Gasvergiftete, die ihr Leid hinausschreien, daß Pfarrer und Schwester erschüttert zusammenbrechen. Und wie vom Ufer jenseits alles Leidens, eingehüllt in seliges Vergessen, tönt die Stimme des Blinden: „Sagt, Brüder, ward es Abend . . . Ward es Nacht . . . Die Nacht gibt Linderung mir. Die Nacht hat weiche, kühle Hände, die streichen meine Augenhöhlen mit zärtlich blauenden Gebärden.“

Die erste Verzweiflung über grausames Geschick hat einer der Blinden, die Remarque in der Lazarettszene („Im Westen nichts Neues“, 1928) erwähnt, noch nicht überwunden. Er versucht, seinem zerstörten Dasein ein Ende zu bereiten. Dagegen hat sich „Der Erblindete“ bei A. T. Wegner („Die Straße mit den tausend Zielen“, 1924) zu der Erkenntnis durchgerungen, daß das Leben auch jetzt noch lebenswert sei, wo die Finger, „zehn Seher in dem ewigen Unterstande“, ihm die Formen der Außenwelt vermitteln und Musik und Dichtung ihn noch zu erfreuen vermögen. Schlicht und menschlich erzählt Paul Alverdes in der Lazarettgeschichte „Die Pfeiferstube“ (1929) von den Blinden. Sie spielen Schach mit eigens für sie angefertigten Brettern und Figuren, sprechen von Vergangenheit und Zukunft, machen Pläne und schließen sich auch von den Neckereien der anderen Kameraden nicht aus. Sie, die alle Gleiches zu ertragen haben, nehmen ihr Schicksal unabwendbar hin. Wenn einer von ihnen sagt: „Es kommt nur auf das Innere an, Kamerad, denn Inneres ist die Hauptsache,“ so gibt er damit dem Ausdruck, was vielleicht manchem von ihnen die Kraft gab, an einem neuen Leben zu bauen und was auch aus den Gedichten des Kriegsblinden Alfred Böttcher uns entgegenleuchtet, wenn er in dem Gedicht „Heimkehr“ sagt:

„Nun zügle ich mit festem Griff mein Leid,
Daß es sich nicht zu ungebärdig bäume,
Und wand're still aus tiefer Dunkelheit
Ins lichte Reich der Schönheit und der Träume.“

Doppelt schwer muß das Blindheitsleid auf denen lasten, die noch die Folter der Gefangenschaft zu tragen haben. Dwinger („Die Armee hinter Stacheldraht“, 1929) erwähnt zwei Kameraden, die mit zerschossenen Augen im fernen sibirischen Lazarett liegen. Wilke („Prisonnier Halm“, 1929) schildert die unmenschlichen seelischen und körperlichen Leiden der Gefangenen im Vergeltungslager Candor, wo einer der Unglücklichen erblindet. Und das tra-

gische Schicksal eines blinden Gefangenen, den trotz aller Leiden die Hoffnung aufrecht erhält, einmal nach Deutschland heimzukommen, gestaltet Hans Zuchhold („Der Blinde. Eine Erinnerung.“ Aus: Der Türmer. 31. Jahrg., Heft 2). Der Blinde weiß, er wird seine Heimat nicht mehr sehen, nicht seine Frau und nicht den Jungen, aber „mit den Händen würde er es doch leibhaftig fühlen, das alte liebe Leben, den Stuhl, den Tisch, die Ofenbank, die Türklinke, den Gartenzaun, den Apfelbaum, der so reich seine Hasenköpfe trug.“ Und er spinnt sich ganz ein in diese Bilder seiner Phantasie, träumt von der Zukunft, die einen Lichtschein in sein Dunkel wirft, und gibt sich mit den Kameraden der Erinnerung hin an das Glockengeläut deutscher Dörfer und den Duft deutscher Gärten, Wiesen und Felder, über denen die Lerche singt und die Bienen summen. Aber als der Tag des Heimtransportes schon ganz nahe gerückt ist, wirft ein grausamer Befehl die Kameraden zurück in die Oede Sibiriens. Nur der Blinde soll in die Heimat. Doch die Erregung über die unerwartete Trennung von den Kameraden verschlimmert seine Kopfwunde, so daß keine Hoffnung auf Genesung bleibt. Irgendwo auf einem Moskauer Friedhof wirft man ihm Erde über den Sarg.

In die Novembertage 1918 führen Bernhard Kellermann („Der 9. November“) und Max Kretzer („Fidus Deutschling“). Dort erlebt der blindgeschossene Hauptmann Dönhoff den Zusammenbruch letzter Hoffnungen, hier taucht die ernste, feldgraue Gestalt des blinden Kriegers im Nachtlokal des Berliner Westens auf.

Welche seelischen Kräfte bleiben nach Ueberwindung des Blindheitsleides für die Zukunft treibend? Eine allgemein gültige Antwort läßt sich nicht geben. Sie wird stets abhängig sein von der Grundeinstellung des Einzelwesens, die wiederum bedingt wird durch die religiöse, ethische und politische Einstellung des Dichters. Der Kriegsblinde Karl in F. von Unruhs Rheinland-Festspiel „Heinrich aus Andernach“ (1925) ist Verfechter der völkerversöhnenden Ideen Unruhs. Der Blinde fühlt die Ereignisse früher als die andern, sieht ohne Augen mehr als sie. Er hat die Urschuld der Menschheit erkannt und weiß, daß derjenige, der die unendliche Verstrickung stolz zerreißt, „das Löwentor des Friedens“ auftun wird. Darum kann er dem schwer gedemütigten Heinrich die schrecklichen Zusammenhänge von Schuld und Schuld, die sich in endloser Kette ablösen, offenbaren. Darum kann er, der selbst durch schweres Leid gereift ist, Führer sein und mitbauen an dem „riesenhaften Dom der Menschheit“. Eine ähnliche Einstellung finden wir bei dem vor Verdun blindgeschossenen Leutnant in Arno Franz Roman-Trilogie „Mata Hari“. (1929). Die Gedanken reinen Menschentums verficht auch einer der Söhne in Desi Stinnes' Drama „Die Söhne“ (1923). Dem kriegsblinden Sohn aber kommt die entgegengesetzte Rolle zu wie dem blinden Karl in Unruhs Festspiel. In ihm lebt nur eins: Die Erinnerung an die Schlacht, die ihm das Licht nahm.

„Nur noch das Letzte,
Das Eine
Brennt in mir
Hell:
Ich —
Ich —
ich trug die Fahne.“

Die Fahne, die er im Kampfe trug,

„Sie war das Licht —
Das Letzte,
Darin
Verbrannte trunken
Der Blick —“

Und so will er auch jetzt nur Sieg — und Tod dem Feind. Er greift eine Fahne und schreitet feierlich dem siegestrunkenen Zuge voran.

Ob nun der Kriegsblinde bei Unruh als Träger der pazifistischen, bei Stinnes als Träger der nationalistischen Ideen gesehen wird, in jedem Fall ist er über sein Einzelschicksal hinausgewachsen und als wirkendes Glied in die Gemeinschaft eingereiht, hier in die Schicksalsgemeinschaft der ganzen Menschheit, dort in die enger begrenzte des Volkes. Dagegen bleibt der kriegsblinde Offizier in Ernst Kreneks Oper „Der Diktator“ (1928) in den Kreis seines persönlichen Schicksals gebannt. „Ich hab’ dem Vaterland gedient, doch hab’ ich solches Elend nicht geahnt. Ich bin ein Mensch und kann es nicht ertragen.“ Sein ganzes Sein kreist fortan nur um den einen Wunsch, den Diktator, in dem er den Urheber seines Unglücks sieht, zu töten.

Wie fern liegen im Gegensatz dazu zwei Erblindeten, die Axel Lübbe und Ina Seidel gestalten, solche aus egoistischen Motiven erwachsenen Ziele. Lübbe erzählt in dem Roman „Gottes Geheimnis über meiner Hütte“ (1923) von einem Offizier, der an der Spitze seiner Kompanie blind geschossen wird, aber nach einigen Jahren infolge eines jähen Schrecks die Sehkraft wiedererlangt. Als Blinder verdient er den Unterhalt für sich und seine Familie durch Mattenflechten. Der Pflicht, für Nahrung sorgen zu müssen, ordnet er seine eigenen Wünsche unter. Er steht hoch über den Parteien der Revolutionszeit und preist sich glücklich, arbeiten zu können, ohne das zur Zeit so teure Licht verbrauchen zu müssen. Und was ihm letzten Endes Kraft gibt, alles zu errtragen, sind die Demut und der Gehorsam vor dem unabänderlichen Willen eines geheimnisvollen Gottes. „Das Leben, das von einem zum andern langt, langte nach mir und hob mich sehend Versenkten zu sich empor, und ich mußte leben, leben, bis ich blind wurde und also gefügiger der Gewalt, die zum Hören zwingt und zum Gehorchen.“ Dieselbe Ruhe und Ausgeglichenheit ist zum Wesenszug des im Felde erblindeten Jonathan geworden, dem wir in Ina Seidels Roman „Brömseshof“ (1927) begegnen. Wenn von ihm gesagt wird, daß er das Haus

singen macht und daß in seiner Stube, wo über dem Bett das Bild von der Heilung des Blinden hängt, Engel verkehren, so wird damit schon der innere Frieden angedeutet, zu dem er sich durchgerungen hat und der in schweren Stunden auch den Mitbewohnern des Hauses Ruhe geben kann. Mag in beiden Romanen manches nicht der nackten Wirklichkeit entsprechen, daß die durch tiefes Leid Gegangenen dem letzten Wesen der Dinge näherkommen, ist nicht nur eine Annahme der Dichterphantasie. Allerdings müssen seelisches und körperliches Leid nicht zu innerer Ausgeglichenheit führen, sie werden es nur gemäß der in Einzelwesen schlummernden Anlagen. Das wird deutlich in Kurt Martens Novelle „Die Augen" (Aus: Die großen und die kleinen Leiden, 1917). Der erblindete Reiter will kein Mitleid. Zwar sind ihm das äußere Licht, die stoffliche Gestalt der Dinge, die Linien, Farben und Formen verloren gegangen. Dafür aber steigen Erscheinungen in seiner Seele auf, die ersehend nur nebelhaft ahnte, die nach Abstreifen äußerer Formen erst ihren wahren Wesenskern enthüllen. Und zu dem, meint der Erblindete, werden jene, denen Gestalt und Form alles bedeuten, auch nach Verlust des Augenlichtes nicht vordringen. Verzweifelte Leere wird um sie sein.

Bildet die Blindenehe mit allen aus ihr erwachsenden Problemen einen Stoff, der oft zu dichterischer Gestaltung gereizt hat, so lag es nahe, hier auch hinsichtlich des Kriegsblinden Konflikte zu erfinden. Tatsächlich müssen die durch die Erblindung hervorgerufenen Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen nächst dem Blinden selbst seiner Frau am meisten fühlbar werden. Die sich daraus ergebenden Folgen werden in der Wirklichkeit aber im allgemeinen dem widersprechen, was Walter Bloem („Dreiklang des Krieges") und E. E. Schwabach („Verschlossene Läden". Aus: Vier Novellen von der armen Kreatur, 1922) gestalten. Bei Bloem will der blindgeschossene Major seine zwanzig Jahre jüngere Frau freigeben, als für ihn keine Zweifel mehr bestehen, daß sie wohl Mitleid mit ihm hat, ihre Liebe aber erkalten wird. Die junge Frau, die nicht zur Gesellin seines künftigen Lebens paßt, verläßt ihn. Die Krankenschwester dagegen wird dem Verwundeten eine Frau werden, die ihm helfen kann, ein neues Leben zu bauen. Schwabachs Novelle führt nicht zu solchem versöhnenden Ausklang. Auch hier verläßt die Frau den Erblindeten, da sie sein stilles und abgeschlossenes Leben nicht zu teilen vermag. Einsam bleibt der Blinde zurück.

Dagegen wird in Lu Volbehrs Roman „Frauenwerk" (1918) die Frau dem blinden Manne Führerin zu neuem Lebensinhalt. Gleichzeitig greift dieser Roman das wichtigste Problem auf: die Wiedereinreihung des Kriegsblinden in den Wirtschaftsprozeß. Verzweiflungsvoll bäumt sich der Blinde gegen sein Schicksal auf. Jeder Lebenswille erstirbt. Selbst die Musik bringt ihm keine Erlösung. Mit Hilfe unterstützender Frauen gelangt er dahin, wieder wie einst Modelle von Vasen, Blüten usw. für das Werk zu formen. „Im

freien Wollen nur, getrieben durch innere, unverletzliche schöpferische Kräfte, hatte ihm neues Leben werden können." Neues Leben und eine neue Heimat findet auch der Kriegsblinde Jochen Dratzig in dem Roman „Die Heilung" (1922) von Auguste Hauschner. Wieder ist es eine Frau, die die Seele des Blinden am tiefsten versteht und es sich zur Lebensaufgabe macht, den Kriegsblinden Helferin zu werden. Erschütternd ist das Schicksal des Erblindeten in dem Roman von Hinzelmann „Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey" (1929). Ich habe über diesen Roman ausführlich in der Juni-Nummer 1930 des Blindenfreund gesprochen, darum möge hier dieser kurze Hinweis genügen.

Den im Felde Erblindeten den Weg zu neuem Leben zu weisen, war die Absicht Oskar Baums, als er den Roman „Die neue Wirklichkeit" (1921) schrieb. Selbst blind, und somit in der Lage, die Widerstände, die sich dem Blinden entgegenstellen, aus eigener Erfahrung beurteilen zu können, durfte er diesen Schritt wagen. Baum erzählt das Leben des Zugführers Ulrich Kiemann. Die Erblindung in der Schlacht, das Lazarettleben, der Aufenthalt in der Familie, die Ausbildung zum Klavierstimmer im Blindenheim, die selbständige Ausübung des erlernten Berufes und endlich die glückliche Verheiratung sind die äußeren Stationen auf dem Wege zur neuen Wirklichkeit. Und dem entspricht die innere Entwicklung, die zur Aussöhnung mit dem Schicksal führt. Wenn Baum auf Fragen der modernen Blindenbewegung eingeht, wenn er Zustände in Blindenheimen und das Verhalten mancher Schicksalsgefährten kritisiert, so bewahrt er damit stets die Fühlung mit den wirklichen Verhältnissen. Er wollte nicht Dichtung geben, er wollte an seinem Teil jenen helfen, die gleich ihm in dunkle Nacht gebannt waren. Darum setzte er dem Roman die Worte voran: „Nicht der schönen Literatur, dem Weh der Geopferten gehört dies Buch."



Erholungsfürsorge in der Provinzial-Blindenanstalt Halle a. S.

Von Feuersenger-Halle a. S.

Seit einer Reihe von Jahren wurden schwächliche Kinder unserer Anstalt zur Erholung nach dem Provinzial-Kinderheim Trautenstein im Harz gesandt. Die vom Anstaltsarzt als erholungsbedürftig bezeichneten Kinder wurden dem Heim gemeldet und von diesem, je nachdem Platz vorhanden war, gruppenweise einberufen. Während der Sommerferien war das Heim für unsere Zöglinge gesperrt. Die Fürsorge des Heims erstreckte sich in erster Reihe auf Körperpflege. Liegekuren und Bestrahlungen waren neben gesunder, kräftiger Kost und dem dauernden Aufenthalt in der frischen Harzluft — 455 m Höhe — die wesentlichsten Kurmittel. Gezahlt wurde für jedes Kind täglich 3.— RM. und ein Verwaltungskostenbeitrag von täglich 0.14 RM. Die Kinder kamen aus dem Heim gekräftigt und gut erholt zurück. Eigentümlich aber berührte es uns, daß es den Kindern in den Heimen doch nicht so recht gefallen hatte. Nicht daß sie über die Behandlung oder über das Essen hätten klagen können. Aber ihnen gefiel nicht das stundenlange Liegen bei der Liegekur und den Bestrahlungen. Der Betrieb des Heimes war auf die Mehrzahl seiner Gäste, auf sehende Kin-

der eingestellt, unter deren Hänseleien und Neckereien unsere Blinden oft zu leiden hatten. Im Sommer 1928 waren von den 76 Schülern der Anstalt 25 in Trautenstein. Diese 25 Schüler verteilten sich auf die 7 Klassen der Anstalts- und Vorschule; sie bildeten in den einzelnen Klassen 20 bis 50% der Gesamtzahl. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß bei unseren kleinen Klassen der Schulbetrieb schwer leiden muß, wenn ein so hoher Prozentsatz der Schülerzahl 6 Wochen lang dem Unterricht fern bleibt. Wir Lehrer gönnten unseren Schülern die Erholung herzlich gern; wir wollten aber auch die nicht mehr tragbaren Störungen des Unterrichts soweit wie möglich beseitigen. Das veranlaßte uns zu dem Wunsch, alljährlich geschlossene Schulklassen mit ihren Lehrern in die Erholungsheime zu schicken. Dieser Wunsch war mit veranlaßt durch die Erfahrungen der Kollegen Müller und Bechthold, die mit ihren Klassen im August 1922 in der Dübener Heide (s. Blindenfreund 1923 Nr. 3, S. 38) und im Juni 1927 in Güntersberge im Harz gewesen waren.

Mitte Mai 1929 traf, für uns alle eine freudige Ueberraschung, die Nachricht ein, daß 50 Schulkinder mit 4 Begleitern auf 4 Wochen nach dem Waldkinderheim Papenberg bei Neuhaldensleben zur Erholung gehen sollten, ein Versuch, der 1930 wiederholt wurde. Es waren in Papenberg:

1. vom 30. Mai bis 26. Juni 1929 die Klassen I—V geschlossen mit 42 Kindern, und aus den beiden Vorschulklassen 3 + 5 Schüler,
2. vom 28. Mai bis 25. Juni 1930 die Klassen I—VI geschlossen mit 50 Kindern.

Als Begleiter gingen mit 3 Lehrer und die Schwester der Knabenabteilung. Gezahlt wurde täglich für jeden Zögling 2.75 RM., für jeden Begleiter 4.50 RM.

Die Eisenbahnfahrt kostete für einen Personenkilometer 1,3 Rpfg.

Das Waldkinderheim Papenberg gehört dem Roten Kreuz Magdeburg. Es ist ein einstöckiges Gebäude, von einem etwa 1 ha großen Garten umgeben und liegt mitten im Neuhaldenslebener Stadtwald. Der Garten wies keine kostspieligen Anlagen auf, so daß er mit Ausnahme der Blumenrabatten zu beiden Seiten des Hauptweges überall betreten werden konnte und den Kindern mit seinem vielen Buschwerk die herrlichste Gelegenheit zum Spielen bot.

Den Tageslauf regelte eine einfache Hausordnung:

6.30 h	Aufstehen, Bettenbesorgen, Waschen,
7.30 h	kurze Morgenandacht, 1. Frühstück,
8—9.15 h	Gymnastik,
9.30 h	2. Frühstück,
10—12 h	Waldspaziergang,
12 h	Mittagessen,
13—14.30 h	Mittagsruhe,
15 h	Kaffee,
15.30—18 h	Spaziergänge, Spiele, freie Beschäftigung,
18 h	Abendbrot,
19.30 h	kurze Abendandacht, Waschen,

um 21 h war vollkommene Ruhe.

Uns Lehrern war keine festumgrenzte Dienstanweisung mitgegeben. Wir hatten uns vorgenommen, vor allen Dingen mit der Heimleitung in voller Harmonie zu arbeiten, dem Heim die Sorge für das körperliche Wohlbefinden der Kinder zu überlassen, ihm aber die Kinder in den Freizeiten abzunehmen. Unser Vorhaben ist uns, das sei vorweg gesagt, in vollstem Maße geglückt. Durch die Hausordnung schien uns der Vormittag reichlich zerrissen. Wir wollten nicht von 10—12 Uhr im Walde nur spazieren gehen; der ganze Vormittag sollte fröhlicher Arbeit in Wald und Feld gewidmet sein. Unsere Kinder brauchten für ihr 1. Frühstück nicht die angesetzte halbe Stunde; die Hälfte der Zeit genügte. Kollege Dyck hatte seine Jungen bei der Gymnastik an ein flottes Tempo gewöhnt. 20, höchstens 30 Minuten wurde Gymnastik getrieben. Auf den Kakao zum

2. Frühstück verzichteten die Kinder. Das Frühstücksbrot wurde in die Rucksäcke gepackt, und kurz nach 8 Uhr gings hinaus in den Wald. Zuerst lernten wir auf gemeinsamen größeren Ausflügen, oft geführt von den zuständigen Förstern, die Wege und die Schönheiten des Waldes kennen. Dann wurden die weiten gemeinsamen Ausflüge seltener. Wir teilten die Kinder in 3 Gruppen, und unter Führung je eines Lehrers ging es auf „Entdeckungs- und Studienreisen". Die belebte Natur war die Lehrmeisterin, die von selbst sich aufdrängende Umwelt die Zielsetzerin. Der Anschauungs- und Vorstellungskreis wurde durch den Blick in die Welt erweitert, Stoffe zu späterer Verarbeitung in Fülle gewonnen. Pünktlich um 12 Uhr waren wir wieder im Heim, und wir alle, besonders die Leiterin des Heims, sahen mit Freuden zu, wie die Kinder das zwar einfache, aber sehr schmackhaft zubereitete und reichlich zugemessene Essen verzehrten. Nach dem Essen war bis 14.30 h Bettruhe, eine Einrichtung, die unsere Kinder von der Anstalt her nicht kannten und die ihnen darum anfangs etwas spassig vorkam. Aber der Aufenthalt in der frischen Waldluft und die körperliche Anstrengung am Vormittag ließ sie bald anders darüber urteilen, und bald wollten sie die Mittagsruhe nicht mehr entbehren. Am Nachmittag gingen wir entweder wieder in den Wald, oder es wurde im Heim gespielt, geturnt, gelesen usw. Bekleidet waren die Knaben nur mit Turnhosen, die kleineren Mädchen mit Schlüpfern, während die größeren Mädchen aus Schicklichkeitsgründen in Turnanzügen gingen. Durch regelmäßiges Einfetten der Haut wurde der Sonnenbrand vermieden. Der Gesundheitszustand der Kinder war überaus gut, und der Hausarzt des Heimes, dem die Kinder wöchentlich einmal vorgestellt wurden, hatte an den braungebrannten, wetterfesten Körpern seine helle Freude. Der ganze Betrieb war nicht auf eine Mastkur eingestellt, sondern bezweckte mehr eine Kräftigung der Muskulatur und der Organe. Trotzdem bewirkte der dauernde Aufenthalt in frischer Waldesluft im Verein mit kräftiger Bewegung und nahrhaftem Essen eine zum Teil recht erhebliche Zunahme des Körpergewichts.

Das Wetter war für uns außerordentlich günstig. Im letzten Jahre hatten wir überhaupt keine, im Vorjahre nur wenig Regentage. Bei schlechtem Wetter zeigte es sich, daß die Räume des Heimes doch sehr beengt waren — eine Erfahrung, wie wir sie alle in unseren privaten Sommerfrischen machen. Dann spielten und sangen die Kleinen in der verdeckten Halle unter Leitung der beiden Kindergärtnerinnen des Heimes, während wir Lehrer Unterricht erteilten, allerdings unter eigenartigen äußeren Umständen. Mein Unterrichtsraum war ein Schlafsaal. Beim Lesen waren die Betten die Bänke, beim Schreiben saßen die Kinder auf Fußbänken. und die Betten waren die Tische. Mehr Freude aber zeigten die Kinder beim Unterricht im Walde. Die in folgenden Zeilen skizzierten Unterrichtsgespräche geben einen Einblick in unsere Arbeit.

Hegemeister P. kommt eines Morgens ins Heim. Die Kaninchen in einem Jagen nehmen überhand. Er muß einige abschießen und bittet mich, die Jungen mit treiben zu lassen. Mit hellem Jubel gehts in den Wald. — Ergebnis der Jagd: Kein Schuß. Treibjagd aus. Die Jungen fragen Herrn P.: „Warum haben Sie nicht geschossen?" „Ja, Jungens, die Karnickel sind klüger als wir — denken", lautet die Antwort. Enttäuscht gehts zurück zum Heim. In der Nähe knackt es in den Büschen. „Ein Reh, ein Reh", rufen die Jungen, aber über den Weg huscht ein schwarzer Schatten. Es ist Prinz, der Hofhund des Heimes, dem es gelungen ist, seinen Käfig zu verlassen und in den Wald zu laufen. Der Förster schickt ihm einen ellenlangen Fluch nach und befiehlt seinem Lehrling, dem Hunde nachzusetzen und ihn zu erschießen. Wir kommen zum Heim. Prinz liegt schon in seiner Hütte, als wenn er kein Wässerchen trüben könne.

Dies Erlebnis gab mir Veranlassung, mit den Kindern 2 Themen zu besprechen:

1. Das wilde Kaninchen.
2. Wildernde Haustiere.

Das zahme Kaninchen ist unseren Jungen von der Anstalt her bekannt. Das wilde Kaninchen ist klein, flink, läßt sich mit der Hand nicht fangen und schwer schießen. „Es ist vorne zu flink und hinten zu kurz". Es lebt in Erdlöchern.

Warum wollte der Förster Kaninchen schießen?

Er wollte einen billigen Braten haben, sagt ein Junge. Ich bezweifle das, und wir vergleichen den Preis einer Patrone und den Fleischwert eines Kaninchens. Das Sommerfell ist wertlos. Die Jungen erkennen, daß die Kaninchenjagd nicht viel einbringen kann, zumal da nicht alle Schüsse Treffer sind. (Thema: Jagdpacht, wie teuer kommt dem Jagdpächter ein geschossener Hase, ein Reh usw., die Jagd in ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft usw. werden für spätere Besprechung notiert.)

Der Förster muß einen anderen Grund haben. Die Kaninchen sind Schädlinge des Waldes. Natürliche Feinde des Kaninchens: Alle kleinen Raubtiere und Raubvögel, besonders der Fuchs, der seinen Bau gerne mitten in die Kaninchenbaue verlegt. — Hinweis darauf, daß auch Tiere, die wir gewöhnlich als schädlich bezeichnen, ihre Berechtigung im Haushalt der Natur haben.

Wie wird das Kaninchen gejagt:

Treibjagd: nach heutigem Erlebnis. Sie hat wenig Erfolg, da die Kaninchen in den nächsten Bau einfahren und in der Erde bleiben.

Andere Jagdarten: a) Anstand: Die Kinder schweigen. Ich erzähle ihnen: Jeden Morgen, wenn ich ins Kinderheim komme, treffe ich an derselben Stelle eine Anzahl Kaninchen beim Grasen. Sobald sie mich kommen hören, sind sie blitzschnell verschwunden, auch wenn ich mich ganz leise heranschleiche. Manchmal habe ich beobachtet, daß eines der Kaninchen mit den Hinterläufen auf die Erde klopft, bevor es verschwindet. Die Kinder schließen: Die Kaninchen haben ein feines Gehör. — Darauf deuten schon ihre „Löffel" hin. Sie hören auch den leisesten Schritt der Menschen. Sie warnen sich gegenseitig durch Klopfsignale. Wenn der Jäger Kaninchen schießen will, muß er auf dem Platze sein, bevor die Kaninchen aus ihrem Bau kommen; er muß ganz stille stehen und auf die Kaninchen warten. Wenn sie dann hervor kommen, kann er sie schießen. Der Jäger sagt: Er geht auf Anstand. b) Frettieren: Im Vorjahre lud uns der Förster zu einem Fuchsgraben ein. Die Kinder beobachteten die Röhren des Fuchsbaues, bestaunten den wunderbar gestalteten Körper des Dachshundes und erlebten das Einschliefen desselben in die Röhre. Auf dieses Erlebnis wies ich hin. Ob man einen Dachshund zum Fang von Kaninchen benutzen kann? Nein, die Röhren des Kaninchenbaues sind für ihn zu enge; er ist auch nicht flink genug. Man verwendet dazu ein kleines, dem Wiesel verwandtes Raubtier, das Frettchen. Frettieren! Weiteres Ausmalen dieser Jagdart, auch Hinweis auf das Fangen der Kaninchen mit Netzen.

Die Jungen wünschen, einen Kaninchenbau aufzugraben. Einverstanden! Wann? Wir einigen uns auf den nächsten Vormittag. Ich gebe den Auftrag, für das nötige Handwerkszeug zu sorgen. Abends beobachte ich, wie die Jungen in dem Schuppen und auf dem Wirtschaftshof des Heimes herumsuchen und allerhand Geräte zusammentragen. Als wir am nächsten Morgen zum Abmarsch antreten, haben sie sich 2 Spaten, 1 Axt, 1 Schaufel, 1 Beilpicke und mehrere Stangen „besorgt". Drei Kaninchenbaue sind bald entdeckt. Bei dem größten Bau fangen wir an zu graben. Nach etwa ½ m Tiefe gehen drei Röhren auseinander. Wir folgen der mittleren Röhre. Die Arbeit wird erschwert durch die vielen Baumwurzeln. Dürfen wir die Wurzeln durchschlagen? Ja, dazu haben wir die Axt mitgebracht. Was wohl der Förster dazu sagen wird? Wir wollens doch lieber unterlassen; wir könnten die Bäume zu sehr schädigen. Ob überhaupt Kaninchen im Bau sind, fragen zweifelnd die Jungen. Ja, genau weiß ich es auch nicht. Ich glaube, der Bau ist garnicht bewohnt, wir haben am Eingang keine Losung gefunden, sagt ein ganz Heller. Wir setzen uns mal erst hin und frühstücken. Das Stullenpapier wird gesammelt und

soll in einem Rucksack wieder mit nach Hause genommen werden. Da macht ein Junge den Vorschlag: Wir wollen den Bau ausräuchern. Wir stecken Papier in eine Röhre, zünden es an, und der Rauch zieht durch die Röhre und treibt die Kaninchen hinaus. Was der Förster dazu sagen wird? Nun sind die Meinungen geteilt. Alle wissen, daß das Feueranzünden im Walde verboten ist, weil es leicht die Ursache von Waldbränden ist. Einige sind der Meinung, daß wir ja kein Feuer auf, sondern in der Erde anzünden wollen, daß keine Gefahr dabei ist und daß wir ja auch Sand zur Hand haben, die kleine Flamme, falls es nötig sein sollte, sofort zu ersticken. Andere sind vorsichtiger und raten ab. „Verbot ist Verbot", und sie atmen erleichtert auf, als ich ihnen erklären muß, daß ich mein Feuerzeug zu Hause habe liegen lassen. Das aufgegrabene Loch wird zugeschüttet, der Platz eingeebnet und wieder mit Moos bedeckt, und vergnügt, wenn auch ohne Jagdbeute, gehts heimwärts. (Lektüre: Löns: Die Einwanderer. Aus: Goldhals, ein Tierbuch. Hannover-Sponholtz.)

Am nächsten Tage gings zum Dachsberg, einer mäßigen Erhebung im Walde, die nach Angabe des Försters vollständig unterminiert ist und die in ihrem Innern eine ganze Anzahl von Dachsen beherbergt. Die Oeffnungen sind so groß, daß die Jungen mit dem halben Oberkörper hinein können. Der Förster schickt seinen Dackel hinein, und die Jungen verfolgen mit dem Ohr auf der Erde seinen Weg. Aber er kommt bald wieder zurück. Wir suchen uns einen Rastplatz aus, der Förster setzt sich mitten unter die Jungen und erzählt nun Geschichten vom Dachs, Ernstes und Heiteres, Erlebtes und Erdichtetes. Die Jungen verstehen jetzt den Ausdruck „Jägerlatein". (Lektüre: Löns: Murrjahn a. a. O.) Auf meine Bitte bespricht er auch das Thema: Wildernde Hunde. Er macht das ganz kurz ab und sagt etwa: Hunde dürfen im Walde nicht frei umherlaufen, denn da werden sie wieder zum Raubtier. Wenn sie auch in den seltensten Fällen einen Hasen oder ein Reh erwischen, so hetzen sie doch das Wild und beunruhigen es. Gefährlich sind sie nur im Frühling, wenn Hasen und Rehe Junge führen, denn dann richten sie unter den Jungen Schaden an. Deswegen werden wildernde Hunde vom Jäger abgeschossen.

Wir entdecken eine Jagdhütte; wir erklettern eine Jagdkanzel; wir besuchen den Förster in seiner Wohnung, betasten Gewehre und Patronen, bestaunen die eigenartige Verzierung der Möbel durch Geweihe und Geweihstangen. Der Förster erzählt uns von seiner Arbeit an Wald und Wild. Die Kinder wissen jetzt den Inhalt des Wortes „Förster".

Herr Direktor Bechthold hatte unseren Jungen 4 Brieftauben mitgegeben mit dem Auftrage, sie am nächsten Tage früh 8 Uhr aufsteigen zu lassen. Wir beobachteten den Aufstieg und Abflug der Tauben und gaben dann ihre Flugrichtung an. Als dann die Nachricht aus Halle kam, daß 3 Brieftauben um 10 Uhr bei ihrem Schlag eingetroffen waren, hatten wir Gelegenheit zur Verarbeitung der gemachten Erfahrungen erhalten: Luftlinie Papenberg—Halle, Flugzeit, Fluggeschwindigkeit, Gefahren der Reise, Ortssinn der Brieftauben. (Ortssinn der Zugvögel.) Verwendung der Brieftauben u. a. m.

Andere Themen kann ich nur andeuten: Getreide- und Kartoffelfeld, Heuernte, sumpfige Wiese mit sauren Gräsern, Echo am Waldesrand, Steinbruch, der Mittellandkanal, Wegeführung, Grundwasser, Graben, Furt, Staudamm, Wasserrad, Wassermühle, Holzschlag (Kahlschlag, Durchforsten), Berechnen der Baumstämme, Unterschied zwischen Fest- und Raummeter, Verwendung des Holzes, Holzauktion, Wirkung des Blitzschlages an einem Baum, Waldameise, Insekten als Feinde der Bäume, Hünengrab (Königsgrab), Tierhaltung in den neuzeitlich eingerichteten Ställen der Landesheilanstalt im Vergleich zur Schweine- und Hühnerhaltung des Heimes, ein Gewächshaus, der Milchwagen, Staats- und Kleinbahn, Bahndamm usw. Diese Themen erregten das lebhafte Interesse der Kinder, und wenn auch die schulgemäße Verarbeitung zurücktrat, so haben

doch die Kinder in jedem Falle eine ungemeine Bereicherung ihres Vorstellungsschatzes erfahren.

Nicht unerwähnt darf aber der erzieherische Einfluß dieses Waldaufenthaltes bleiben. Die Kinder wohnten enger beieinander, sie waren mehr aufeinander angewiesen. Ihr Verhalten zueinander wurde kameradschaftlicher, freundlicher. Das überaus herzliche Verhalten der Heimleiterin und ihrer Hilfskräfte den Kindern gegenüber löste bei ihnen eine Höflichkeit und Dienstbereitschaft aus, die nicht zu übertreffen war. „Keine Papierflut von Verordnungen und Vorschriften ergoß sich über die Kinder. Wir leben hier so wie in einer Familie, das war die einzige Vorschrift. Freiheit innerhalb der Ordnung löste freudigen Gehorsam aus. Freude war der Haupterziehungsgedanke, der im Heim vorherrschte; Freude über sich selbst, die zur inneren Zufriedenheit führt, Freude am anderen, die den Schülern Gelegenheit gibt, seinen Mitschülern helfend zur Seite zu stehen, Freude am Zusammenleben, die zur Kameradschaft und Freundschaft führt", so berichtet Kollege Scheffler über den vorjährigen Aufenthalt.

Wir Lehrer lebten vom Morgen bis zum Abend mit den Kindern zusammen; wir teilten mit ihnen alle ihre kleinen Freuden und Leiden. Dieser Dienst war nicht leicht, aber er brachte nicht nur den Schülern, sondern auch uns Lehrern reichen Gewinn. Die schöne Natur, die gemeinsame Arbeit und das gemeinsame Erleben führte uns zwanglos in das Wesen unserer Kinder ein, machte den Verkehrston ungezwungener, herzlicher. Und das freundschaftliche Verhältnis hörte mit der Rückkehr in die Anstalt nicht auf; es besteht heute noch. Ich saß eines Nachmittags mit meiner Lesegruppe im Walde. Das Buch war ausgelesen. Wir hatten eine gemeinsame Freude erlebt, und gemeinsam wurde noch manches über das Buch gesprochen. Es war für uns alle eine Feierstunde. „Jungens, warum können wir uns in der Anstalt nicht so nett verstehen wie hier im Walde? Wir Lehrer sind doch in Halle dieselben." „Ja, Herr F., das können wir so genau nicht sagen, in der Anstalt ist's eben anders." „Nun, dann mache ich Euch einen Vorschlag: Wenn es in der Anstalt einmal nicht so zugeht wie hier, dann wollen wir zueinander nur ein Wort sagen: Papenberg. Dann wissen wir, wie wir uns zu verhalten haben." Mein Vorschlag wurde von allen angenommen. Bis heute habe ich dies Zauberwort nur einmal einem Jungen, der etwas störrisch werden wollte, zuzurufen brauchen. Es hat sofort gewirkt. Unsere Erfahrungen über den erziehlichen Einfluß des Sommeraufenthaltes decken sich vollinhaltlich mit dem, was Kollege Günther-Königsberg (Pr.) darüber im Blindenfreund 11/30 schreibt.

Zwei Jahre hintereinander ist es unserer Behörde gelungen, die Mittel für den Waldaufenthalt frei zu machen und damit reichen Segen zu stiften. Wir wünschen unseren und den Zöglingen anderer Anstalten, die noch nicht eigene Erholungsheime haben, daß die Sommerreise zu einer alljährlich wiederkehrenden ständigen Einrichtung wird.

*

Leibesübungen in Wald und Feld.

Von Dyck-Halle a. S.

Ganz einsam liegt das Heim, in dem unsere Schuljugend im Juni zur Erholung weilte, mitten im Walde, von der Außenwelt abgeschlossen. Wir sind ganz „unter uns". Und so soll und muß der Ort der Erholung gewählt werden, wenn ein wichtiger Faktor derselben, das Licht- und Luftbad mit seinen physiologischen und psychologischen Einwirkungen und Heilkräften, voll ausgenutzt werden soll. Unsere Jungen tummeln sich vom frühen Morgen bis in die späten Abendstunden mit weitmöglichst entblößtem Körper, nur mit einer Turnhose bekleidet, in Luft und Sonne. Die Mädchen tragen ihren Turnanzug. Das Luftbad ist das wirksamste Abhärtungsmittel. Doch muß vor Uebertreibung gewarnt werden; denn nur eine planmäßige, allmählich gesteigerte Inanspruchnahme der Außenbedingungen beugt der Er-

kältung vor und führt zur Abhärtung. Es ist Vorsorge zu treffen, daß bei kalter Witterung und in den Erholungspausen nach angestrengter körperlicher Arbeit ein Ueberkleid angelegt wird. Ganz besondere Aufmerksamkeit ist der Sonnenstrahlenwirkung auf die Haut zu widmen, um den sehr schmerzhaften Sonnenbrand zu verhüten, der zu Blasenbildungen und sehr tiefgehenden Verbrennungen führen kann. Erst wenn die Bräunung, ein Zeichen der Pigmentvermehrung, eintritt, ist diese Gefahr behoben, doch dauernde Beobachtung auch weiterhin unerläßlich. Treten nun zum Licht- und Luftbad wirksame Leibesübungen, so sind die Vorbedingungen für den besten gesundheitlichen Erfolg gegeben. —

Morgens 8 Uhr — der Gong ruft — eine muntere Schar sonnengebräunter Jungen sammelt sich — eine fröhliche Marschweise hebt an — und in flottem Gleichschritt durchquert der kleine Trupp die Gartenanlagen. Dann folgen ein paar „Gesundheitsrunden“ in ruhigem Dauerlauf, dem sich auf dem Turnplatz die Körperschule anschließt, um den Gesamtorganismus kräftig zu „überholen“. Nun löst sich die Schar in kleinere und größere Gemeinschaften auf, um sich im fröhlichen Spiel zu tummeln. In der Wahl des Spiels und der Spielabteilung lasse ich meistens jedem Kinde seine Freiheit. Persönliche Einstellung, fröhlicher Drang und innere Veranlagung sollen über die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Gemeinschaft entscheiden.

In einem Naturpark, von dichtem, hohem Unterholz bestanden, muß anders gespielt werden, als auf einem Turn- und Sportplatz. Die vielen andersartigen Möglichkeiten, die ein solches Gelände der schöpferischen Phantasie des Kindes in der Gestaltung des Spieles bietet, sind bald in allen Einzelheiten erkundet und werden in so geschickter Weise ausgenutzt, daß selbst die Gleichgültigsten vom Spieleifer erfaßt werden und sich freudig einer Spielgemeinschaft anschließen. Auch die vorhandenen Geräte: Barren, Rundlauf und Schaukel können sich keinen Augenblick über Vernachlässigung beklagen.

Hier vergnügt sich eine kleine Schar mit dem „Trudelball“, wobei der blinde Torwächter mit vorgebeugtem Oberkörper und „gespitzten“ Ohren, ganz angespannteste Aufmerksamkeit, die Richtung des heranrollenden Balles zu erlauschen sich bemüht und sich im letzten Augenblick mit raschem Entschluß blitzartig längelang nach links oder rechts wirft, um dem Ball den Eintritt in das Tor zu verwehren. Dort huschen ein paar sonnengebräunte Gestalten über die Wege oder kriechen, dicht an den Erdboden gedrückt, hinter Sträuchern entlang oder in dieselben hinein, um im Versteck- und Haschespiel ihrem Verfolger zu entgehen. Die kräftigen und lebhaften Jungen verlieren sich im entlegensten Winkel des Geländes, wo das Unterholz am dichtesten und fast undurchdringlich ist. Aber gerade diese Urwaldwildnis ist das geeignetste Terrain für ihr stolzes Indianertum. Beil, Spaten und Messer schleppen sie mit sich, bis der Platz ihrer Niederlassung gewählt ist. Da sie in dem unerforschten Gebiet sich zunächst gegen Ueberfälle der Nachbarstämme sichern müssen, wird ringsherum ein Graben ausgehoben. Zur weiteren Sicherung werden Drahtverhaue gezogen und Fußfallen gestellt. Um die Gefangenen schnell abzutun, wird eine tiefe Erdhöhle ausgehoben und deren Zugang mit beschwerten Eisenplatten verschlossen. Jetzt soll der Feind nur kommen! — Und er läßt auch nicht lange auf sich warten, nachdem bereits Späher ihn gesichtet haben. Ein vielstimmiges Uih — begleitet den Angriff. Dann gibt's ein heißes Ringen Mann gegen Mann; am Boden wälzen sich die braunen Gestalten in zäher Verbissenheit hin und her, bis der erste Gefangene in das Verließ hinabgelassen wird. Ihm folgt bald ein zweiter und dritter. So geschwächt, gibt der Angreifer das Signal zum Rückzug. Zieht er ab oder will er die Kampfpause nur benutzen, um sich zu sammeln und Beratungen abzuhalten? Späher werden ihm nachgesandt und bringen bald die Kunde, der Feind plane eine Gefangenenbefreiung. Zu dem Zwecke beabsichtige er eine Täuschung. Der Angriff soll mit aller Gewalt auf der den Gefangenen entgegengesetzten Seite vorgenommen werden, um die

Aufmerksamkeit des Angegriffenen hierher zu lenken. Inzwischen soll eine kleine mutige Schar den Wächter überfallen und die Gefangenen erlösen. Kaum sind die Gegenmaßnahmen getroffen, so erfolgt auch schon an der bezeichneten Stelle der Angriff, während es von der anderen Seite heranschleicht. Hätte man die Befreiungsabsichten nicht ausgekundschaftet, wäre der Streich sicher gelungen. Denn unhörbar, wie mit dem Erdboden verwachsen, schlängeln sie sich heran. Schon sind sie zum Sprung bereit, da ertönt das Alarmsignal des Wächters und diejenigen, die ihre Brüder befreien wollten, müssen nun selbst ihr trauriges Los teilen. So muß der Angreifer unter schweren Rachedrohungen die Flucht ergreifen. —

Der stille Beobachter hatte seine helle Freude an diesem Treiben und konnte feststellen, daß die Blinden in ihrem Eifer, in ihrem Kampfrausch, in ihrer Geschicklichkeit im Anschleichen von den Sehschwachen nicht übertroffen werden konnten. —

Ich will nicht leugnen, daß dieses Spiel zuweilen Formen annahm, die mit Leibesübungen nichts mehr zu tun haben, daß aus dem Spiel blutiger Ernst zu werden drohte und die kämpfenden Parteien gewaltsam getrennt werden mußten. Sollte ich auf das Spiel wegen Ausschreitungen Einzelner verzichten, Was war denn die Ursache, daß die älteren Jungen sich mit wahrem Feuereifer für dieses Spiel entschieden? Um die Frage zu verallgemeinern: Warum wählen denn die Jungen im Alter von 10—14 Jahren mit Vorliebe solche Spiele, bei denen sie sich körperlich austoben können und die ausgesprochenen Kampfcharakter tragen?

Körperlich gesehen ist dieses Alter die Zeit der zweiten großen Streckung. Sie besteht in einem starken Längenwachstum. Gleichzeitig erfolgt ein beschleunigtes Herzwachstum, wobei das Herz etwa um das Doppelte größer wird. Diese Streckung bildet die Ursache für ein starkes Anschwellen des Bewegungstriebes Denn in der Physiologie gilt der fundamentale Satz: Die Funktion bildet das Organ. Also: Wer seine Muskeln und Knochen kräftigen will, muß sie regen; wer Lunge und Herz so leistungsfähig als möglich machen will, muß sie kräftig arbeiten lassen. — Gleichzeitig mit dieser Körperstreckung vollzielt sich eine weitgehende seelische Umstellung. In dem jungen Menschenkind gärt es; es befindet sich in dauernder Kampfstimmung. Es will über die Menschen und Dinge herrschen, seine Kräfte an Widerständen messen, ihm entgegentretende Hindernisse bezwingen. Aus dieser Angriffslust und Kampflust entstehen die häufigen Anrempeleien und Rüpeleien. Dieser Kampftrieb ist es, der die Jugend zum Kampfspiel drängt. Im Kampf Mann gegen Mann findet der Junge seine innere Befriedigung, er erkämpft sich seine innere Ruhe, er befreit sich von einem seelischen Druck. Wollten wir diesen Naturtrieb unterdrücken, würden wir der Entwicklung des jungen Menschenkindes einen schlechten Dienst erweisen und uns gegen eine Naturnotwendigkeit auflehnen.

Zum zweiten: Die Jungen sehen wir bei dem Kampfspiel in heller Begeisterung; sie sind mit Leib und Seele dabei. Und dieses Mit-der-Seele-dabei-sein ist es ja gerade, was wir bei allen Leibesübungen anstreben, was überhaupt erst eine Körperbewegung zur Leibesübung macht.

Andererseits weiß ich, daß ein Spiel nur so lange Sport ist, als es eben Spiel bleibt. Wird aus dem Spiel Ernst, so hört es auf, Sport zu sein. „Leibesübungen dürfen die Rechte des anderen nicht verletzen, so daß er Schaden erleidet. Leibesübungen müssen sich in einer Form abspielen, die die Zustimmung des anderen findet.“ (Sippel.) Wie werde ich dieser Forderung gerecht?

Jedes Kampfspiel trägt die Gefahr von Ausschreitungen in sich. Das Temperament reißt die Spieler mit sich fort. Wir brauchen nur die Sportberichte der Presse zu verfolgen, um zu erfahren, daß bei diesem oder jenem Fußballspiel vom Faustrecht Gebrauch gemacht wurde. Es müssen also Grenzen gezogen werden, die solche Ausschreitungen verhindern. Das besorgen beim Sportspiel die Wettkampfvorschriften. Damit ist uns aber in diesem Falle nicht gedient. Die Jugend von 10—14 Jahren will kein

kompliziertes Regelwerk, will sich nicht in eine äußere Form zwingen lassen. Damit würden wir dem Spiel den Reiz nehmen: die Jungen würden sich in ihrer Bewegungsfreiheit behindert fühlen. Aber neben den Wettkampfregeln gibt es ein ungeschriebenes Gesetz: Die sportliche Sitte. Diese gebietet Selbstzucht und Selbstbeherrschung, vornehme Haltung dem Gegner gegenüber, Rücksichtnahme des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren, wortlose Unterwerfung unter das Urteil des Schiedsrichters. Eine Belehrung und Ermahnung zu sportlicher Sitte an Ort und Stelle, auf frischer Tat an unsere Jungen herangebracht, sportliche Grundsätze an einem selbsterlebten und selbstgefühlten Geschehnis erläutert, werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Wenn aber unsere Jugend in Selbstzucht und Selbstbeherrschung sich dem ungeschriebenen Gesetz sportlicher Sitte beugt, wenn die gute Sitte dem Triebleben des Kindes Halt gebietet, sobald es im Begriff ist, die Grenzen des Zulässigen zu überschreiten, dann haben wir viel erreicht. Damit sind die Aufgaben der Sporterziehung gestreift. Sporterziehung aber bedeutet Erziehung fürs Leben, Ertüchtigung für den Lebenskampf. Darum sollen wir unseren Jungen oft Gelegenheit geben, sich in den Grundsätzen sportlicher Sitte zu üben, damit sie in dieselben hineinwachsen. Diese Gelegenheit aber bietet das Kampfspiel. —

Auf unseren Wanderungen, die uns täglich kreuz und quer durch die herrlichen Wälder führten, bauen sich Hindernisse verschiedenster Art immer von Neuem vor uns auf, an denen jeder nach bestem Können Kraft und Mut erproben kann. Nirgend kann man besser und echter Leibesübungen betreiben, als an dem vollkommensten Gerät, das uns überhaupt zur Verfügung steht: das ist und bleibt die Natur. Hier kommt man der ungebundenen Bewegung der Naturmenschen sehr nahe. Breite, glatte Wege werden im Dauerlauf zurückgelegt. Zwischendurch wird eine Strecke auf einem Bein gehüpft, was sehr bekömmlich ist. Wenn der Lehrer das Hopsen mitmacht, dann bereitet es den Kindern noch mehr Spaß. Steilhänge werden erklettert, Abhänge hinuntergerollt, Zäune überstiegen und Gräben übersprungen. Die in einem Hohlweg eingeschlossene Partei muß sich gegen den Feind, der sie blockiert hat, die Freiheit erkämpfen. Auf einem sehr niedrig, fast wagerecht gewachsenen Baumstamme werden herrliche Kletterpartieen veranstaltet. Bänke sind nicht zum Sitzen da; wir springen über sie hinweg und kriechen unter ihnen hindurch. Und wenn schon jemand einen Sitzplatz beansprucht, so muß er sich diesen erst gegen einen Mitbewerber erkämpfen. — Jetzt geht's etwas seitwärts durch die Büsche, und wir landen auf einer Lichtung. Jeder darf sich lang legen und in die Sonne blinzeln. Aber tun sie's wirklich? Einer schießt einen Purzelbaum, der zweite will's ihm nachmachen. Und schon sind die schönsten Bodenübungen im Gange. — Hallo! Ein Forschungsreisender hat einen Hochsitz ausgekundschaftet. Alles stürmt hin. Nachdem er auf seine Festigkeit untersucht ist, wird er erstiegen, und bald ist aus dem Hochsitz das schönste Klettergerüst geworden, als sei es eigens mit seiner Leiter und seinen Verstrebungen für diesen Zweck geschaffen. Nun aber übergeben wir den Hochsitz auch einmal seiner wirklichen Bestimmung. Der Jäger sitzt mit seinem Knüppel-Gewehr auf Anstand, um das Heraustreten des Wildes auf die Lichtung zu erlauschen. Das „Wild“ verkriecht sich im Dickicht, um dann an verschiedenen Stellen nacheinander herauszutreten. Das Dickicht knackt — das Laub raschelt — jetzt kommt's näher und näher — der Jäger bringt das Gewehr in Anschlag — Schuß! — das Wild wälzt sich in den letzten Zuckungen — oder ergreift die Flucht, wenn die Schußrichtung am Ziel vorbeizeigte. Welche Gelegenheit zu Gehörs- und Kriechübungen! Es ist erstaunlich, mit welchem Draufgängertum die Jungen mit entblößtem Körper in das tiefste Dickicht eindringen, ohne der Schrammen und Risse auf ihrer Haut zu achten. Eine neue Entdeckung: In einer Ecke der Lichtung liegt ein großer Holzhaufen. Hölzer von 1 m Länge und Armdicke sind dort aufgehäuft. Jedes Kind kann sich mit einem Knüppel bewaffnen und hat sogar die Wahl zwischen leichten und schweren. Mit beiden Händen werden sie gepackt und nun in großen

Kreisen um den Kopf geschwungen. Und aus dem Armschwingen wird unter der Wucht des kreisenden Holzes ein wirkungsvolles Rumpfkreisen. — Nun wird der Knüppel zum Wurfgerät. Ein fröhlicher Wettbewerb setzt ein, wer ihn am weitesten werfen kann, mit einer Hand, mit beiden Händen. — Wieder etwas anderes: Aus den Knüppeln wird eine Hürde gebaut, und jeder kann zeigen, wie hoch er springen kann. Bevor wir von diesem fröhlichen „Knüppelsport“ ablassen, werden die Hölzer wieder schön ordentlich aufeinander gepackt und ausgerichtet, damit wir uns das Wohlwollen des Herrn Hegemeisters nicht verscherzen. — Und weiter geht's. Der Zufall führt uns an einer Menge gefällter Baumriesen vorbei. Ja, haben wir's gut! Jedes Kind bekommt seinen eigenen Schwebebaum, den es nun zu Balancierübungen und allerlei Sprüngen benutzt. — Zugeschnittene Hölzer, die zu Eisenbahnschwellen bestimmt sind, versperren uns, hoch aufgestapelt, den Weg. Die Stapel werden erstiegen und der Absprung gewagt. Denn Hindernisse sind dazu da, daß sie überwunden werden. —

Noch manches ließe sich aus unserem fröhlichen Sportbetrieb auf dem Papenberg erzählen. Täglich haben unsere Kinder Leibesübungen in dieser Weise getrieben. So wurden sie ihnen zum Erleben. Dieses Erleben heißt Freude. Und wenn wir darnach streben, unsere Jugend recht oft zum lebendigen Quell freudigen Erlebens zu führen, dann beherzigen wir in allen Dingen die Worte Dr. Neuendorffs: „Wenn wir schon Kinder vom 6. Lebensjahr an in die Schulstube und auf die Schulbank zwingen, so wird das nur erträglich, wenn wir von Kindheit an durch die ganze Jugendzeit und weit über sie hinaus neben das Leben im Geistigen ein regelmäßiges Erleben in der Natur und eine reichliche Leibesübung, die ein Erleben des eigenen Leibes ist, stellen.“ —

Wenn ich in meinem Bericht den Schwimmsport unerwähnt gelassen habe, so wird der Leser ganz richtig vermuten, daß wir keine Gelegenheit hatten, dieser schönsten aller Sportarten zu huldigen. Damit ist ein sehr großer Nachteil berührt, den der Aufenthalt auf dem Papenberg mit sich brachte. Unsere Blinden drängen zum Wasser, stürzen sich mit wahrem Jubel hinein und tummeln sich in ausgelassenster Freude in dem weichen Element, weil sie sich hier nicht wie auf dem Lande behindert fühlen, weil sie es hier dem Sehenden gleich machen können. Wie freuten sich unsere Jungen schon, wenn wir sie zum „Bullengraben“ führten, in dem sie an den tiefsten Stellen bis an die Knie im modrigen Wasser herumstapften, um Wehre und Wassermühlen zu bauen. Um daher die körperlichen und seelischen Werte des Wasserbades und Schwimmsportes ebenfalls der Erholung unserer Jugend nutzbar zu machen, ist es empfehlenswert, als Ort der Erholung eine wasserreiche Gegend mit günstiger Badegelegenheit aufzusuchen.

*

Lebensvoller Unterricht im Landheim.

Von A. Matthias-Halle.

Vierzehn unvergeßliche Tage durfte ich im tropischen Juni 1930 unter unsern Kindern im Landheim verweilen, mit ihnen leben und erleben. Wenn auch die unbedingt nötige Erholung im Vordergrund stand, so kam doch der Unterricht — drei Lehrer waren ständig bei fünf Klassen zugegen — vollkommen zu seinem Rechte. An einigen Beispielen, die sich allerdings fast durchweg auf die Oberstufe beziehen, weil ich damals deren Klassenlehrer war, will ich versuchen zu zeigen, wie der Arbeitsunterricht da draußen in Gottes freier Natur in ungebundener und zwangloser Form stets von Leben und Erlebtem beseelt war. Des Platzes wegen sei mir gestattet, dies in kurzer und knapper Form, mehr skizzenhaft, z. T. sogar im Telegrammstil zu tun.

Obgleich wir im Walde wohnten, so ging es doch stets hinaus in den Wald, gemeint ist natürlich die nähere und weitere Umgebung mit ihren vielfachen Abwechselungen.

„Ja, wie alt mag diese Schonung sein?' fragte schon einer. „Was denkst du? Schätze einmal!" „Aber wir können das Alter ziemlich genau berechnen." „Wieso?" „An der Zahl der Jahrestriebe; denn jedes Jahr treibt der Baum den Haupttrieb und neue Seitentriebe." „Berechne also!" „5, 10, 20 usw. Jahre." — „Und warum werden die Bäume in Reihen gepflanzt?" „Warum vertrocknen die unteren Zweige?" „Licht- und Luftmangel." Verwendung derselben? Zweck des Ausholzens? — Das Alter dieser Riesen? Unsere Berechnungskunst verläßt uns. Und die Jahresringe an den gefällten Bäumen sind nichts für unsere Augen. Auch die Schätzungen gehen weit auseinander. Da ist unser vertrauter Fachberater, der Hegemeister, der uns Auskunft gibt. Bis 200 Jahre alt. Dazwischen hindurch liegen die gefällten Riesen. Geschält. Grund? Länge der Bäume? Abschreiten und Abschätzen mit Arm- und Spannenlängen. Schätzen und messen des Durchmessers der großen und kleinen Grundfläche (wie vorhin). Berechnung der Grundflächen, des Inhalts. Verwendung. Allerlei Bauholz. Zweige und Aeste als Brennholz. — Dort liegen schwächere Stämme, ca. 2 m lang geschnitten, im Dreiecksverband mannshoch aufgeschichtet. Begründung? Verwendung? Nur an einer Stelle sahen wir einen vollständig abgeschlagenen Wald. Meistens wurden nur einzelne Bäume ausgeschlagen. Unser Fachberater erklärte uns, daß man von der veralteten Art der Flächenwirtschaft zur neuzeitlichen Art der Raumwirtschaft übergegangen ist, d. h. es werden nur die besten Stämme gefällt, und die stehen bleibenden schwächeren Bäume gewinnen in etlichen Jahren noch unendlich viel, weil sie nun mehr Licht und Luft bekommen. — Anpflanzen von Unterholz, nicht nur besseres Landschaftsbild, sondern auch finanzieller Nutzen. — Holzauktionen usw.

Ein Hünengrab mitten im geschlagenen Holze gab Anlaß zu allerlei Betrachtungen: Totenbestattung. Größe der Steine, Rauminhalt, spezifisches und wirkliches Gewicht; mit welchen Hilfsmitteln sind sie hierher gebracht und aufgerichtet worden? Fundort?

Treibjagd auf Kaninchen: drei Jäger und wir ca. zwanzig Treiber. Kaninchenbau, schädliches Wild, Schonzeit für Hasen und Rehe. Anderes jagdbares Wild (auch Vögel) des In- und Auslandes zum Vergleich. Jagdausrüstung. Vom Förster; weniger jagen, sondern mehr hegen, daher Hegemeister. — Hier sei auch gleich des unvergeßlichen Besuches im gastlichen Forsthause gedacht. Jagdtrophäen, Gewehre, Jagd-, Hunde- und Wilderergeschichten. Jägerlatein.

Sehr interessant war der riesige, selten schöne, mehrere hundert Jahre alte Dachsbau, aus mehreren Wohnungen bestehend, wo der Dachs sein Einsiedlerleben führt, oft sogar in Gemeinschaft mit dem unsauberen Fuchs, der seinen Gastgeber zuweilen aus der Wohnung hinausstänkert. Die bergehohen Sandhaufen legen Zeugnis davon ab, wieviel Fuhren (auch umgerechnet in cbm, Eisenbahnladungen usw.) der Dachs in den vielen Jahren aus dem Innern der Erde herausgeschaufelt hat. Einige Eingänge waren so weit, daß ein Kind bequem bis über den Kopf hineinkriechen konnte. Aber Vorsicht! Kannst du durch das einstürzende Erdreich nicht verschüttet werden? Oder geben ihm die Wurzeln der Bäume genügend Festigkeit?

Der Arbeitsdrang der Jungen hatte sogar eine kunstvoll gebaute, vollständig abgedeckte Höhle geschaffen, daß zwei Jungen bequem darin stehen konnten.

Nun der Mittellandkanal, der allerdings noch im Bau ist. Verlauf desselben? Nach welchen Flußgebieten? Sein Zweck? Vergleichende Betrachtungen über Frachtsätze bei Eisenbahn- und Kahnladungen. Desgl. über Ladegewicht. Ein Eisenbahnwagen 10 To.; ein Güterzug bei 50 Wagen ca. 500 To.; ein Schleppkahn mehrere 1000 To. Begleitpersonal bei Güterzug und Kahn? ferner Schrankenwärter, Weichensteller, Unterhaltung der Schienen und Wagen usw. Dadurch billigere Frachtsätze. Für welche Waren? Aus welchen Gebieten? Aber auch Eildampfer für Güter; aber Ladegewicht und Frachtsätze? Für welche Waren in diesem Falle? —

Obere und untere Breite des Kanalbettes? seine Tiefe? Rauminhalt der zu bewegenden Erdmassen? Brückenbau. Notwendige Umlegung von Straßen und Bahnen. Lohnt sich der Kanalbau bei den vielen Millionen RM. Baukosten? — Und der Kanal als Bad bei dem tropischen Klima 1930! Für Schwimmer wunderbar! Und für uns, wie verlockend! Aber die Gefahren!

Einen winzig geringen Ersatz für das so heiß ersehnte Freibad im Kanal bot uns der schlammige, ein bis zwei Spannen tiefe Bullengraben, der durch saftige Wiesen dahinschleicht und unter der Oebisfelder Bahn hindurchfließt, immerhin eine von uns oft und gern aufgesuchte Oase. Eine Furt für die Heuwagen führte hindurch. Fußgänger sprangen oft über den Graben; doch für Ungeübte, für Frauen und für Männer mit Sensen auf der Schulter, war ein Behelfssteg aus ein paar großen Steinen gemacht. Der Bach wurde gestaut, zuerst kurz unterhalb der Furt, dann oberhalb derselben. Bald wurde erkannt, daß die erste Art für die Durchfahrt der Heuwagen äußerst ungünstig war, und auch für die Fußgänger war der Steg unbrauchbar geworden. — Ein selbst gefertigtes Wasserrad (Handwerkszeug hatten wir mitgenommen), die vier Flügel aus Zigarrenkistenholz, die Achse an beiden Seiten abgerundet, auf zwei Stützen, bereitete uns allen nicht nur paradiesische Freude und Unterhaltung, sondern gab auch vielerlei Belehrungen. Ein Staudamm aus Steinen, Wasserpflanzen und Schlamm wurde rechtwinklig an der breiten, aber flachen Stelle unter der Bahnbrücke gebaut. Und in der Mitte desselben plätscherte die Mühle. Dazu bedurfte es allerdings verschiedener Versuche. Sie ging langsam. Bald klemmte sie. Nun stand sie gar still. Ja, die Ursache zu erforschen! Dann war die Reparatur leicht. Aber sie ging uns noch zu langsam. Bitte, Herr Baumeister! Das Wasser muß schneller fließen. Aber wie! Der Damm wird umgebaut, schräg nach beiden Seiten gelegt, trichterförmig, ferner noch ein Schleusenkanal. Ein kluger Kopf machte den Kanal direkt unter der Mühle recht tief; aber Pech! Langsamer ging sie. Fast stehen blieb sie. Erkläre! Also, recht flach! Aber wie! Das Wasser spült den Sand immer wieder weg! Dann mit ein paar großen, flachen Steinen. Und so plätschert sie stundenlang munter ihre Weise. — Ebenso noch eine zweite Mühle, im zweiten Staudamm, damit alle Hände und Geister Beschäftigung haben. Der Baumeister, der Techniker, der gelernte Arbeiter, der Handlanger, alle kamen zu ihrem Rechte. Selbst der schwärmerisch Veranlagte, der Träumer, der technisch Ungeschickte, alle beteiligten sich in bewundernswerter Weise.

Außer den bekannten Turn- und Spielgeräten im Heim zog uns ein Kinderkarussell im benachbarten Waldrestaurant an, dessen Bau genau untersucht wurde. Ein Modell für unsere Handfertigkeit daheim! Luft und Freude! Aber auch physikalische Belehrungen über Antrieb, Bewegung, Beharrungsvermögen, Widerstand der Luft, Reibung usw.

Selten schön war das Echo auf einer fast vollständig von Hochwald eingeschlossenen Wiese. Von verschiedenen Standpunkten, nach verschiedenen Richtungen gerufen, tönte das einfache ein-, zwei- und mehrsilbige, sowie auch das mehrfache Echo klar und deutlich zurück, während wir daheim in der Anstalt vom Turmplatz zum Riebeckstift nur ein einfaches, einsilbiges, wenig klares Echo hören. Der „Esel“ erreichte uns auf die Frage: „Wie heißt der Bürgermeister von Wesel?“ Die „Enten“ flogen an unser Ohr, als wir riefen: „Was essen die Studenten?“ Und als wir uns nach der Zeit erkundigten: „Wie spät ist es in Magdeburg?“ erfuhren wir, daß es „achte durch“ ist usw.

In allen diesen, natürlich in keiner Weise restlos aufgeführten Beispielen steckt stets und ständig Leben, wirklich Erlebtes, selbständiges Denken, eigenes Schaffen und erfreuliches, erfolgreiches Arbeiten. Und je vier Wochen der beiden letzten Jahre haben uns diese ungetrübte Freude immer und immer wieder kosten lassen. So war es doch ein abwechselungsreiches, erfolgreiches Leben in und mit der Natur, eine Oase in unserer Wüstenwanderung, ein Paradies, das wir jährlich zu erhoffen sehnen.

Noch mehr Lebensnähe im Unterricht der Blindenschule

Von Eduard Bechthold-Halle a. S.

Eben haben wir unsere Anstaltsschule auf 4 Wochen zum Walderholungsaufenthalt in ein Kinderheim nach Papenberg geschickt. Man muß am Schreibtisch bleiben und möchte doch mitten darunter sein. Körper und Geist sollen dort in waldiger Gegend gleichmäßig gepflegt werden. Waldschule, welch köstlichen Inhalt birgt das Wort für blinde Kinder. Heraus aus den engen Stuben, hinein in die volle, tastbare Lebensmöglichkeit. Laßt Griffel und Papier im Schließkorb und erlebt Berg und Tal, Wald und Feld, Siedlung und Menschen in aller Unmittelbarkeit!

Wir brauchen diese unmittelbare Lebensnähe, die Wirklichkeit der Dinge unter der tastenden Hand in dem messenden Schritt als die Vorbereiter des Gestaltens verschiedener Art. Wie schwer wird es doch unserm großstadtblinden Kind, immer mehr an die Dinge heranzukommen.. Darum immer noch mehr Lebensnähe in der Blindenschule. Jede Anstaltsschule sollte ihr Sommerlandheim haben.

Wir haben neue, säuberlich geschriebene, eingebundene Lehrpläne; manche haben mir vorgelegen. Es ist viel vom modernen Schulgeist in ihnen und harrt der Entbindung. Aber wir werden auf längere Zeit hinaus immer wieder den ungebundenen Lehrplan der Natur in aller Lebendigkeit brauchen. Das Studium in ihm ist keine verlorene Zeit, auch wenn nicht jeden zweiten Tag ein Diktat aus dem „Sprachbuch“ geschrieben wird.

Was bedeutet für das blinde Kind Lebensnähe? Nahe am Leben sein heißt doch, unmittelbar mit der Natur verbunden sein, sie erfassen, durchdenken und mit ihr im Lebensgefühl erglühen. So gestalten sich Erlebnisse in unseren Zöglingen. Ich weiß, es wird mit dem Wort Erlebnis viel falscher Aufwand getrieben. Besonders von denen, die bar wirklich ausgebundener Pädagogik sind. Auch unsere blinden Kinder sprechen zu gern von ihren Erlebnissen. Wer sich die Mühe gemacht hat, und welcher Blindenlehrer sollte das nicht tun, etwa Ferienerlebnisse unserer Kinder auf ihren realen Wert zu analysieren, hat sicher mit mir gestaunt über das wirklich Vorhandene. Es bleibt wenig an bildendem Wert. Jedes Erlebnis muß einen aufwühlenden Erlebniskern in sich tragen, der beim blinden Kind um so kräftiger ist, je mehr es sich tastend sinnhaft um ihn gemüht hat. Das produktive Element wird aus diesem Erlebnis konkret gespeist. Erlebnis aber wird erst vollkommen durch dieses Bemühen, wenn sich in dem Inhalt sachliche Wirklichkeiten in vielfacher Weise offenbaren. Ein passiv genossenes Lesestück kann erst dann wirklich bildenden Wert haben, wenn sich zu ihm ein Erlebniskern aus früherer Erfahrung im Zögling kristallisiert.

Nahe am Leben sein heißt aber auch, das Wesen des Lebens in

seiner tiefsten philosophischen Bedeutung im kindhaft einfachen Denken erfassen. Damit kommen wir auf die Frage, die mich immer wieder im Unterricht quälend erfaßt hat: Wie wirkt sich das Prinzip der Bewegung als bildendes im Blindenunterricht aus? Bewegung als Funktion des tastenden Denkens. Hier liegt meines Erachtens nach der tiefste Punkt aller Lebensnähe, Erfassung der Welt als Prinzip der Bewegung. Stehen wir Blindenlehrer nicht machtlos vor diesen Seinsbeständen? Erst in dem Maße, wie wir dieses Prinzip durchführen, werden wir zur wahren Lebensnähe im Unterricht kommen. Bewegung ist unmittelbarer Ausdruck des Lebens und erzeugt im kindlichen Organismus starke Spannungen, die mit Lust und Unlustgefühlen verbunden sind. Mir will immer mehr scheinen, als wenn dieses Bewegungsprinzip zum Kernhaften, Methodischen werden müßte, aus dem heraus sich alle Aktivität des Zöglings ergibt. Seine formenden Kräfte kann man erst recht ermessen, wenn man Klassen hat, die diesem Prinzip nahgekommen. und sie mit anderen vergleichen kann. Es ist erstaunlich, wie die seelische Haltung des Einzelindividiums und auch des Gesamtklassengeistes sich vorteilhaft unter dem Prinzip verändert.

Man wolle mich bitte nicht falsch verstehen. Nicht jegliche Bewegung oder falsche Betriebsamkeit ist Sinn der Aktivität, sondern die aus dem vorgestellten Zweck heraus geborene führt zum Ziel. Bewegung äußert sich natürlich am sinnvollsten bei unseren blinden Kindern im unmittelbaren Spiel und zweckvollen Gebrauch der Glieder und Sinne. Wir wissen sehr wohl, daß zur Erreichung dieses Zieles viel Uebung und zweckgerichtete Gewöhnung notwendig ist. Man wird sich als Blindenlehrer niemals genügen lassen am bloßen Tun, sondern wird es herauswachsen lassen aus dem jeweiligen kindlichen Bedürfnis einerseits und der stofflichen Struktur des Lehrgutes andererseits.

Wieviel steht aber auch heute noch diesem lebendigen Prinzip entgegen! Nehmen wir Bewegung in rein objektivem Sinne als räumliche Veränderung jeglicher Art. Sind wir nicht immer noch an Bänke und Bankschienen gebunden? Haben wir schon die eigenwertige Ausgestaltung des Klassenraumes der Blindenbildung mit immer wechselndem Gesicht? Gewiß freuen wir uns, wenn auch hier auf diesem Gebiete Neuarbeit im Gange ist. Aber auch das ehemals gute Alte ist im Sinne einer lebensnahen Gestaltung umformbar.

Bewegungsprinzip erfordert aber auch eine bestimmte seelische Haltung beim Lehrenden. Es ist klar, daß wahre Blindenlehrernaturen immer beweglich waren und es auch im zunehmenden Alter bleiben mußten. Es geht heute nicht mehr an, daß man seinen Unterricht vom Pult (dieses erhöhte Monstrum sollte überhaupt aus der modernen Blindenschule verschwinden) erteilt. Die zur Passivität neigende Schülergruppe braucht immer den lebendigen Lehrer in unmittelbarster Nähe. Lebensnähe und -Fülle bedeutet immer Funktion. Man durchdenke in dieser Hinsicht die Lage in

Bezug auf Lehr- und Lernmittel. Man wird mir Recht geben, daß noch längst nicht alle Mittel auf diesem Gebiete erschöpft sind. Selbst Neuerungen zeigen immer noch Sünden wider den pädagogischen Geist der Lebensnähe. Im einzelnen will ich nicht ketzerisch werden. Lebensnähe ist auch immer sachlicher Realismus. Wie sehr er unseren Blinden immer wieder nottut, weiß jeder, der mit ihnen zu tun hat. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß blind sein vom sachlichen Kern der Gegebenheit leichter abführt. Man muß alles begreifen im wahrsten Sinne des Wortes und ist doch immer leicht davon abgeneigt. Dadurch, daß auch das blinde Schulkind mehr sprechen muß, um hinter den Sinn der realen Welt zu kommen, ergibt sich meist leicht ein passives sich begnügen. Hier kann nur bewußte Heranführung an das Reale wahrhaft helfen und zwar dann helfen, wenn die Sucht des Begreifens immer aktiv gehalten wird. Das Ding und das Tun mit ihm muß oberstes Prinzip in einem lebensnahen Unterricht sein. Um den Widerstand im blinden Kinde, der zunächst natürlich ist, zu überwinden, bedarf es der ständigen Ichbezogenheit des Dinges auf das Kind. Es will mir scheinen, daß unsere neuen Lehrpläne dies nicht genügend schon in der Formulierung der Stoffe zum Ausdruck bringen. Diese innere zwingende Notwendigkeit halte ich aber im Hinblick einer lebensvollen Ankurbelung der inneren motrischen Kräfte des blinden Kindes für notwendig. Es wird überhaupt das Künstlerische in unserem ganzen Blindenlehrertum darin beruhen, die Gabe zu haben, diese Bezogenheit im lebendigen Wechsel des Unterrichts immer wieder herzustellen, und die sich regenden Kräfte des Kindes auf Eigenarbeit auch in den geringsten Formen zu erfassen und sie diesem Ziel dienstbar zu machen. Dabei wird die Kraft des Entwickelnkönnens von ausschlaggebender Bedeutung sein. Jede kindliche Kraftregung individuell zu erfassen, sie zur Dinggebundenheit zu führen und doch auch wieder im Wechsel zu lösen, diese Aufgabe wird erneut immer vor uns stehen. Ich kenne keine größere didaktische Sünde, als die Abbremsung kindlicher Emotionen und Willensregungen auf das Ziel hin. Nur durch diese Dinggebundenheit kommt das blinde Kind zum gesunden Realismus; d. h. es wird immer von neuem seine Gebundenheit an die Dinge und ihre Kausalität sich bewußt. Kommen wir damit nicht zu einem groben Materialismus? Diese Frage ist berechtigt. Berechtigt umsomehr, als die Tendenz der modernen Pädagogik stark einem neuen Idealismus zuneigt.

Dinge sind nicht nur in der realen Objektivität zu erfassen, Dinge sind auch Objektivierungen des Geistes, sie sind Kulturgüter. Als solche haben sie natürlich auch einen besonderen Sinnbezug auch zum blinden Kinde. Ihm wird es infolge seiner Beengung im sinnlichen Erfassen nicht immer so leicht fallen, an den verhältnismäßig wenigen Symbolen hinter den Sinn der Kulturwelt in Sonderheit in ihrer Einheit zu kommen. Man bedenke doch, wie schwer ist es den geistigen Sinngehalt etwa eines modernen Flugzeugs für

ein blindes Kind zu fassen. Wieviel gehört allein dazu, den realen Vorgang des Fliegens greifbar und damit innerlich erlebbar zu machen. Von hier aus bekommt die lebensvolle Arbeitskunde eine erhöhte geistige Bedeutung. Sie wird für die Zukunft der Entwicklung einer Blindenschule immer mehr die zentrale Bedeutung eines real gerichteten Gesamtunterrichtes bekommen, der letzten Endes die einheitliche Gesamtschau unseres Kulturlebens vorbereitet. Treiben wir nicht immer noch viel zu viel Physik im wissenschaftlichen Sinne? Auch von hier aus läßt sich das ganze Gebiet der Lebensnähe in den verschiedensten Verzweigungen schauen. Mir will scheinen, als ob die Frage des Gesamtunterrichtes für die oberen Stufen, die heute unter den Kollegen der Sehendenschule so sehr diskutiert wird, von uns auch in Angriff genommen werden muß. Ich habe schon vor Jahren immer wieder auf die Bedeutung des Gebietes hingewiesen.

Mit einem solchen Realismus will ich ganz und gar nicht einem platten Utilitarismus das Wort reden. Das würde auch der Gesamtgeisteshaltung unserer Kulturlage nicht entsprechen, die ganz deutlich eine Abwendung vom Materiellen zum Geistigen zeigt. Ich will nur hier verschärft betonen, daß im Bildungsprozeß des blinden Menschen diese neue vergeistliche Sachlichkeit eine erhöhte Bedeutung bekommt. Mir bedeuten die reinen Gesinnungsstoffe, wenn ich einmal diesen Begriff gebrauchen kann, ein unumgängliches Lehrgut, das immer wieder durch den blinden Menschen an die letzten Seinsformen heranführt. Ich möchte die Märchen nicht missen und möchte ebenso die Fächer der Geisteswissenschaften aus dem vollsten Erleben gestaltet wissen. Aber ich möchte dieses geistige Denken des blinden Kindes ganz bewußt aus einem breiten Grund des realen Lebens erwachsen lassen. Ich möchte das blinde Kind hinführen zu der realen Weltanschauung in die überdingliche Gesamtschauung der Gemeinschaft, in die letzte Verbindung mit den Urkräften im Religiösen. Diese überdingliche Gesamtschau muß sich aber dann auch in der Gemeinschaft vollenden, d. h., das blinde Kind muß Instinkt dafür bekommen, daß alle Wertgüter nur restlos im letzten Sinn auch vom Einzelnen in der Gemeinschaft durch die Gemeinschaft erfaßt werden. Damit komme ich zur eigentlichen Krönung der Lebensnähe. Unsere Klassen müssen immer mehr Gemeinschaften werden und Leben als Zellen einer organisch aufgebauten Schulgemeinschaft. Sie sind mir noch viel zu viel abgekapselte Einzelwesen, die nicht über die lehrplanmäßig gesteckten Grenzpfähle sehen können. Heraus aus dieser Vereinzelung! Hinein in die Ganzheit der Gemeinschaft!

Und ich sitze noch immer am Schreibtisch, die ersten Briefe fliegen mir aus Papenberg zu und ich freue mich über die lebensvollen Schilderungen aus dieser pädagogischen Wirklichkeit.

*

Internationale Organisation zur Förderung des Blindenwesens

Von Dr. Strehl.

Nachstehend möchte ich kurz meinen Standpunkt über die internationale Organisation zur Förderung des Blindenwesens zum Ausdruck bringen. Die Frage, ob eine solche Organisation eine Notwendigkeit ist, möchte ich mit „ja" beantworten. Begründen möchte ich sie folgendermaßen:

Das Blindenwesen ist in ganz Europa, abgesehen von einigen besonders fortgeschrittenen Ländern, noch reformbedürftig. Diese Reform läßt sich in den einzelnen Ländern, ganz gleich ob groß oder klein, nicht immer durchführen, erstens weil die Reformen einseitig sind, zweitens weil diejenigen, denen die Reform zugute kommen soll, eine Minderheit darstellen. Sie dringen mit ihren Wünschen, wenn auch noch so begründet und berechtigt, bei ihren Regierungen und Parlamenten nicht durch. Drittens löst der Typus „blind" im allgemeinen bei allen Völkern und Individuen der ganzen Erde entweder Bewunderung oder Mitleid aus. In den allerwenigsten Fällen weiß man, daß der Blinde schulungs- und ausbildungsfähig ist und erwerbsfähig gemacht werden kann. Fast nirgends kennt man die Leistungen der arbeitswilligen und arbeitsfähigen Blinden. Aufklärung in Wort und Schrift, durch Film, Rundfunk und Kongresse, durch großzügige Propaganda ist notwendig.

Die Brailleschrift bildet die Grundlage des Blindenbuches. Ihre Anwendung für die Musik und für alle Sprachen ist einheitlich auf der ganzen Erde, soweit es sich um die Alphabete moderner Sprachen handelt. Abweichungen auf dem Gebiete der Kurzschrift bei gleichsprachigen Völkern müssen zwischen diesen ausgeglichen werden (z. B. Amerika—England, Lateinamerika—Spanien). Es gibt Systeme, die noch nicht einheitlich gebraucht, aber vereinheitlicht werden könnten, um Zeit und Geld auf der ganzen Erde zu sparen. Zu diesen Systemen gehören die Notenschrift und ihre Anwendung, teilweise durch die Pariser Beschlüsse gelöst, ferner die Systeme für hebräisch, griechisch, lateinisch, Phonetik, Mathematik- und Chemieschrift. Ueberall sind Hilfsmittel für Blinde (Normalschreib- und Blindenschriftmaschinen, Tafeln, Notensetz- und Schreib- sowie Zeichengeräte u. dergl.) konstruiert und fabriziert. Es wäre zweckmäßig, mit den Kongressen Weltausstellungen zu verbinden, damit Erfahrungen ausgetauscht, Anregungen gegeben werden und überall weitergearbeitet werden kann.

Die Gesetzgebung für Blinde ist überall verschieden und wird nie auf ein Schema gebracht werden können; aber man wird vielleicht doch zu internationalen Vereinbarungen allgemeiner Art auf dem Gebiete des Postversands von Blindendruck, der Tarifermäßigung auf den Verkehrsmitteln, der unentgeltlichen Benutzung des Rundfunks u. a. m. kommen können.

Es wäre wünschenswert, eine einheitliche Organisation der Blindenbüchereien und -Druckereien mit dem Ziele zu schaffen, daß durch die Blindenbibliotheken der einzelnen Nationen den Blinden dieser Länder die Bestände aller Bibliotheken kostenlos zur Benutzung überlassen, Doppeldrucke vermieden und Drucke auf der Basis Seite gegen Seite, Blatt gegen Blatt, Band gegen Band kostenlos ausgetauscht werden. Dasselbe gilt für Musikalien.

Der Austausch von besonders begabten Zöglingen zwischen Instituten einzelner Länder au pair wäre erwünscht. Es ist unmöglich, für die einzelnen Gebiete auch nur die Stichworte anzuführen. Jedenfalls genügen wohl diese wenigen Hinweise, um die Notwendigkeit und den praktischen Nutzen einer solchen Weltorganisation zu beweisen.

Nun müssen wir uns fragen: welche Einrichtungen bestehen bereits zur Behandlung dieser Fragen?

1. Das Interesse der Hygiene-Abteilung des Völkerbundes, woselbst der Bericht über die Blindenwohlfahrt in verschiedenen Ländern veröffentlicht ist.

2. Die American Braille Press.
3. Der Wiener Blindenvorkongreß, der von ihm gewählte Geschäftsführende Ausschuß, der als ein permanenter anzusehen ist, die von ihm eingesetzten 21 Fachkommissionen, die alle oben gestreiften und noch viele andere Fragen bearbeiten, und die in Aussicht genommenen Haupt-Kongresse, von denen die Newyorker Weltkonferenz ein Zwischenkongreß und der im Jahre 1933 in Genf stattfindende der Anfang regelmäßig wiederkehrender Kongresse sein soll.

Laut Beschlüssen des Wiener Vorkongresses 1929 haben wir die Verhandlungen mit dem Völkerbund von Seiten des Geschäftsführenden Ausschusses aufgenommen, großes Verständnis und reges Interesse in Genf gefunden, und laut Schreiben vom November 1930 ist in Aussicht gestellt, daß der Völkerbund den Hauptkongreß 1933 offiziell anerkennen wird.

Die American Braille Press hat ihr Interesse zuerst den Kriegsblinden, dann dem Blindenbuch und schließlich der allgemeinen Blindenzeitschriften-Fürsorge zugewandt. Herr Raverat hat mit Unterstützung der übrigen europäischen Länder und der U. S. A. auch die Arbeiten der Notenschrift soweit gefördert, daß nunmehr ein internationales Notensystem vorliegt. Als Präsident der Kommission 6 (Musikschrift) liegt ihm ein weites Feld der Tätigkeit offen.

Fragen wir uns nun, welche Form eine solche Weltorganisation haben soll, so kommen 3 Möglichkeiten in Frage:

1. die der Fürsorge,
2. die der Selbsthilfe,
3. die gemischte Form, in der Fürsorge und Selbsthilfe Hand in Hand arbeiten.

Die erste Form würde bei den Selbsthilfeverbänden, die heute in vielen Ländern Europas stark entwickelt sind, auf lebhaften Widerstand stoßen. Die zweite Form würde wiederum die behördliche und die private Fürsorge ausschalten. Die zweckmäßigste Form wird daher ein gemeinsames Arbeiten zwischen Fürsorge und Selbsthilfe unter Hinzuziehung der beteiligten Regierungen sein, eine Organisation, wie wir sie beispielsweise bei der „Internationalen Vereinigung für Rettungswesen und erste Hilfe bei Unfällen“ finden.

Sind wir uns über die bestmögliche Form der Weltorganisation als solcher einig, müssen wir uns noch 2 Fragen vorlegen: ist es zweckmäßig, eine internationale Zentrale zu errichten, bei der alle Fäden zusammenlaufen, die alle Arbeiten überwacht und das Blindenwesen der Erde beeinflußt? Diese Form wäre dann wohl gegeben, wenn sie in Genf im Anschluß an den Völkerbund errichtet und durch seine Mittel unterhalten werden könnte. Ist dies nicht möglich, so würde eine solche Zentrale, ganz gleich, wo sie sich befindet, erstens auf große nationale Widerstände stoßen, zweitens nationaler Beeinflussung unterliegen, drittens vielleicht enorme Geldsummen verschlingen, ohne daß der für die Blinden daraus entstehende Nutzen im Verhältnis dazu steht. Da es nicht zu erwarten ist, daß der Völkerbund sich in absehbarer Zeit zur Uebernahme solcher Welt-Blindenzentrale wird entschließen können, und da weiterhin aus den oben angeführten Gründen die Zentralisation an einem anderen Orte, selbst wenn vorübergehend aus privater Hand die erforderlichen Mittel gegeben werden, nicht ratsam ist, da man befürchten muß, daß die erforderlichen Mittel eines Tages durch Werbung in den verschiedensten Ländern aufgebracht und der direkten nationalen Fürsorge entzogen werden, möchte ich die Beibehaltung der bestehenden Organisationsform in Anlehnung an den Völkerbund, die Erweiterung des Geschäftsführenden Ausschusses und den Wechsel seines Vorsitzenden von Kongreß zu Kongreß, sowie die Festigung der bestehenden Kommissionen auf das wärmste befürworten.

Unter Zustimmung aller beteiligten Nationen sind die Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses und der 21 Kommissionen eingesetzt worden. Beide Gruppen sind ohne Aufwand an erheblichen Mitteln den an sie gestellten Anforderungen bis jetzt nachgekommen. Die Arbeiten

einer Reihe von Kommissionen sind heute soweit vorgeschritten, daß sie ohne jede Schwierigkeit die Grundlage des Hauptkongresses für 1933 bilden können. Die für diese Arbeiten und die Organisation des Genfer Kongresses erforderlichen Mittel halten sich in durchaus bescheidenen Grenzen und werden von denen getragen, die ihr Land im Ausschuß oder in der Kommission vertreten.

Die auf der Newyorker Weltkonferenz für Blindenfürsorge gehaltenen Vorträge sind begrüßenswerte Vorarbeiten für den internationalen Kongreß 1933, teilweise bereits von Mitgliedern des Geschäftsführenden Ausschusses und der 21 Kommissionen an Hand des gesammelten Materials zusammengestellt. Es wäre wünschenswert, daß die bestehende Organisation nicht angetastet, sondern durch die Teilnehmer an der Newyorker Weltkonferenz in ihrem Ausbau und ihren Arbeiten unterstützt würde. Geschieht das, so glaube ich bestimmt, daß wir auf dem besten Wege sind, internationale Aufbauarbeit zu leisten. Ich schlage vor, den Geschäftsführenden Ausschuß, der jetzt aus dem Vorsitzenden und je einem Vertreter von Deutschland, England, Frankreich, Italien, Oesterreich sowie der American Braille Press besteht, so zu erweitern, daß möglichst viele an der internationalen Arbeit und an den internationalen Kongreß interessierten Länder und Ländergruppen darin vertreten sind. Nach jedem Kongreß erfolgt die Neuwahl des Vorsitzenden und der Ausschußmitglieder. Die Geschäftsstelle für die internationalen Kongresse ist der Sitz des jeweiligen Vorsitzenden, der verpflichtet und dessen Institution in der Lage sein muß, die Geschäfte ehrenamtlich zu führen und den 21 Kommissionen im Einvernehmen mit dem Geschäftsführenden Ausschuß Richtlinien für ihre Arbeit an die Hand zu geben. Vorschläge im Rahmen dieser Ausführungen nehme ich gern entgegen; jede andere Form einer Weltorganisation müßte ich im Namen des in Wien eingesetzten Geschäftsführenden Ausschusses ablehnen.

*

Bericht über eine Studienreise zur Erschließung weiterer Berufsmöglichkeiten für Blinde unter besonderer Berücksichtigung der Weberei.

Von Dr. Heinz Peyer-Halle a. S.

Zum besseren Verständnis der nachfolgenden Ausführungen erscheint es notwendig, zunächst einige Vorbemerkungen über die Technik des Webens zu machen:

Ein Gewebe entsteht durch die Verflechtung einer großen Anzahl parallel laufender Fäden in der Längs- und in der Querrichtung. Die Längsfäden eines Gewebes nennt man „Kette“ oder „Zettel“, die Querfäden „Schuß“. Die Art der Verflechtung der Kett- und Schußfäden heißt „Bindung“. Der Produktionsprozeß selbst besteht im wesentlichen aus folgenden Arbeitsvorgängen:

1. Das Zettel- und Schußspulen.

Der Zweck des Spulens besteht darin, haltbare, zusammenhängende Fäden von beliebiger Länge zu erhalten. Zur Herstellung einer Kette muß das Kettgarn auf sogenannte Zettel- oder Scheibenspulen aufgespult werden. Das Schußgarn wird auf Schußspulen aufgespult, die zum Eintragen in das Gewebe auf die Spindeln des Weberschiffchens oder Schützens aufgesteckt werden.

2. Das Zetteln oder Schären.

Das Zetteln oder Schären bezweckt die Zusammenstellung der Kettfäden auf der Zettelwalze. Die Zettelspulen werden in der durch das Muster bedingten Reihenfolge in einem sogenannten Zettelgestell aufgesteckt. Von hier aus werden die auf die Zettelspulen aufgespulten Kettfäden auf den sogenannten Zettelrahmen aufgewunden.

3. Das Aufbäumen.

Ist die Kette auf der Zettelwalze vollständig zusammengestellt, so erfolgt das Aufbäumen, das ist das Aufwinden der Kette von der Zettelwalze auf den sogenannten Kettbaum, der in den Webstuhl eingelegt wird.

4. Das Andrehen bezw. Einziehen.

Unter Andrehen versteht man das Anknüpfen der Kettfäden einer neuen zu verarbeitenden Kette an das Ende der Kettfäden des Restes einer alten abgearbeiteten Kette gleicher Art. Ist mangels einer solchen ein Andrehen nicht möglich, so muß die Kette neu eingezogen werden, d. h. jeder Kettfaden muß einzeln in eine Litze des Webgeschirres und ein Riet des Webeblattes eingezogen werden. Die bisher beschriebenen Arbeitsvorgänge faßt man unter dem Begriff Vorbereitungsarbeiten zusammen.

5. Das eigentliche Weben.

Das Weben selbst besteht in dem Verflechten der Längs- oder Kettfäden mit den Quer- oder Schußfäden. Das geschieht entweder mit der Hand (Handweberei) oder durch Kraftübertragung (mechanische Weberei).

Wohl keinem Beruf hat der Siegeszug der Maschine so arg mitgespielt wie dem Weberberuf, und es ist hinreichend bekannt, daß die Handweberei seit der Einführung des mechanischen Webstuhles erheblich an Bedeutung verloren hat und ständig zurückgegangen ist. So beschäftigte — um diese Tatsache kurz mit einigen Zahlen zu belegen —

im Jahre 1882 die Hausweberei 192 545 Hausgewerbetreibende,
„ „ 1895 nur noch 123 466 „
„ „ 1907 nur 70 903 „

Für 1925 und 1928 ergibt sich nach „Wirtschaft und Statistik“ folgendes Bild:

Jahr	Zahl der Betriebe	Zahl der Webstühle		Zahl der besch. Pers.	Erzeugung in Mill. RM.
		mech.	Handwebst.		
1925	3330	406 689	11 025	336 120	3678
1928	3605	445 210	9 956	373 573	3867

Die geringe Zahl der Handwebstühle gegenüber den mechanischen Webstühlen zeigt deutlich den Rückgang der Handweberei. Als wesentliche Faktoren, die die Ausbreitung der mechanischen Weberei günstig beeinflußten, sind etwa zu nennen.

Die rein technische Ueberlegenheit der Maschinenarbeit über die Handarbeit, die Zentralisation der Produktion in der Fabrikweberei und die Ausdehnung der Verkehrswirtschaft.

Diesen starken Einflüssen gegenüber hat sich die Handweberei in Deutschland zu einem gewissen Teile behauptet, man kann sogar von einem geringen Aufschwung der Handweberei sprechen, der während der Kriegszeit seinen Anfang nahm.

Der Gedanke, nur beste Qualitätsarbeit zu erzeugen, war oberstes Prinzip. Für die Handweberei besonders geeignet erwiesen sich Vorhangstoffe, Beiderwandstoffe, Möbelstoffe, Sofadecken, Tischtücher, Kleider, Umschlagtücher, Vorleger und Teppiche. Während in der mechanischen Weberei von einer Ware stets größere Mengen hergestellt werden müssen — es werden dort Ketten von durchschnittlich 700 und mehr Metern Länge verarbeitet —, um das Prinzip der Wirtschaftlichkeit nicht zu verlassen, — sind größte Bewegungsfreiheit hinsichtlich der Muster und Berücksichtigung von Einzelwünschen Dinge, die die Handweberei der mechanischen Weberei voraus hat und die für die Berechnung der Handweberei sprechen.

Nach den Veröffentlichungen des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft, Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für Gewerbe, III. Unterausschuß, 8. Arbeitsgruppe, 1. Bd., Berlin 1930, S. 107 zählt das Weberhandwerk 910

Betriebe mit 931 Inhabern, 1281 Gesellen, 199 Lehrlingen und 55 Angestellten. Nach diesem Bericht ist die wirtschaftliche Lage der künstlerischen Handweberei verhältnismäßig günstig, jedoch würde der Absatz von handgewebten Erzeugnissen in den letzten Jahren durch die Schwächung der Kaufkraft besonders bei den Mittelschichten beeinträchtigt.

Es ist gewiß interessant, daß nicht nur Klein in seinem Lehrbuch zum Unterricht der Blinden auf die Weberei als Blindenberuf hingewiesen hat und dieses Handwerk besonders dort empfiehlt, wo ein sehender Meister die Vorbereitungsarbeiten für mehrere Blinde besorgt, sondern auch in anderen älteren Werken (Eugenie Niboyet, Ueber Blinde und deren Erziehung, P. A. Dufau, Versuch über den leiblichen, sittlichen und geistigen Zustand der Blindgeborenen mit einem neuen Plan für Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes) ähnliche Ausführungen enthalten sind. Obwohl es in Webereibezirken hier und da blinde Weber gegeben hat — es waren meist solche Arbeiter, die erst in späteren Jahren das Sehvermögen verloren haben —, hat die Weberei als Blindenberuf in Deutschland keine Bedeutung erlangt, was eigentlich befremden muß, da doch z. B. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Konkurrenz der mechanischen Weberei noch nicht so erheblich war. Anders ist die Entwicklung im Ausland verlaufen. Nach dem Handbuch von Dr. Strehl wird die Weberei bezw. Teppichknüpferei in England, Italien, Norwegen, Dänemark, Schweden, Oesterreich, Rumänien, Syrien, Ungarn und Nordamerika als Blindenberuf betrieben. Erst in allerjüngster Zeit zeigen sich in Deutschland die ersten tastenden Versuche. Um die Frage der Einführung der Handweberei als Blindenberuf einer Klärung näherzubringen, sind folgende Institute besucht worden: Blindenanstalt Kopenhagen, Prov.-Blindenanstalt Kiel, Blindenverein Gladbach-Rheydt und die Preußische Webeschule Bramsche bei Osnabrück. Im einzelnen sei hierüber gesagt:

In Kopenhagen wird sowohl die Scheuertuchweberei als auch die feinere Handweberei betrieben. Die Scheuertuchweberei, die körperlich anstrengend ist und deshalb nur für Männer in Frage kommt, wurde vor etwa 2 Jahren aufgenommen. Im Gegensatz zur feineren Handweberei ist die Scheuertuchweberei, soll sie einen wirtschaftlichen Erfolg erzielen, nicht als Heimarbeit möglich. In Kopenhagen wird sie in den Werkstätten der Blindes Arbejde A/S. betrieben, einer Gesellschaft, die im Jahre 1929 unter Mitwirkung des Sozialministeriums mit einem jährlichen Zuschuß vom Staate gegründet wurde und an die Stelle einer Reihe von Vereinen trat, die sich bis dahin einzeln mit dem Absatz von Waren befaßt hatten. Bei der Herstellung der Scheuertücher, Wischtücher und Arbeitshandtücher verfolgt man den Grundsatz, den Blinden nur die reine Webarbeit ausführen zu lassen, d. h., ihm diejenige Arbeit zu geben, die er fast ebenso schnell und sicher wie ein Sehender ausführt. Die anderen Arbeiten, also vor allem die Vorbereitungsarbeiten wie das Spulen, Zetteln, Aufbäumen usw. werden in den Gefangenenanstalten ausgeführt, ein vorbildliches Zeichen für die Zusammenarbeit staatlicher Einrichtungen. Die Webstühle selbst werden übrigens auch in den Gefangenenanstalten hergestellt. In der Webereiwerkstatt sitzen 20 Weber, die in flottem Tempo das Schiffchen hin und her schleudern. Eine sehende Kraft steht auf Anforderung sofort zur Verfügung, um Störungen zu beheben, eine weitere sehende Kraft säumt die Scheuertücher (in einigen Teilen Deutschlands auch Aufnehmer oder Feudel benannt) auf einer elektrischen Nähmaschine. Pro Tag können 1500 Tücher gesäumt werden. Schließlich schneidet ein halbsehendes Mädchen die Tücher auseinander und bündelt sie. Im ganzen also ein sehr einfacher Betrieb.

Die Kalkulation für ein Scheuertuch 55 mal 55 cm ist etwa folgende:

0.152 kg Garn (aus Deutschland bezogen)	16.4 Oere
der fertige Kettfaden pro Stück	5,0 „
Arbeitslohn pro Stück	6,8 „
Säumen usw. pro Stück	2,0 „
Reine Herstellungskosten	30,2 Oere p. Stck.

Dazu kommen Geschäftsunkosten, somit ergibt sich ein Verkaufspreis von 48 Oere, der sich bei größeren Mengen um 10 oder 15% vermindert. Der einzelne Blinde webt pro Tag 70 bis 100 Scheuertücher, die ihm den recht guten Lohn von 4,75 bis 6,80 Kronen einbringen. Aufträge sind im allgemeinen in genügender Höhe vorhanden, so werden pro Woche allein 7—8000 Scheuertücher abgesetzt. Die Preise der Scheuertücher liegen je nach Stärke und Größe (55 mal 55 cm, 50 mal 50 cm) zwischen 35 und 55 Oere (die Krone steht 112—113) und sind ein wenig höher als die von der Industrie angebotenen maschinengewebten Scheuertücher. Daß trotz dieser Preisdifferenz so viel Scheuertücher abgesetzt werden, ist in erster Linie der sehr guten Qualität — die Industrie verwendet nicht immer das beste Material — und ferner der besseren Haltbarkeit der handgewebten Ware zuzuschreiben. So sehr groß ist die Preisdifferenz übrigens nicht; die Blindenanstalt Hamburg hat z. B. für eigenen Bedarf Scheuertücher zu RM. 0,34 und 0,45 gekauft, die nach fachmännischer Beurteilung in der Qualität nicht an die dänische handgewebte Ware heranreichen. Die Preise für Wischtücher stellen sich auf 22 und 24 Oere, Arbeitshandtücher kosten 55 Oere, Handtücher 1,65 Kronen per Meter. Die Abnehmer der Kopenhagener Ware sind Schulen, Krankenhäuser, Militär, Marine, Anstalten, Industrie- und Privatkundschaft. Dort wo der Absatz schwierig war, verschenkte man 100 Scheuertücher zum ausprobieren, was in den allermeisten Fällen den gewünschten Erfolg hatte. Auch in anderen Artikeln erzielt die Blindes Arbejde A/S. große Umsätze; so werden im laufenden Jahre etwa 5—6000 Meter Handtücher, etwa 800 Meter Gardinenstoffe abgesetzt.

Und nun zur Handweberei für blinde Frauen. In dem Königlichen Blindeninstitut Kopenhagen wird der Schulunterricht im allgemeinen im Alter von 16 Jahren beendet. Hieran schließt sich bis zum 18. oder 19. Lebensjahr die gewerbliche Ausbildung, die fast die gesamte Arbeitszeit in Anspruch nimmt. In der Weberei erhalten die Mädchen, z. Zt. etwa 20 bis 25, eine zweijährige, gründliche Ausbildung, die sie befähigt, sämtliche in der Weberei vorkommenden Arbeiten ohne Hilfe auszuführen. Zu betonen ist dabei, daß die Nichtsehenden entgegen dem vielfach erhobenen Einwand sehr wohl verschiedene Farben verarbeiten können. Die Schiffchen mit den einzelnen Farben liegen in einer bestimmten Reihenfolge auf dem Webstuhl und sind mit besonderen Kennzeichen versehen.

Es kommen Flachwebstühle zur Verwendung, auf denen Handtücher, Schürzen-, Kleiderstoffe, Fenstervorhänge, Möbelstoffe, Tischtücher usw. hergestellt werden. Nach erfolgter Ausbildung arbeiten die Blinden selbständig im Hause. Einige finden auch Aufnahme in das Heim für arbeitsfähige Frauen, ein Heim, das für solche arbeitsfähigen Frauen bestimmt ist, die sich kein eigenes Heim schaffen können oder kein geeignetes Unterkommen finden. Den Absatz der Ware übernimmt wieder die Blindes Arbejde A/S., bei der viele staatliche und kommunale Institutionen ihren Bedarf an Webwaren der verschiedensten Art decken. Außerdem führen die blinden Mädchen natürlich Privatbestellungen aus. Die Verdienstmöglichkeiten sind recht gut.

Zu berücksichtigen ist bei Betrachtung der gesamten dänischen Blindenfürsorge, daß die Blinden, wenn sie sich nicht gerade in sehr guten Stellungen befinden und ein Einkommen über 2000 Kronen haben, auf Grund des Invalidenversicherungsgesetzes von 1921 eine Rente erhalten, die pro Jahr 540 Kronen (für miteinander verheiratete Invaliden 810 Kronen) und für Totalblinde 800 bezw. 1200 Kronen beträgt. Die Blindes Arbejde A/S. verteilt unter den im Lande wohnenden Blinden ihre Aufträge. Das Bestreben dieses kaufmännisch sehr gut aufgezogenen Unternehmens geht dahin, die Aufträge möglichst in gleichem Umfange zu verteilen und für die verschiedenen Artikel, besonders die der Bürstenmacherei, Spezialarbeiter und -arbeiterinnen heranzubilden, die sich auf einen bestimmten Artikel einstellen und so eine sehr gute Ware abliefern. Der blinde Heimarbeiter, damit ist nicht der Heiminsasse gemeint, hat somit seine Rente, Arbeitsaufträge von der Blindes Arbejde A/S. und

schließlich die Möglichkeit, auf eigene Rechnung Aufträge auszuführen. Bemerkenswert ist, daß zwischen den draußen stehenden Handwerkern und der Blindes Arbejde A/S. bezüglich der Arbeitsbeschaffung so gut wie gar keine Differenzen entstehen, da die Blindes Arbejde A/S. vorwiegend Großabnehmer beliefert und so der kleine Handwerker die Möglichkeit hat, sich einen Kundenkreis von Kleinabnehmern zu schaffen.

Weitere Blindenbeschäftigungen in Kopenhagen, die uns mehr oder weniger fremd sind, die Schuhmacherei, Matratzenstopfen und das Zusammensetzen von Butterfässern seien nur kurz behandelt. Zu Schuhmachern bildet man hauptsächlich Blinde mit geringen Sehresten aus. Pro Jahr werden etwi 2 Schuhmacher in die Heimat entlassen, wo sie mit Reparaturen, Besohlen usw. ihr Brot verdienen. Die Werkzeuge sind mit besonderen Hilfseinrichtungen und Schutzvorrichtungen versehen, um z. B. eine Beschädigung des Oberleders auszuschließen. In der Schuhmacherlehrwerksstätte wird die Arbeit im Gegensatz zu den sehenden Schuhmachern nicht im Sitzen ausgeführt, da die besonders gebückte Haltung des Schwachsichtigen gesundheitlich schädlich wirken würde, sondern im Stehen an einem sinnreich konstruierten Bock, der am Fußboden festgeschraubt und in seiner Beinlänge der Größe des Schuhmachers angepaßt wird. Der zu reparierende Schuh wird mittels eines Riemens fest eingespannt und kann durch ein Herunterklappen des oberen Teiles des Bockes in jede beliebige Lage gebracht werden. Die Anfertigung von Holzschuhen (ähnlich der in Deutschland gebrauchten Holzpantoffel) wird ebenfalls von Blinden ausgeführt. Allerdings ist der in Dänemark zu deckende Bedarf sehr gering, so daß dieser Betätigung irgendwelche Bedeutung nicht zukommt. Der in Kopenhagen erbrachte Beweis sollte aber vielleicht die deutschen Blindenanstalten anregen, die Holzpantoffelanfertigung als Nebenberuf für Korb- und Bürstenmacher einzuführen. In vielen ländlichen Gegenden Deutschlands ist der Bedarf nicht unerheblich und mancher blinde Handwerker würde diese Arbeit gern mit übernehmen, um seine an sich schon geringen Verdienstmöglichkeiten zu vergrößern. Dabei wäre zu erwägen, mit Erwerbsbeschränktenwerkstätten oder Gefangenenanstalten zusammenzuarbeiten und von diesen Stellen Hölzer und fertig geschnittene Lederstücke zu beziehen. Dieses Rohmaterial müßte den auf dem Lande wohnenden Handwerkern durch eine Blindenanstalt oder einen Fürsorgeverein überwiesen werden. Eine Holzpantoffelherstellung größeren Umfanges, etwa in Form einer Werkstätte, kann nicht empfohlen werden, da derartige Absatzmöglichkeiten wahrscheinlich nicht gegeben sein werden.

Das Matratzenstopfen in Kopenhagen hat verhältnismäßig geringe Bedeutung, da drei Blinde, die an sich Korbmacher sind, nur zeitweise Beschäftigung finden. Auch das Zusammenstellen von Butterfässern, eine erst kürzlich eingeführte Beschäftigung, von der man sich viel verspricht, kommt für Deutschland wohl kaum in Frage. Einmal hat Deutschland keinen Butterexport, und zum anderen werden Kisten und Fässer in großen Fabriken am laufenden Band hergestellt und vertragen nicht noch besondere Transportkosten.

In M.Gladbach hat man vor einigen Monaten auf einfachen Handwebstühlen (Flachwebstühlen) die Weberei begonnen. Die Gewebe, zum Teil recht hübsche Muster, fanden aber keinen Absatz, so daß diese Weberei wieder eingestellt wurde. Als wesentliche Gründe für den mangelnden Absatz wurden die geschwächte Kaufkraft der Bevölkerung und die starke Konzentration der Textilindustrie im Rheinland genannt. (Die Hauptzentren der deutschen Weberei sind der Freistaat Sachsen und die Rheinprovinz, auf die im Jahre 1928 25 % bezw. 23 % des Gesamtwertes der Erzeugung, zusammen also 48 % entfielen.) Daraufhin hat man sich kurz entschlossen umgestellt, und die Herstellung von Scheuertüchern auf mechanischem Webstuhl aufgenommen. Ein fast Erblindeter bedient gleichzeitig zwei mechanische Webstühle. Die Aufnehmer enthalten 260 gr Wolle und sind 70 mal 80 cm groß. Die Kalkulation pro Stück ist folgende:

Materialkosten	0.30 RM.
Webelohn	0,04 RM,
Säumen	0,02 RM.
Kraft	0,05 RM.
Meisterentschädigung	0,05 RM.
ergibt reine Herstellungskosten	0,46 RM.

Dazu kommen Geschäftsunkosten, die einen Detailpreis von RM. 1.— und einen Engrospreis von etwa RM. 0.50 ergeben. Diese Scheuertuchweberei in M.Gladbach ist noch verhältnismäßig neu, ein endgültiges Urteil wird erst später möglich sein. Es mag wohl sein, daß ein Blinder, der noch über einen Sehrest verfügt, mit einem mechanischen Webstuhl weiter kommt als mit der Handweberei, während für etwa 10 Blinde und mehr nach den Kopenhagener Erfahrungen auf jeden Fall die Handweberei zu bevorzugen ist, um einer möglichst großen Zahl von Blinden Arbeit und Lohn zu geben.

In Kiel steht die Weberei noch im Anfang. Sie zeigt einen mehr kunstgewerblichen Einschlag. Im Gegensatz zu Kopenhagen werden Hochwebstühle verwandt, die den Vorteil haben, außerordentlich wenig Platz zu beanspruchen. In technischer Beziehung wird in Kiel etwas Hervorragendes geleistet, und zwar in Smyrna-, Nubben- und Gobelin-Technik. Für die Smyrna-Anfertigung bedient man sich eines neueren Verfahrens. Der Wollfaden wird nicht mehr in Form kleiner Abschnitte einzeln in die Kette geknotet, sondern mittels einer Spindel gleichzeitig um den Kettfaden und eine vor die Kette gelegte Schiene geschlungen. Ist die Schiene bis zum Ende umwickelt, schneidet man mit einem Messer einem Falze entlang die Wollbüschel auf. Das wiederholt sich reihenweise wechselnd mit durchgelegten Schußfäden. Bei der Nubbentechnik werden die auf schlichtem Grund zu Mustern geordneten Wollschlingen nicht aufgeschnitten. Gerade in dieser Technik lassen sich höchst reizvolle Wirkungen erzielen, zu denen namentlich eine geschickte Farbenzusammenstellung sehr beiträgt. In der Kieler Anstalt werden Vorleger — vorwiegend in Gobelintechnik — Kissen, Decken und Wandbehänge von vier noch in der Ausbildung befindlichen Mädchen verfertigt. Der Absatz der Erzeugnisse macht keine wesentlichen Schwierigkeiten, und die Hoffnung, einigen geschickten Mädchen in der Weberei wenigstens die gleichen Verdienstmöglichkeiten wie den Bürstenmacherinnen zu geben, erscheint nach den bisher gemachten Erfahrungen durchaus gerechtfertigt.

Ein Besuch der preußischen Webeschule Bramsche bei Osnabrück hat gezeigt, daß es möglich sein müßte, blinde Frauen mit der Herstellung von Smyrna-Teppicharbeiten zu beschäftigen. Die Smyrnaherstellung wird zur Zeit in Deutschland in verschiedenen großen Betrieben ausgeführt, doch ist diese Arbeit auch als Heimarbeit denkbar, wenn es sich um schmalere Sachen wie Läufer, Vorlagen, Brücken usw. handelt. Einfache und auch schwierige Muster würden die Blinden, wie besonders die Kieler Erfahrungen zeigen, schnell im Kopfe haben. Die Tätigkeit selbst, das Einknoten der einzelnen Schlingen in die ausgespannten Kettfäden, ist reine Fingerfertigkeit und deshalb für Blinde zweifellos geeignet. Eine Webereiwerkstatt in Hessen hat übrigens vor einigen Jahren einem Kriegsblinden das Teppichknüpfen gelehrt. Der betreffende Blinde hat die Arbeit in kurzer Zeit erlernt und konnte siebenfarbige Vorleger in zweieinhalb Tagen fertigstellen. Da heute das Material wesentlich billiger ist als früher, hält diese Weberei die Zeit für gegeben, seitens der Blindenanstalten neue Versuche zu unternehmen. Es empfiehlt sich, diese Beschäftigungsmöglichkeit im Auge zu behalten und vielleicht in Zusammenarbeit mit den Textilfachschulen nach Wegen zu suchen, die eine rentable Ausübung dieser Tätigkeit ermöglichen. Erfahrungsgemäß stehen die Textilfachschulen derartiger Bestrebungen gern beratend zur Seite. Der Verband der deutschen Blindenanstalten hat sich bemüht, Aufträge von Teppichknüpfereien für die Blindenanstalten zu erhalten. Bisher hat sich nur die Teinacher Orient-Teppich-

Knüpferei A.-G., Stuttgart, bereit erklärt, einen Knüpfstuhl, Wolle und Musterbretter zu Versuchszwecken zur Verfügung zu stellen. Bei günstigem Ausfall der Versuche ist die Möglichkeit in Aussicht gestellt, in den Blindenanstalten Teppiche arbeiten zu lassen. In neuerer Zeit ist man auch dazu übergegangen, handgeknüpfte Teppiche durch mechanisch geknüpfte Teppiche, die natürlich wesentlich billiger sind, zu ersetzen. Andererseits zeigt aber die Einfuhr von handgeknüpften ausländischen Teppichen, daß für handgeknüpfte Ware noch Käuferkreise vorhanden sind. Ein Versuch, in einer Blindenanstalt in kleinstem Maßstabe eine Smyrnaknüpferei mit kleineren Vorlagen und Brücken anzufangen, wird von einigen Textilfachschulen angeraten und muß befürwortet werden, weil das erforderliche Kapital und das einzugehende Risiko gering sind. Vielleicht glückt es hier und da einer besonders befähigten Leiterin, hochwertige Erzeugnisse mit einer besonderen persönlichen Note herauszubringen, für die dann doch genügend Absatzmöglichkeiten gegeben sind.

Wenn nun abschließend die Frage beantwortet werden soll, ob und unter welchen besonderen Bedingungen Versuche zur Aufnahme der Weberei als Blindenberuf in Deutschland zu empfehlen sind, so kann bei Bejahung dieser Frage ein Erfolg selbstverständlich nicht mit Sicherheit vorausgesagt werden. Die Schwierigkeit der Blindenbeschäftigung überhaupt und die verhältnismäßig geringen Kosten solcher Versuche lassen es aber angezeigt erscheinen, unter Berücksichtigung der obigen Darlegungen sowie besonders der folgenden Punkte an die Versuche heranzugehen. Bei der Aufnahme der Scheuertuchweberei sind im wesentlichen die Kopenhagener Erfahrungen zugrunde zu legen und als Ziel die Beschäftigung und möglichst gute Entlohnung blinder Arbeiter zu erstreben. In Zusammenarbeit mit Gefangenenanstalten oder in zweiter Linie auch Erwerbsbeschränktenwerkstätten müssen alle zeitraubenden Vorbereitungs- und Nebenarbeiten ausgeschaltet und die Webearbeit der Blinden so produktiv wie möglich gestaltet werden. Die Herstellungspreise können wahrscheinlich etwas niedriger als die der dänischen gehalten werden, da Kopenhagen, wie schon erwähnt, das Rohmaterial aus Deutschland bezieht. Nach einer von der Webeschule Schömberg zur Verfügung gestellten Kalkulation sind 100 Meter Scheuertücher für 31 RM. herzustellen. In einer Anzahl deutscher Strafanstalten werden übrigens Scheuertücher gewebt; der Verband der deutschen Blindenanstalten wird versuchen, über die dort besonders hinsichtlich des Absatzes gemachten Erfahrungen Erkundigungen einzuziehen. Die Kosten für die Einrichtung eines Webereibetriebes sind nicht sehr hoch, da ein Webstuhl im Durchschnitt wohl für etwa 200 RM. zu kaufen ist und gebrauchte Stühle natürlich schon billiger zu erhalten sind. Unerläßlich ist vor allem, daß ein solcher Betrieb von einem sehr tüchtigen Webemeister geleitet wird. Bezüglich der feineren Handweberei, die heutzutage in Deutschland an vielen Frauenbildungsanstalten, Berufsschulen und Kunstgewerbeschulen gelehrt wird, ist zu sagen, daß schon ein Versuch in kleinstem Maßstabe gemacht werden kann, indem erst mit gröberen Sachen, etwa für den Bedarf der eigenen Anstalt, wie das heute mit Erfolg in einer Reihe Fürsorgeerziehungsanstalten gehandhabt wird, begonnen und dann allmählich ein Absatz von feineren Geweben anerstrebt wird. Schon im Handarbeitsunterricht der Mädchen könnte durch Weben auf kleinen Webrahmen und Tischwebstühlen wertvolle Vorarbeit geleistet werden.

Zu empfehlen ist eine gewisse Anlehnung an Kunstwerkstätten oder auch Weberei- und Textilfachschulen, die über geeignete Verbindungen unterrichtet sind und bei der Beschaffung von gebrauchten Webstühlen, Handscheerrahmen, Spulrädern usw. behilflich sein werden. Wird ein solcher Betrieb von einer kunstgewerblich und technisch gut durchgebildeten Kraft, die über den erforderlichen kaufmännischen Blick verfügt, geleitet, dann muß es schließlich gelingen, einen exklusiven Kreis von persönlichen Kunden zu finden, da größere, geschlossene Aufträge schwer zu erhalten sein werden. Die gerade in letzter Zeit zahlreich entstandenen Kunstgewerbeläden werden, besonders, wenn sie über keine eigene

Weberei verfügen, als Abnehmer in Frage kommen oder wenigstens Waren in Kommission nehmen.

Am Schluß dieses Berichtes, der sich auf das Wesentlichste beschränkt, sei dem Reichsarbeitsministerium, das die Mittel für die Reise bereitwilligst zur Verfügung stellte, verbindlichst gedankt. Gelingt es den deutschen Blindenanstalten, einige der oben gegebenen Anregungen zur Durchführung zu bringen und dadurch weitere Beschäftigungsmöglichkeiten für Blinde zu schaffen, dann hat die vorstehend geschilderte Reise ihren Zweck erfüllt.

*

Kleine Beiträge und Nachrichten.

Elternabend in der Ostpr. Prov.-Blindenunterrichtsanstalt. In der Blindenschule als Internatsschule, in der die Schüler aus einem ganzen Landesteil zusammenkommen, ist es sehr schwer, mit der Elternschaft als Gruppe in Verbindung zu treten. Gewiß ist eine Reihe von Gegebenheiten vorhanden, mit den einzelnen Eltern Beziehungen aufzunehmen, und diese werden ja auch wahrgenommen; aber die Eltern einmal zu einem „Elternabend" in die Anstalt zu laden, wie es andere Schulen können, ist uns aus der Situation der Internatsschule leider nicht so vergönnt. Eine günstige Gelegenheit konnte aber die Anstalt benutzen, um wenigstens einen Teil der Eltern zu einer Veranstaltung zu sammeln. Anläßlich der Konfirmation der Schüler hatte sich ein größerer Kreis von Angehörigen in der Anstalt eingefunden. Am Abend vorher wurde ihnen und den Anstaltsinsassen eine Unterhaltung geboten, die zum größten Teil von den blinden Schülern und Jugendlichen getragen wurde. Nach den Begrüßungsworten des Anstaltsleiters, Direktor Reckling, der auf die Bedeutung des Konfirmations- und Schulentlassungstages für die blinden Schüler einging, und die Lage der Berufswahl und -ausbildung in der Blindenanstalt berührte, führte die Laienspiel- und Sprechchorgruppe der Anstalt (Leitung Blobl. Günther) zwei heitere Spiele auf: „Iha, der Esel" (H. Steguweit) und „Herr Peter Squenz" (A. Gryphius, bearb. von Lindau). Sowohl Inhalt der Stücke als auch das sichere und lebendige Spiel machten den Zuschauern und den Zuhörern wie auch den blinden Spielern selbst viel Freude. Im Anschluß daran wurde den Eltern der Anstaltsfilm vorgeführt.

Daß dieser Abend in mancher Beziehung vielleicht tiefer zu werten ist, als mancher Elternabend in einer andern Schule, dafür ein Wort einer Mutter, die tiefbewegt sagte: „Was ich heute hier erlebt habe, werde ich nie vergessen!" gt.

Zur Hauptsache. Was ist denn die Hauptsache des Lebens? Das Seelenleben, das Bewußtsein, der innere Mensch. Die Frage, ob es da gut mit uns steht, ob wir mit uns im Reinen sind, ob wir klar und fest stehn in innerer, freudiger Gewißheit, ist die wichtigste. Von ihrer Bejahung oder Verneinung hängt es ab, ob es mit unserem Leben etwas ist, ob wir es so gelebt und gelenkt haben, daß uns alle Erfahrungen, Freude und Schmerz, Leiden, und gerade auch die letzteren dazu dienten, innerlich zu wachsen, uns zu klären, zu weiten und zu vertiefen, uns zu einem stärkeren geistigen Menschen hindurchzuringen; denn dann erst werden die Schicksalsschläge wie das schwere Leid der Erblindung, der Blindheit wirklich überwunden. Wie steht es da mit unserer Arbeit, mit den uns vom Staate Anvertrauten? Welchen Eindruck machen unsere Schüler, wenn wir sie aus der Anstalt ins Leben schicken? Haben wir den eben kurz gekennzeichneten Geist in ihnen erweckt? Treten sie als von ihm durchdrungene Menschen ins Leben hinaus? Oder ist es anders? Findet man durchweg solche, die trotz guter schulischer und beruflicher Ausbildung schwer an der ihnen vom Schicksal auferlegten Last schleppen, die nicht den rechten Weg zur Befreiung vom Schmerz gefunden haben? Und woher kommt das? Weil wir nicht genug in die Tiefe gehen, weil wir zu äußerlich eingestellt sind. Bei unserer vorwiegend sinnesmäßigen, äußerlich verstandesmäßigen Art, bei

unserer so gerichteten Erziehung der blinden Zöglinge wird von letzteren die Tragik ihres Blindseins nicht überwunden, weil sie dabei beim Vergleich ihrer selbst mit den vollsinnigen Mitmenschen nur das wahrnehmen, was sie nicht haben, wodurch sie benachteiligt sind, wovon es so keine Erlösung gibt; denn wie will ein Blinder da, in dieser Lebenssphäre, auf dem äußerlich sinnesmäßigen Gebiet des Lebens mit Erfolg in Wettbewerb treten, wo ihm andere mit dem überlegenen Sinn des Auges gegenüberstehen? Das Leben lediglich in dieser Lebensweise gibt nicht einmal den vollsinnigen Menschen wirkliche Zufriedenheit, noch viel weniger denen, die den bedeutenden Sinn des Auges nicht haben.

Auf diese Weise bewirkten wir die Befreiung nicht. Wir müssen unsern Schülern das „Prae" eines vertieften Innenlebens zu erschließen verstehen. Aeußere Blindheit erfordert ein Gegengewicht in innerer Helligkeit. Je mehr es gelingt, alle Kräfte der Persönlichkeit einem lichtvollen Innern dienstbar zu machen, um so besser wird Blindheit überwunden. Was ist denn diese innere Helligkeit? Nicht lediglich Wissen oder scharfer Verstand, so sehr wertvoll diese auch sind, sondern Einheit des Bewußtseins, Uebereinstimmung des Gefühls-, Verstandes- und Willenslebens, Einheit des Bewußtseins mit dem Körper und Unterordnung aller Kräfte des Menschen unter seine edelsten und höchsten. Bei dieser Lebenshaltung wird das ganze Bewußtsein von echtem Glück und tiefem Frieden durchdrungen, welche durch kein Schicksal genommen werden können. Danach sind Menschen zu beurteilen und das ist der Gesichtspunkt, dieser wesentlichste und höchste, wonach auch Sehende und Blinde zu vergleichen sind. Wie steht es bei dieser Einstellung mit unserer Arbeit? Helfen wir in diesem Sinne Blindheitsleid überwinden?, auf diesem Wege, den alle Denker als den einzig wahren Weg zur Befreiung vom Schmerz des Lebens angegeben haben? Nun, könnte einer sagen, das ist Sache der Natur selbst, sie selber wird, wenn es möglich ist, dem des äußeren Lichtes Beraubten das vertiefte, lichtvolle Innere schon geben. Nicht so unrichtig! Aber was ist denn die Aufgabe der Pädagogik? Ihre Arbeit ist es, klug mit der Natur mitzuwirken, und soweit es nur eben möglich ist, das Wachstum der Menschenpflanze in ihrem besten zu fördern, und dem jungen Menschen die wichtigsten Waffen seiner Natur für den Lebenskampf zu schärfen, für den Kampf mit den Gewalten, die seinem Leben das Wesentlichste, das Sinnvolle rauben wollen, die ihn zu vernichten drohen.

Dr. Rudolf Strack.

Herr Schulrat Brandstaeter konnte am 16. Februar 1931 auf den Tag zurückblicken, an dem er vor 60 Jahren, also am 16. Februar 1871, als Lehrer in den Dienst der Ostpreußischen Blindenunterrichtsanstalt trat. 60 Jahre lang hat er seine seltene, fast unverwüstliche Arbeitskraft der großen Aufgabe gewidmet, das Los der Blinden zu bessern; denn auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amte im Jahre 1914 hat er nicht aufgehört zu arbeiten. Und dieser Erinnerungstag gewinnt an Bedeutung für ihn und für uns dadurch, daß er einen bestimmten Abschluß eines vor langen Jahren begonnenen Arbeitsgebietes mit sich brachte: das Manuskript der „Deutschen Ausgabe des Internationalen Punkt-Musikschriftsystems" liegt fertig vor. So wird das Datum des Vorworts 16. Februar für uns doppelt denkwürdig sein.

Wir wissen es alle, was der Name Brandstaeter für das gesamte Blindenwesen bedeutet. Nicht nur, daß er 60 Jahre Geschichte des Blindenwesens miterlebt, er hat sie auch als Methodiker, Fürsorger und Organisator stark beeinflußt.

In tiefer Freude und Dankbarkeit durften wir Herrn Schulrat Brandstaeter zu diesem seltenen Jubiläum beglückwünschen und ein paar wertvolle Stunden in seiner Gegenwart verleben. Gt.

Dr. Schultzen, Generalarzt und Chef der Medezinalabteilung des Kriegsministeriums, zuletzt Generaloberstabsarzt i. R. mit dem Range als General der Infanterie, ist am 18. Januar d. J. verstorben.

Die Teilnehmer an der Kriegstagung der Deutschen Blindenanstalten

1916 — Berlin werden sich gern des Verewigten erinnern, der mit warmem Herzen für eine Ausbildung der Kriegsblinden, insbesondere in enger Fühlungnahme mit den Blindenanstalten und der Blindenfürsorge eintrat. D. Sch. förderte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Kriegsblindenschule des Geh. Rats Silex und die Ausbildung im Ihne-Heim — Bellevuestraße 12. Seine Lauterkeit und Liebenswürdigkeit werden allen, die ihm persönlich näher standen, in steter Erinnerung bleiben. Die Blindenfürsorge wird ihn dankbar und immer zu ihren tatkräftigen Förderern zählen. N.

Studiendirektor Niepel-Berlin hat den Vorsitz in der Blindenwohlfahrtskammer und die Mitgliedschaft im Ständigen Kongreß-Ausschuß, in der Notenbeschaffungszentrale, in der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks und in anderen Ausschüssen aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt. Der Deutsche Blindenlehrerverein dankt Herrn Direktor Niepel auch an dieser Stelle für seine vielfache treue Arbeit herzlichst. H. Müller.

Von Personen. Ende März trat Regierungs-Schulrat Max Noack, seit 1924 Direktor der Blindenabteilung der Landeserziehungsanstalt, nach 42jähriger Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand. Schulrat Noack erwarb sich durch seine menschenfreundliche Art allseitig Liebe, Vertrauen und Verehrung. Möge es ihm vergönnt sein, seinen Ruhestand recht lange Jahre in Gesundheit genießen zu können! Zum Nachfolger ernannte das Arbeits- und Wohlfahrtsministerium zur Freude aller beteiligten Kreise Oberlehrer Richard Schäfer. Zum ständigen Vertreter des Leiters der Blindenabteilung wurde Oberlehrer O. Hübner bestimmt. — Zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Schulrat Froneberg-Neuwied ist Blindenoberlehrer Schlüter-Neuwied ernannt. — Blindenoberlehrerin A. Würsdorfer-Wiesbaden ist seit dem 1. April im Ruhestand.

Staatsprüfung für Blindenlehrer. Am 4. und 6. März fand bei der Staatlichen Blindenanstalt Berlin-Steglitz unter Vorsitz des Oberregierungs- und Schulrates Ruszcynski die diesjährige Staatsprüfung für Preußen statt, an der auch einige außerpreußische Blindenlehrer teilnahmen. Nachstehende Herren waren vom Ministerium zugelassen und bestanden die Prüfung:

Franz Bögge, Steglitz,
Johannes Bielicke, Berlin,
Erhardt Müller, Stuttgart,
Heinrich Drommer, Neuwied,
Johannes Barthel, Düren,
Adolf Fischer, Breslau,
Paul Tramm, Kiel,
Wilhelm Pflumm, Stuttgart.

Von ihnen hatten fast alle längere oder kürzere Zeit an den Ausbildungslehrgängen in Steglitz teilgenommen. Außer dem Vorsitzenden waren vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung von der Staatlichen Blindenanstalt: Oberlehrer Dr. Peiser und Direktor Picht, von der Städtischen Blindenanstalt Studiendirektor Niepel und von der Friedrich-Wilhelms-Universität Prof. Dr. Rupp zu Mitgliedern des Prüfungsausschusses berufen worden. Picht.

Aus Zeitungen. Für die Staatl. Blindenanstalt Steglitz fordert der neue preußische Kultusetat 40 000 RM. zur Ausführung größerer baulicher Arbeiten. — Den Blinden wird wieder ein Spazierstock mit einem Rädchen am unteren Ende und einer Klingel am Griff als Behelfsmittel empfohlen. — Jeder Pariser Blinde ist auf Anordnung der dortigen Polizei mit einem weißen Stock ausgerüstet, womit er sich im Straßenverkehr sichern soll. — In Stettin hat das Polizeipräsidium genehmigt, daß der Blinde, der über eine gefährliche Straßenkreuzung geführt werden möchte, ein Zeichen mit der Trillerpfeife gibt. — In Wien will der Architekt Gartelgruber die Möglichkeit gefunden haben, durch Einwirkung elektrischer Wellenschwingungen auf den Sehnerven im optischen Reizzentrum des Gehirns, das als

eine Art Photozelle wirken soll, ganz ähnliche Reize wie durch das photographische Bild auf der Netzhaut auszuüben. — Die Dresdner Volkszeitung bringt ein Bild eines bettelnden blinden Ziehharmonikaspielers mit folgendem Gedicht von R. Kurt: „Tausende Menschen ziehen vorbei; sie plaudern in einem fort. Ich höre ihr Lachen, ich hör ihr Geschrei; für mich hat keiner ein Wort. Ich weiß, wie Leben und Menschen sind, wenn ich auch alles nicht seh. Daß meine Lieder verklingen im Wind, weiß ich und tut nicht mehr weh. Wenn Kinder einen Pfennig gebracht und sagen nur: „Armer Mann!" spür ich, daß ich trotz ewiger Nacht, zuweilen noch lächeln kann. — Oskar Baum plaudert über den Raumsinn der Blinden: „Als ich noch Klavier unterrichtete, erschrak mancher Schüler vor Verwunderung, wenn ich mitten in das Spiel hinein sagte: „Nicht auf mich schauen, in den Noten steht das, wovon ich spreche." Das Kopfschütteln meiner Umgebung hierüber veranlaßte mich, auf das Zustandekommen dieser Eindrücke zu achten. Vielleicht ist es die, wenn auch geringe Luftbewegung bei der Kopfwendung in nächster Nähe, verbunden mit einem kaum hörbaren Geräusch. Ich fühle eine leise Fremdheit, eine kleine Wand zwischen mir und selbst den Vertrautesten aufsteigen, wenn es sich zeigt, daß ich eine stumme Bewegung des Unwillens, der Neugier oder Rührung merke, einen auf mich gerichteten Blick mitsamt seinem gütigen, fragenden, ärgerlichen oder mißtrauischen Charakter, ja zuweilen selbst Blicke, die andere untereinander vor mir gewechselt haben. Der Tonfall, die Klangrichtung der redenden Stimmen, eine Pause im Gespräch mag hierbei eine Rolle spielen. Dieses Ahnungsvermögen des Körpers, wenn ich es so nennen kann, scheint nicht gleichmäßig auf alle Körperteile verteilt, so wenig es jederzeit und bei jeder Gelegenheit in gleicher Weise anspricht. Wenn ich allein auf der Straße gehe, ist die nahe Häuserfront gewissermaßen das Geländer, die Deckung. Die offene freie Seite gegen den Fahrdamm, den Gehsteigverkehr, den Lärm hin verlangt die große Wachsamkeit. Es fiel auf, daß ich meine Aufmerksamkeit stärker anspannen muß, wenn die Häuserfront links und die Gefahrseite rechts liegt. Bei einer Umfrage hörte ich von ähnlichen Erfahrungen anderer. Sieht also, hört vielleicht die linke Körperhälfte besser? Nachts beim Erwachen empfinde ich bei offenem Fenster am Geruch der Luft, ob es dunkel oder schon hell ist. Es sind nicht die erwachenden Morgengeräusche. Ich konnte die Probe machen, als ein Bach so dicht am Fenster vorbeirauschte, daß nichts das gleichmäßige Getöse zu übertönen vermochte. Bedenkt man, wie jeder am Tage schon an der Wärme die Morgenluft, Mittags- und Abendluft unterscheidet, ist auch gar nichts Wunderbares dabei. Vielleicht erzeugt Licht auch anderes als Wärme, das wir nur nicht so deutlich und einzeln unterscheiden können. — Der Rheinische Blindenfürsorgeverein hat in einer größeren Versammlung von Vertretern des Landesarbeitsamtes, des Handels und der Industrie für die Einstellung und Beschäftigung der Blinden geworben. — In Wien ist ein Verein blinder Intellektueller gegründet worden. — Der Verein zur Fürsorge für frühere Schüler der Blindenanstalt Hannover baut ein Altersheim für Blinde. — Im Berliner Zoo soll auf Veranlassung des deutschen Tierschutzvereins dem Führhund ein Denkmal gesetzt werden. — Von wissenschaftlichen Expeditionen nach dem im Lande Mexiko gelegenen Dorfe Tiltepes, dessen Einwohner sämtlich blind sind, berichtet Prof. V. A. Reko, Mexiko. Man vermutete als Ursachen ausschweifende Lebensart und Genuß von Methylalkohol. Die Eingeborenen glauben, daß die Blindheit durch eine Pflanze, die sie La Verguenza nennen, verursacht werde. Ihre Ausdünstung soll jeden blind machen, der die Blüte ansieht. Das ist Aberglaube. Die Forscher fanden eine Fliege, eine Abart der Moskitos, von der angenommen wird, daß sie durch Stiche einen dünnen, haarformigen Wurm überträgt, der die Ursache der Erblindungen sein kann. Außerdem wird die Aufmerksamkeit auf die in großen Massen vorkommenden Fledermäuse gelenkt, die vielleicht auch durch Bisse einen Krankheitserreger übertragen können. An den Forschungen sind auch deutsche Aerzte beteiligt.

Der Verband Württembergischer Bürsten- und Pinsel-Fabrikanten und selbständiger Bürstenmachermeister E. V. hat an die Handwerkskammer in Stuttgart eine Eingabe gerichtet (Ztschr. f. B., P. u. Kammfabrikation vom 25. Februar 1931), worin er Klage führt und um Hilfe bittet gegenüber der „Selbsthilfe der Erwerbsbeschränkten G. m. b. H., Stuttgart", dem „Landesgefängnis in Ulm", dem Hausierhandel, den „Warenhäusern und Konsumvereinen" und der „Blindengenossenschaft Heilbronn e. G. m. b. H.". Der Blindengenossenschaft wird vor allem vorgeworfen, daß ihr Betrieb durch Führung der Handelsware ein derartiges Ausmaß angenommen habe, daß, sofern hier nicht Einhalt geboten würde, das ganze Bürstenmachergewerbe zu Grunde gehe und an die Beschäftigung der vielen arbeitslosen Bürstenmacher und Bürstenmacherinnen nicht mehr gedacht werden könne. Die Blindengenossenschaften im Deutschen Reich seien auf dem gleichen Wege, wie vor Jahren die Konsumvereine und Warenhäuser, nämlich der Kartellbildung. Die Eingabe schließt mit der dringenden Bitte an die Handwerkskammer, sich dafür einzusetzen, „daß die Regie- und privilegierten Betriebe nicht noch weiter ausgebaut, sondern abgebaut werden."

Die Kuratoren des Perkins-Institutes und der Massuchusett-Blindenschule bitten um Aufnahme folgender Würdigung Mr. Edward Ellis Allens, der am 1. Juli als Direktor in den Ruhestand tritt.

Mr. Allen unterrichtete von 1888—1890 am hiesigen Institut und kehrte 1907 nach erfolgreicher Arbeit als Vorsteher an der Pennsylvania-Blindenanstalt in Overbrook an das Perkins-Institut als Direktor zurück. Während 24 Jahre war er unser tätiger Leiter. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß das Institut während seiner Amtszeit wieder neu geschaffen wurde, neu in Bezug auf schöne äußere Einrichtungen, moderner Unterrichtsführung, Verwaltung und Fürsorge an Blinden. Zu all diesem war Mr. Allen der geistige Urheber und Führer. Es ist nicht möglich, alle seine hervorragenden Beiträge zur Blindenerziehungskunde aufzuzählen. Aber er war ein Pionier auf diesem Gebiete, der die verschiedenen Seiten der körperlichen, geistigen, künstlerischen und seelischen Bedürfnisse der Blinden hervorzuheben verstand. Als Schriftsteller, Begründer und Professor der Kurse für Blindenlehrer, an der Harvard-Universität Verwalter und Lehrer, stand er gleicherweise an erster Stelle. Für all dieses spricht ihm das Kuratorium seinen Dank und seine Verehrung aus. Besonders verleiht es seinem Gefühl für Mr. Allen als einem Mann und einem Freunde Ausdruck, selbstlos und unermüdlich gab er sich restlos hin. Mit ihm zu arbeiten war ein hoher Vorzug. Er scheidet mit der Zuneigung eines jeden, der mit dem Institut in Verbindung steht.

In dankbarer Anerkennung seiner Verdienste hat das Kuratorium Mr. Allen zum „Direktor Emeritus" ernannt, mit der Hoffnung, daß er auch in den kommenden Jahren dem Institut mit seiner Hilfe und seinem Rat beistehen möge.

Das Kuratorium gibt die Ernennung des Rev. Gauriel Farrell, Jr. zum nachfolgenden Direktor vom 1. Juli d. J. bekannt. Mr. Farrell bringt reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Erziehung und Fürsorgetätigkeit mit. Das Kuratorium glaubt bestimmt, daß er in guter, verstehender Zusammenarbeit den Dienst am Blinden im Perkins-Institut fortsetzen wird.

Zweite Schulungswoche für blinde Musiklehrer. Gemäß dem bei der Schulungswoche 1930 von allen Teilnehmern zum Ausdruck gebrachten Wunsch, solche Veranstaltungen zu einer alljährlichen Einrichtung werden zu lassen, hat der Vorstand des Vereins der blinden Akademiker Deutschlands e. V. in enger Fühlung mit dem Gruppenausschuß der blinden Musiklehrer eine zweite Schulungswoche für 1931 geplant. Wir sind uns bei der Durchführung dieses Planes der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse sehr wohl bewußt, glauben aber, daß gerade jetzt, bei den starken umbildenden Kräften auf allen Gebieten des Musikunterrichtes, die Schulungswoche ein dringendes Bedürfnis ist. Aus diesem Gedanken heraus hat sich auch das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin gern bereit

erklärt, die Programmgestaltung und sozusagen das Protektorat für unsere Veranstaltung zu übernehmen. Es trifft sich gut, daß das Zentralinstitut in diesem Jahre eine allgemeine Musikertagung für Marburg vorgesehen hat. Wir werden also in den großen Rahmen dieser Tagung eingeschaltet werden, so daß wir gemeinsam mit den Sehenden die Veranstaltungen des Vormittags besuchen und nachmittags unsere Sondertagung haben. Gerade von dem gemeinsamen Besuch blinder und sehender Musiklehrer, von dem gemeinsamen offenen Singen und sonstiger Zusammenarbeit, versprechen wir uns in verschiedener Beziehung günstige Auswirkungen. Hier wird unseren blinden Musiklehrern Gelegenheit gegeben, eine der immer äußerst anregenden allgemeinen Tagungen mitzumachen, was sonst dem Einzelnen nicht so leicht möglich sein wird. Für unsere Sondertagung sind vorläufig folgende Referate vorgesehen:

1. Welche Forderungen stellt ein moderner Musikunterricht an die deutschen Blindenanstalten?
2. Moderne Unterrichtsliteratur mit praktischen Vorführungen.
3. Rundfunk und Schallplatte im Musikunterricht.
4. Allgemeine Musikerziehung im Klavierunterricht mit einer Lehrprobe.
5. Zeitgemäßer Unterricht in der Musiktheorie.
6. Welche Berufsmöglichkeiten stehen blinden Musiklehrern und konzertierenden Künstlern offen, und welche Schritte sind notwendig, um sie ihnen zu erschließen?

Aussprache über musikalische Tagesfragen und besondere Anträge. Die Bekanntgabe der Referenten kann erst später erfolgen, sie werden fast alle vom Zentralinstitut ernannt. Der Vorstand des V. b. A. D. hat im Benehmen mit dem Vorstand des R. B. V. Schritte zur Uebernahme der Finanzierung der Tagung eingeleitet. Wie im Vorjahre hoffen die Verbände auch in diesem Jahr für Wohnung und Verpflegung der blinden Teilnehmer in Marburg aufkommen zu können. Auch die Teilnehmergebühr, die 6.— RM. pro Kopf beträgt und an das Zentralinstitut abzuführen ist, soll möglichst von den Verbänden getragen werden. Der einzelne Teilnehmer hätte also nur für die Fahrtkosten sowie für rein persönliche Ausgaben aufzukommen. Wir hoffen, daß der Einzelne auf Antrag von den Blindenanstalten oder anderen interessierten Stellen noch Zuschüsse erhalten kann. Die zweite Schulungswoche für blinde Musiklehrer findet vom 19. bis 22. Mai d. J. in Marburg (Lahn) statt. An Ausreisetag ist der 18., Abreisetag der 23. Mai. Wir bitten, schon jetzt Anmeldungen an den Vorstand des V. b. A. D. oder an den Rechtsunterzeichneten gelangen zu lassen.

Der Vorsitzende des V. b. A. D.
Dr. Strehl
Marburg-Lahn, Wörthstr. 11.

Obmann der Gruppe der blinden Musiklehrer beim V. b. A. D.
Emil Freund
Marburg-Lahn, Roserstr. 3.

Seltenes Buch. Anläßlich seines 70jährigen Jubiläums ist der Moon'sche Blindenverein in den Besitz eines äußerst seltenen Werkes gekommen, das ihm geschenkweise von früheren Bekannten Moons überlassen worden ist: „Spezimens of Reading in Varions Languages, Maps, Diagrams, etc." von W. Moon (Leseproben in verschiedenen Sprachen, Landkarten, Skizzen usw.).

Nach den Feststellungen, welche Frl. Brandstaeter, Oberlehrerin der städtischen Blindenanstalt Berlin, gemacht hat, enthält das Buch das Moon'sche Alphabet mit Leseprobe (Vater unser) in 48 Sprachen, ferner eine Musikschrift für Blinde, 3 Landkarten (Die Welt und Palästina), den Plan des alten Jerusalem und des Tempels, den Plan der Stiftshütte und ihres Hofes, den Plan der Schlacht von Alma, ferner reliefartige Abbildungen des Goldenen Leuchters, des Brustschildes des Hohenpriesters, von Schäferhund, Ziege, Schaf, Hirsch, Elch, Pferd und Elefant. Das Jahr der Herausgabe dieses Buches ist nicht angegeben; aber eines der Alphabete trägt die Jahreszahl 1856. Der Ort der Herausgabe ist die Moon'sche Anstalt für englische und ausländische Blindenbücher in Brighton, Queen's Road. Durch schriftliche Anfrage konnte festgestellt werden, daß dieser

Verlag nicht mehr besteht, sondern vom Nationalinstitut für Blinde, London W 1, 224—6—8 Great Portland Street übernommen ist. Dort werden sämtliche Moon'schen Schriften noch heute gedruckt und verkauft.

Nach Mitteilung des Nationalinstitutes vom 4. 12. 1930 wird dieses Buch nicht mehr gedruckt, wahrscheinlich gibt es überhaupt nur dies eine Exemplar, das für Ausstellungszwecke gelegentlich der Reisen des verstorbenen Dr. Moon zur Einführung seines Systems im Auslande seiner Zeit herausgegeben worden ist. Interessenten können das für die Geschichte der Blindenschrift äußerst wichtige Werk in der Geschäftsstelle des Moon'schen Vereins, Bln.-Charlottenburg, Sesenheimerstr. 6, besichtigen.

N.-Bln.

1. Schauturnen des Berliner Blindensportvereins von 1928. 1928 schlossen sich, angeregt von dem Unterzeichneten, im Beruf tätige Blinde zu einem Sportverein freiwillig zusammen. Ein derartiger Zusammenschluß kann sich natürlich nur an Orten vollziehen, an denen Blinde in größerer Zahl vorhanden sind. Für alle anderen, außerhalb der Anstalt stehenden Blinden, wird es in kleineren Orten höchstes Ziel sein müssen, sich in sportlicher Hinsicht einem Turn- oder Sportverein des Ortes einzugliedern. Nach 2jährigem Bestehen und ernstlichem Streben gab nun am 15. März ds. Js. der Berliner Blinden-Sportverein von 1928 durch Vorführung bestimmter Uebungen, Spiele etc. einen Ueberblick über das bisher Erreichte. Gleichzeitig wollte er damit überzeugen, daß Blinde mit einer gewissen Einschränkung auch wirklich Sport treiben können. Meines Erachtens liegen diese Einschränkungen weniger auf dem Gebiete der reinen Uebungen, Spiele etc., sondern vielmehr dort, wo das Fehlen des Sehens, des Anschauens und des Nachmachens sich besonders bemerkbar macht. Der Leiter des Sportvereins, Turn- und Sportlehrer Breitkopf, hat mit außerordentlichem Geschick auf dem Grunde, welchen einst das Turnen der Blindenanstalten, denen die Mitglieder des Vereins zumeist längst entwachsen sind, gelegt hat, weitergebaut und zu Leistungen geführt, welche das Publikum mit lautem Beifall nicht kargen ließ. Die Frauenabteilung zeigte gymnastische Uebungen, Uebungen an den Schwebestangen und Volkstänze, die auch mit einer gewissen Anmut ausgeführt wurden. Die Männer überraschten durch die Sicherheit im Wurf mit Medizinbällen und bei schwierigen Geräteübungen. Besondere Beachtung brachten dem Schauturnen außer dem zahlreich erschienenen Publikum die Vertreter aller großen Sportvereine von Berlin und Vertreter der interessierten Behörden entgegen. Wir möchten daran die Hoffnung für eine günstige Entwicklung des Vereins knüpfen und wünschen, daß sich die Zahl seiner Mitglieder noch bedeutend erhöhe, damit die Vorteile des Sportes recht vielen Blinden zuteil werden, Vorteile, wie sie ein Mitglied des Vereins folgendermaßen zusammengefaßt hat:

„Die meisten Sehenden werden sich keine rechte Vorstellung von unserer sportlichen Betätigung machen können. Freilich sind ihr enge Grenzen gezogen, trotzdem bleibt auch für uns noch genügend Bewegungsmöglichkeit übrig. Der größte Teil der Blindenberufe erfordert sitzende Beschäftigung. Da ist es für uns eine Wohltat, unseren Körper durch die Gymnastik recken und strecken zu können. Das Geräteturnen und die Leichtathletik fördern uns in der Sicherheit und Gewandtheit im Beruf und auf der Straße. Eine besondere Freude ist für uns das Schwimmen, da es eine Erfrischung des Körpers und eine gründliche Ausarbeitung der Lungen bedeutet. Durch die sportliche Betätigung haben wir nicht nur körperliche Stärkung, sondern auch geistige, wie seelische Anregung. Wir vergessen unser Schicksal auf Stunden, und verlassen mit gestärktem Lebensmut unsere Turnabende. Der Sommer bringt uns Erholung durch Wanderungen, die wir trotz unseres Nichtsehens durchführen.“

Niepel-Berlin.

Druckerei der Niederschlesischen Provinzial-Blindenanstalt. Soeben ist bei uns in Punktschrift erschienen: Kaufmännische Betriebskunde mit Schriftverkehr. Von Doerr und Schneider, II. Teil, Mittelstufe. 6. Auflage. Der I. Teil (Unterrichtsstufe) dieses Unterrichtswerkes ist bereits Anfang dieses Jahres von uns herausgebracht worden. Die Nachfrage nach diesem Buche war eine so bedeutende, daß wir uns sofort zum Abdruck des II. Teiles entschlossen. Der Hauptwert wird darin ebenso wie im I. Teil auf die sachlichen Kenntnisse und auf die praktische Uebung in der Korrespondenz gelegt. Deshalb finden wir bei jedem Sachverhalt

1. den erklärenden Text,
2. die Musterschreiben in zusammenhängenden Geschäftsvorfällen,
3. eine große Anzahl von Uebungsaufgaben, ebenfalls in der Erledigung von Geschäftsvorfällen, die eine ganze Reihe von Schreiben erfordern.

Die Uebertragung in Punktschrift hat ganz besonders Rücksicht auf die Bedürfnisse des blinden Maschinenschreibers genommen. Auf sachgemäße Raumverteilung der Listen und Muster ist besonderer Wert gelegt.

Der Druck ist Mitteldruck in Kurzschrift. Auf die Bezeichnung der Großschreibung haben wir verzichtet. Das Buch darf in keiner Blindenanstalt fehlen. Es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel im Fortbildungsschulunterrichte, insbesondere dient es der kaufmännischen Ausbildung unserer blinden Handwerker und Maschinenschreiber. Es wird aber auch unseren selbständigen Blinden beim Selbstunterrichte und in ihrem geschäftlichen Schriftverkehr ein zuverlässiger Führer und ein guter Ratgeber sein.

Als ganz besonders wertvoll sind einige Formulare anzusehen, die jeder im geschäftlichen Leben stehende Blinde kennen und verstehen muß, wie z. B. Paketkarte, Postanweisung, Zahlkarte, Ueberweisung, Scheck, Wechsel. Wir haben dieselben nach Form und Wortlaut in Punktdruck dargestellt und glauben, daß das Buch damit eine ganz wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Inhalt der Unterstufe.

(Bereits im vorigen Jahre in Punktschrift erschienen.)

I. Allgemeines über den Handel.

A. Die Bedürfnisse und ihre Befriedigung.
B. Wesen und Bedeutung des Handels.
C. Unternehmung und Betrieb.
D. Gegenstände, Arten und Formen des Handels.
E. Der Aufbau des Betriebes.

II. Beschaffung der Ware.

A. Der Markt.
B. Der Einkauf. (Anfrage, Angebot, Bestellung und Annahme. Vertragserfüllung, Verkehrswesen.)

III. Absatz der Ware.

A. Die Preisberechnung.
B. Die Absatzgewinnung.
C. Unlauterer Wettbewerb.
D. Auskunftswesen.
E. Mahn- und Klageverfahren.

IV. Mittel der handelsgewerblichen Tätigkeit.

A. Maße und Gewichte.
B. Geld- und Münzwesen.

V. Sachliche Erläuterungen.

Anhang: Die soziale Gesetzgebung.

Inhalt der Mittelstufe (Neudruck).

I. Wechselverkehr.

II. Die kaufmännische Anweisung.

III. Scheck- und Ueberweisungsverkehr.

IV. Die kaufmännischen Angestellten.
- a) Der Handlungsgehilfe, der Reisende.
- b) Der Handlungslehrling.
- c) Der Handlungsbevollmächtigte und der Prokurist.
- d) Die Angestelltenverbände.

V. Die Arbeitsgerichte.

VI. Die Hilfsgewerbe des Handels.
- a) Der Handelsvertreter (Agent).
- b) Der Kommissionär (Vermittler).
- c) Der Handelsmäkler. Die Warenbörse.

VII. Betrieb des Geschäftes durch Einzelinhaber und Gesellschaften.
- a) Kaufmannsbegriff.
- b) Vorbedingungen für den Geschäftsbetrieb.
- c) Einzelinhaber.
- d) Gesellschaftsbetrieb.

Preis des Buches in Punktschrift:

I. Teil, Unterstufe, in festem Einband RM. 8.—
II. Teil, Mittelstufe, in festem Einband RM. 10.—

In Schwarzdruck ist das Buch bei Teubner-Leipzig erschienen.

I. Teil, Unterstufe, 8. Auflage RM. 1.40
II. Teil, Mittel- und Oberstufe, 6. Auflage RM. 3.—

Die Schwarzdruckbücher können auch gleichzeitig mit der Punktschriftausgabe in übereinstimmender Auflage zu dem Buchhandelspreise durch uns bezogen werden.

Neudruckanzeige! Unser Punktschriftverlag hat soeben als Neudruck herausgegeben: Schoke und Missalek, lebensvolles Sprachbuch für Rechtschreibung, Sprachlehre, Zeichensetzung, Wort- und Stillehre. Heft III. 7. und 8. Schuljahr, Oberstufe. Schwarzdruckverlag: Priebatsch-Breslau I.

Im vorigen Jahre hatten wir den Anstalten pp. das II. Heft (5. und 6. Schuljahr, Mittelstufe) dieses ganz ausgezeichneten Schulbuches zum Ankauf angeboten und aus der großen Nachfrage ersehen, daß ein dringendes Bedürfnis vorlag. Wer dieses Büchlein als Unterrichtshilfe einmal benutzt hat, wird es nie mehr missen wollen. Es ist den Verfassern voll und ganz gelungen, auch solche Unterrichtsgebiete, an die die Schüler meist mit einer gewissen Zurückhaltung herantreten, mit Leben und Interesse weckenden Inhalten zu füllen, und den Schülern lieb und wert zu machen. Eine Lust ist es für Lehrer und Schüler, ein solches Büchlein gemeinsam durchzuarbeiten. — Das III. Heft (7. und 8. Schuljahr, Oberstufe) umfaßt 222 Punktschriftseiten in Kurzschrift und Mitteldruck (Zwischenzeilendruck). Die Bezeichnung der Großschreibung ist nur in dem Abschnitte, der von ihr selbst handelt, angewendet, sonst wurde darauf verzichtet. Preis in festem Einband RM. 10.—. Die Schwarzdruckausgabe kann gleichzeitig mit dem Punktdruck in übereinstimmender Auflage zu dem Buchhandelspreise (RM. 0,90) durch uns bezogen werden. Wir bitten um recht baldige Aufgabe der Bestellungen, damit das Buch zu Beginn des neuen Schuljahres in der Hand des Schülers ist.

Druckerei der Niederschlesischen Prov.-Blindenanstalt
in Breslau.

Aus dem Inhalt des III. Heftes: Der einfache erweiterte Satz. Sinnverwandte und inhaltsgleiche Hauptwörter. Sinnverwandte und inhaltsgleiche Eigenschaftswörter. Sinnverwandte und inhaltsgleiche Zeitwörter. Die wörtliche und die abhängige Rede. Verhältniswörter und Umstandsbestimmungen. Das Satzgefüge. Der mehrfach zusammengesetzte Satz. Bedeutungswandel. Wortfamilien. Lautmalerei. Sprichwörtliche Redensarten. Sprachbeobachtung. Briefe und Geschäftsaufsätze. Der große Anfangsbuchstabe. Der kleine Anfangsbuchstabe.

Klavierstimmerprüfung in der städtischen Blindenanstalt-Berufsschule für Blinde. Am 28. und 30. März ds. Js. unerzogen sich 3 Kursisten, darunter ein auswärtiger, der theoretischen und praktischen Klavierstimmerprüfung. Entsprechend den getroffenen Verbandsbeschlüssen nahmen als Prüfungskommissare außer dem Direktor und dem Klavierstimmlehrer ein behördlicher Vertreter, 2 Vertreter der Fachgruppe blinder Klavierstimmer des „Allgemeinen Blindenvereins" und ein Klavierbauer teil. Die praktische Prüfung erstreckte sich auf Zwicken, auf das Ausführen kleinerer Reparaturen und Stimmen, im mündlichen auf Bau und Geschichte des Klaviers, sowie Akustik. Die Kursisten waren in zweijährigem Kursus mit wöchentlich 24 Stimmstunden, zu denen noch Unterricht in der Berufsschule in Maschinenschreiben, in der Geschäftskunde, Lebenskunde und in Handfertigkeit trat, vorgebildet worden und wiesen in allen Fächern gute Kenntnisse auf. Nach Besichtigung der in einem Magazin, in welchem die Prüflinge schon seit einigen Monaten praktisch sich betätigt hatten, gestimmten Instrumente, wie des Prüfungsklaviers konnte allen drei Kursisten mitgeteilt werden, daß sie die Prüfung mit gutem Erfolg bestanden hatten.

N.-Berlin.

*

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 6 — Düren, Juni 1931 — 51. Jahrgang

Weltkonferenz für Blindenwohlfahrt in New York

vom 13. bis 30. April 1931.

Amerikanische Großzügigkeit — auch im Geldgeben —, verbunden mit außerordentlicher Organisationskraft und einer Gastfreundschaft, die alles zu überbrücken verstand, haben diese einzigartige Konferenz ermöglicht. Dahinter stand der feste Wille der amerikanischen Förderer des Blindenwesens, über die nur persönliche Fühlungnahme hinaus durch Gründung eines dauernden internationalen Büros dem Blindenwesen in aller Welt irgendwie zu dienen. Es wurden abschließend aus 37 Ländern 118 Delegierte (darunter 39 Amerikaner) und 37 Gäste gezählt. Welche weitgehenste Erwartungen zum Teil an die Konferenz geknüpft waren, offenbarte ein Vertreter aus Indien, der gern Mittel und Wege besprochen haben wollte, wie den 1½ Millionen Blinden seines Landes geholfen werden könne, weil dort bei der Regierung und in der Oeffentlichkeit kaum Verständnis für die Blinden zu finden sei. Und von Südafrika wurde gesagt, daß dort fast noch nichts für die Blinden getan werde. Der Abstand in der Blindenwohlfahrt zwischen diesen Gebieten, denen noch mehrere auf der ganzen Welt zuzuordnen wären, und denen mit verhältnismäßig gut gestalteten Einrichtungen, ist so groß, daß naturgemäß dieser ersten großaufgezogenen internationalen Zusammenkunft nur ein ganz bescheidener Erfolg beschieden sein konnte. Man wird sich überhaupt besser hüten, schon jetzt einen ausdrücklichen Erfolg scharf herausstellen zu wollen. Wohl alle Konferenz-Teilnehmer werden es

dankend begrüßt und für die Zukunft genützt haben, daß ihnen diese seltene Gelegenheit beschert wurde, neue persönliche Verbindungen zu knüpfen, um sich mit willigen Auskünften gegenseitig zu dienen. Leider ist das Handbüchlein „Whos Who at the World Conference" kein vollständiges Personalienbuch zur Erinnerung an alle Persönlichkeiten, denen man begegnen durfte. Wer die „Freundschaftsarbeit" zwischen den Nationen auf den mannigfachsten Gebieten mit einiger Sympathie verfolgt, konnte zuversichtlich denen die Hand drücken, mit denen man sich zu gleichen Zielen: Bildung, Arbeit und bessere Lebenshaltung für die Blinden — verbunden fühlte. Helen Keller und die Präsidenten der Empfangs-„Dinners" in den bereisten Städten sprachen es aus, daß es hierin keinen Unterschied der Völker und Nationen geben könne. Trotz dieser grundsätzlichen Uebereinstimmung, die aus festlichen Anlässen besonders feierlich betont zu werden pflegt, wird sich niemand darüber täuschen, daß die Mittel und Wege, um das Ziel zu erreichen, von ganz anderen Faktoren weit wesentlicher beeinflußt werden als gerade von der Idee. Sonderbar, um nicht zu sagen für uns Deutsche bedrückend mußte empfunden werden, daß Mr. Cromwell, der Hauptgeldgeber für die Weltkonferenz und für die ersten drei Etatsjahre des internationalen Büros, es den Teilnehmern deutlich sagte, was sein Geld geleistet habe und noch leisten könne. Das war für New York mit seiner „Wall Street", dem Mittelpunkt des Weltkapitalismus, nichts Auffälliges und für die Amerikaner sicherlich etwas Gewohntes. Ja, in Amerika scheint allgemein Geldbesitz als göttliches Gnadengeschenk zu gelten, und warum sollte nicht ein Begnadeter Frauen und Männer aus allen Teilen der Erde zusammenrufen können, sie arbeiten lassen, zu Festen zusammensetzen und ihnen auch verkünden, wie er das alles so schön fertig gebracht habe. Nichts konnte die ausschlaggebende Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse auch im Blindenwesen besser verdeutlichen als diese Situation. Und zu den aufsteigenden Gedanken an die gegenwärtige Not Deutschlands drängten sich die anderen an die internationalen Rettungsversuche, die heute mehr als je politisch gewendet werden, und an den allenthalben wachsenden Nationalismus. Eine gelinde Probe für den letzteren gab das Auftreten der Italiener und Irländer auf der Weltkonferenz, die auch dort „protestierten". Wer will sagen, was die Menschen am stärksten zum Handeln treibt?! — Aber ich will an dieser Stelle nicht einfach als Deutscher oder gar als „Politiker" sprechen und nicht den Verdacht nationaler Gereiztheit auf mich ziehen. Unsereiner versteht ja sowieso nichts von den weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Zusammenhängen. Es geht um die Arbeit für die Blinden. Und da muß doch anerkannt werden, daß es dort drüben Menschen gibt, die mit ihrem vielen Gelde etwas Erfreuliches beginnen, wenn auch der ganz unter dem Druck von Sparmaßnahmen seufzende Deutsche über die Zweckmäßigkeit der Verwendung der Mittel seine Bedenken hegen wird. Soweit das aber die Amerikaner betrifft, bin ich zu keiner Kritik

berechtigt. Man müht sich eben, zu verstehen. Die Amerikaner lieben einen „Office-Betrieb". Büros von Anstalten, Staatskommissionen, Vereinigungen und Stiftungen sind vorzüglich ausgestattet und mit Personal — überwiegend Frauen — reichlich besetzt. Hinzukommt das Verlangen nach Rekordleistungen jeder Art. (Siehe Sport, Häuserbau — das neueste Haus in New York, 102 Stock hoch; das „Land der Superlative"). Warum soll nicht auch jeder bisherige Versuch zur internationalen Verständigung im Blindenwesen überboten werden? Einem Wohltäter amerikanischen Stils liegt sicherlich viel an einem recht großen Radius seines Wirkungskreises. Das Büro zu gründen, das mit allen Ländern der Erde Fühlung hält, kann heute nur einem Amerikaner glücken. Und dann — die zermürbende Not des Einzelnen zu sehen, ist nicht Sache des „großen Spenders". Das „Wieviel" ist für ihn das Wesentliche. Sehr dankenswerter Weise hat er das „Wie" denjenigen überlassen, die auf das internationale Büro besondere Hoffnungen setzen. So sind die Satzungen, die für das Büro gelten sollen, von den Delegierten der Weltkonferenz inhaltlich beschlossen worden. Unsere Zeitschrift wird sie bringen, wenn ihr genauer Wortlaut bekannt ist.

Was ist zu der Gründung dieses Büros zu sagen angesichts der Erlebnisse auf der Weltkonferenz?

Unter den Delegierten waren 42, unter den Gästen 4 Blinde. Es waren zum Teil Vertreter starker Blindenorganisationen. In Amerika selbst gibt es das noch nicht. Dr. Gäbler nahm beim Abschied vom Perkins-Institut Gelegenheit, die Schüler und Schülerinnen zur Gründung von Blindenvereinigungen anzufeuern. Nikolodi verkündete während der Hauptverhandlung begeistert die Erfolge der von ihm gegründeten „Unione Italiana dei Ciechi." Es ist ersichtlich, daß die verschiedene Haltung der Blindenorganisationen in den Ländern gegenüber allen Aufgaben der Blindenwohlfahrt Spannungen erzeugt, mit denen das internationale Büro bei seiner Arbeit stark zu rechnen haben wird.

Das Zusammentreffen tüchtiger blinder Geistesarbeiter verführt denjenigen zu einem falschen Urteil über die Lage der Blinden überhaupt, der diese „Spitzenleistungen" zum allgemeinen Maßstabe nimmt; denn schließlich geben nicht sie, sondern die sehr wichtigen Durchschnittsleistungen für alle wesentlichen Projekte den Ausschlag. Es war gar nicht anders zu erwarten, als daß die Konferenzteilnehmer vorwiegend nur das sehen konnten — abgesehen von einigen Werkstätten, Verkaufsständen und Fabrikarbeiten —, was für die gut veranlagten Schüler und für die geistige Oberschicht der Blinden geschaffen ist. Offenbar stehen die vier Institute in New York (Direktor Van Cleve), Philadelphia-Overbrook (Direktor Burrit), Pittsburgh (Direktor Joice) und Watertown (Direktor Allen) unter den Blindenschulen Amerikas obenan. Dann die Blindenbüchereien, die zumeist in den öffentlichen Bibliotheken untergebracht sind. Die Konferenzteilnehmer mußten in jeder besuchten Stadt mindestens die „Public Library" gesehen haben. Es waren

ja auch Sehenswürdigkeiten — baulich, bibliothekstechnisch und nach den zusammengetragenen Werten. Vor einem Jahr etwa wurde den deutschen Blinden erzählt, in Amerika gingen eine große Anzahl der Blinden zu höheren Berufen oder zum Handel über und „blinde Hauptrichter, Rechtsanwälte, Verkäufer in Geschäften, Maschinenschreiber seien alltägliche Erscheinungen“. Man darf ruhig behaupten, daß eine solche Schreibweise irreführend ist, wenn nicht daneben gesagt wird, wieviele trotz guter Schulbildung nicht in erhoffte Stellungen kommen. wie gering hinsichtlich der Kaufkraft oft das Einkommen derer ist, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, wie wenig ausreichend die gewährten Unterstützungen sind und wie vielen es überhaupt an Arbeit und sogar noch an Schulung mangelt. Ich habe auch gar nicht so selten in den bewegten Straßen von New York City blinde Bettler beobachtet, die durch lautes Klopfen mit dem Spazierstock auf sich aufmerksam machen. Auch auf diese harte, bitterernste Wirklichkeit hinzuweisen erscheint nicht überflüssig, wenn amerikanische Verhältnisse gelobt werden und wenn man daran denkt, wem das internationale Büro nützen soll. Ich habe überhaupt den Eindruck gewonnen, daß man drüben gern von den besonders Leistungsfähigen spricht. Wer sich im Wirtschaftsgetriebe nicht durchsetzen kann, mag sehen, wo er bleibt. Zwar rüttelt die gegenwärtige Weltwirtschaftskrise auch die Amerikaner gehörig auf, aber sie erzeugt sichtlich weit mehr Furcht vor dem Bolschewismus als Achtung und Ehrfurcht vor dem einzelnen Menschenleben. Ganz gewiß denkt man den Blinden gegenüber nicht ganz so hart; fließen doch den bis jetzt für sie geschaffenen Einrichtungen immer noch gute Spenden zu. Die vielen Propagandareisen Helen Kellers werden erheblich dazu beigetragen haben. Aber nun mißt man offenbar wieder zumeist gerade an „unserer Helen Keller“, wie jeder sagt. Sollte es anders sein, lasse ich mich gern belehren. Als Gegenstück dazu erscheint mir die Einrichtung der „Home Visiting and Home Teaching“, als genüge sie eben für geringere Bedürfnisse.

Diese Gedanken spreche ich hier nur deshalb aus. weil ich nicht glaube, daß das internationale Büro die Probleme allgemeine Blindenausbildung, Blindenarbeit und Staatsrente, die jedes Land für sich selbst lösen muß, irgendwie beschleunigter und glücklicher wird lösen können. Sicherlich wird die Konferenz den englischsprechenden Völkern einen kleinen Fortschritt bescheren im vereinheitlichten Buchdruck und Blindenbücheraustausch, den die gebildeten Blinden der anderen Nationen auch für sich nützen werden. Die „American Braille Press“ hat dafür gute Vorarbeit geleistet. Dieser Erfolg ist anzuerkennen. Ich scheue mich aber nicht, wenigstens für unser Land, die Befürchtung auszusprechen, daß hochgehende Pläne und immerwährende Erdenrund-Gedanken manchem die täglichen Sorgen für das Lebensschicksal des Einzelnen leicht klein erscheinen lassen. Das darf auf keinen Fall sein. Diese täglichen Sorgen für die blinden Hand- und Fabrikarbeiter nehmen uns jetzt voll in Anspruch.

Gewiß ist es nützlich, sich hin und wieder umzuschauen und umzuhören, wie es anderswo hergeht, aber die dringendsten und individuell bestimmten Arbeiten zwingt uns die Notlage unserer eigenen blinden Landsleute auf. Und das heißt für uns, theorienfreier und praktischer werden. Das internationale Büro wird uns kaum dabei behilflich sein können.

Es war ein alle Konferenzteilnehmer besonders erfreuendes Arrangement, daß vor die Schlußverhandlungen eine 10tägige Rundfahrt zum Besuch der Städte Philadelphia, Washington, Pittsburgh, Cleveland, Niagara-Falls und Boston eingeschaltet wurde. Man hat uns viel, sehr viel, aber doch eben nur flüchtig zeigen können. Das Organisationstalent des „Managers“ stellte alle Reisende so fortlaufend unter seine „Ordre“, daß es ganz selten möglich war, einige Stunden über sich selbst zu bestimmen. Und scherzend raunten wir uns den Ausspruch zu, den ein Franzose beim Anblick der Freiheitsstatue, die bekanntlich jeden Besucher New Yorks bei der Einfahrt in den Hafen grüßt, getan haben soll: „Wie wunderbar! Auch wir pflegen unseren großen Toten Denkmäler aufzustellen.“ Die persönliche Freiheit der Rundreisenden war zwangsläufig beschränkt durch eine bis ins Kleinste tadellos arbeitende Vorsorge. Laufend erhielt jeder Teilnehmer briefliche Nachrichten über die zu erwartenden Dinge und Ereignisse. Selbst um das körperliche Wohlbefinden war man besorgt. Mein Gruppenführer Mr. Hooper aus Janesville war geradezu rührend, besonders, als wir auf der Nachtfahrt Washington—Pittsburgh einen erheblichen Temperatursturz mit Schneegestöber erlebt hatten. Die Organisation klappte. Was sollte aber auch nicht alles erledigt werden. Vom 14. bis 17. April an den Vormittagen Vorträge, an den Abenden „Round-Tables“ Diskussionen über alle Zweige des Blindenwesens. Dazwischen Besichtigungen. Es wäre das alles schon in New York nicht möglich gewesen, ohne gestellte Autos und Befolgung aller Anordnungen und — ohne Hilfe der Feuerwehr, die uns für die Autofahrten die Straßen freihielt. Und so ähnlich auf der Rundfahrt. Kaum dem Extrazug entstiegen, saßen wir schon wieder in Privatautos, meist von Damen sicher gesteuert, die uns in kurzer Zeit alle wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt kaleidoskopartig „vorführten“. Im Hotelzimmer fand man sein Gepäck vor und im Schlafwagen war es wieder zur Stelle. Die Städte und Anstalten wetteiferten nicht nur in überaus freundlichen Empfängen und Bewirtungen. Sie hatten auch so disponiert, daß uns nach Möglichkeit nichts entgehen sollte. In der Erinnerung drängt sich ein buntes Bild an das andere — Parks und historische Stätten, Niagara, Severance Hall in Cleveland, wo Nikolai Sokoloff Beethovens „Neunte“ dirigierte, West-Point, der herrlichste Ausflugspunkt für New York, im Mansfield Theatre das eindrucksvolle Negerspiel „The Green Pastures“; Anstalten, Werkstätten, Verkaufsstände. Im Perkins-Institut wurden alle Besucher in den Familienhäusern einquartiert, die zweistöckig, Giebel an Giebel gesetzt und mit Vorgärten geschmückt, für Knaben und Mädchen getrennt, je

einen kleinen Straßenzug bilden. Die Mahlzeiten wurden in Gruppen gemeinsam mit den einzelnen Familien eingenommen. Wir erlebten mit unserer freundlichen Hausmutter und ihren „Haustöchtern" im kleinen Kreise einen köstlichen Lieder- und Tänzchenabend. Die festlichen Empfänge durch Stadtoberhäupter und durch den Präsidenten Hoover im weißen Hause, wo auch Helen Keller wieder zugegen war, werden sicherlich für die Förderung des amerikanischen Blindenwesens ihre gute Wirkung haben. Weite Volkskreise haben die Konferenz beachtet. Der Festabend in Cleveland war besonders ehrenvoll für den blinden General-Sekretär der „American Foundation for the Blind", Mr. Irwin, eine sehr schätzenswerte Persönlichkeit, und der Schlußabend in New York für den aus dem Amt scheidenden Direktor des Perkin-Institutes, Mr. Allen, dem tüchtigen Fachmann im Blindenerziehungswesen. Das mußte gewiß alles sein und gehörte in den Rahmen der Absichten der Veranstalter der Weltkonferenz. Uns Besuchern nahmen die Festlichkeiten leider viel Zeit und besonders die Ruhe zur sorgfältigen Information, an der uns doch viel lag. Die zu einem gereinigten Urteil nötige Erfahrung ist nicht möglich, wenn man alles mit der Uhr in der Hand erledigen muß und wenn sich zu gleicher Zeit so viel Menschen herandrängen, um zu erschnappen, was sie gern wissen möchten, wenn auch alles „hand- und mundgerecht" gemacht war. Darum konnte sich in den Schlußverhandlungen und will sich auch hinterher der Gesamteindruck nicht recht klären. Das Wesentlichste aus ostamerikanischen Anstalten und Heimen und von Staatskommissionen haben die Leser des „Blindenfreund" schon aus den Berichten von Dr. Peiser erfahren. (Blfrd. 1930 S. 1). Ich kann nicht sagen, daß ich heilsame Lehren empfangen hätte, die gar zur Nachahmung auffordern, halte es auch für falsch, der Frage nachzugehen, was bei uns oder drüben besser oder schlechter sei. Es sei nur darauf hingewiesen, daß selbst unter den amerikanischen Persönlichkeiten in der Blindenwohlfahrt das Werturteil ebenso wie über den Umfang und die Grenzen staatlicher und privater Fürsorge so auch über „Braille-Klassen" an öffentlichen Schulen (ich habe e i n e in Cleveland gesehen) und über die Arbeit der „Home-Teachers" durchaus geteilt sind. Man weiß auch dort sehr wohl, daß man längst nicht alle Blinden erfaßt wie bei uns durch Schulpflichtgesetze und Fürsorgepflichtverordnung, und man ahnt die aus unserer Gesetzgebung erwachsenen schwierigeren Pflichtaufgaben gegenüber einer überwiegend freiwilligen Hilfsarbeit. Man bedauert, daß drüben die Lehrkräfte für die Blinden nicht hinreichend vorgebildet sind und ist bemüht, durch Kurse, Schrifttum und Informationen aufzuhelfen, obwohl auch hierbei einige Unstimmigkeiten „hindurchschimmerten". Mit berechtigtem Stolz zeigt man vorzüglich gebaute und ausgestattete Schulanstalten unter ideenstarker erzieherischer Leitung und verhehlt sich doch nicht, daß der schwere Schritt in die selbständige Berufstätigkeit keinem Blinden Enttäuschungen erspart. In wenigen Städten sind wohl Klassen für Sehschwache an öffentlichen Schulen,

aber in den großen Blindenanstalten schätzten wir 50 Prozent sehschwache Schüler. Man läßt in einigen Staaten blinde Kinder aus Grundsatz —?— in den öffentlichen Schulen und gibt doch die Blindenheime und Blindenwerkstätten nicht auf. Man ist in diesen Werkstätten auch nur bei dort üblichen „alten Blindenhandwerken" hängen geblieben trotz der Hilfsmaschinen, Verkaufsstände und Schreibmaschinen.

Nach meinem Dafürhalten haben die Vertreter des deutschen Blindenwesens es weit dringender nötig, an den veränderten Verhältnissen im Berufs- und Wirtschaftsleben unseres Landes sich neu zu orientieren und danach umzustellen, als sich aus der Arbeit für die Blinden anderer Länder Wegweisung zu holen, wo nun einmal die Voraussetzungen und Bedingungen für die Lebenshaltung ganz andere sind. Unbestritten war die Weltkonferenz für alle Teilnehmer ein reiches Erlebnis. Der erste „success" wird den Blinden Amerikas zugute kommen. Er sei ihnen auch gern gegönnt. Ob er der einzige bleibt? Oder — sollte die Jugend doch hellseherisch sein? Von den „girls" und „boys" einer sehr gut geleiteten Anstalt ist mir ein freundschaftlicher Gruß an die Schüler der Blindenschulen in Deutschland schriftlich aufgetragen. In jugendlicher Begeisterung für Brüderlichkeit und Menschenfreundlichkeit fühlen sie sich mit der blinden Jugend anderer Länder verbunden. Sie schrieben: „Die jungen Leute der heutigen Welt werden die Wegweiser der Welt von morgen sein." „Wenn die Jugend der Länder der Welt ein besseres Verständnis untereinander hat, werden da nicht die künftigen Führer fähig sein, für internationale Angelegenheiten viel klügere, friedvollere und befriedigendere Wege weisen zu können als jetzt?" Sie hoffen durch Briefwechsel mit unserer Jugend sich gegenseitig kennen und verstehen zu lernen. „Vielleicht, ehe noch viele Jahre vergangen sein werden, wenn der Luftverkehr weniger kostspielig ist, werden sie nach — — fliegen, um an einem „track meet" oder einem anderen Sportkampf teilzunehmen." Ich gebe diesen Gruß hier gern weiter. Begeisterung ist das schöne Vorrecht der Jugend. Sie ist auch „Alten" vonnöten, als ein Feuer, das die Innenwelt im Fluß erhält; aber Vernunft muß ihr die Gußform richten, in die sich das geschmolzene Metall ergießt, sonst zerfließt alles halt- und gestaltlos." (Leixner).

Einen besonderen Reiz hatte es, nach der Besichtigung amerikanischer Blindenanstalten und nach Schluß der Weltkonferenz noch schnell einen Eindruck von der gerühmten „Lincoln"-Schule einzufangen, die in loser Verbindung mit der Columbia-Universität in New York steht und wohl den modernsten Schulorganismus der Stadt darstellt. Sie ist eine „Experimental"-, nicht eine „Demonstrationsschule", frei für die Entwicklung neuer Ideen. „Sie wählt aus und prüft, welches die beste gegenwärtige Praxis ist." Man möchte den deutschen öffentlichen Schulen etwas Aehnliches wünschen und den Blindenschulen nicht minder.

Die Dankesgrüße an die freundlichen Gastgeber und all die

Damen und Herren, die zu Auskünften und Hilfsdiensten stets bereit waren, verknüpfe ich mit einem Gruß an — „Das Deutsche Haus“ an der Columbia-Universität in New York, dessen Vertreter auch an der Eröffnungsfeier der Weltkonferenz teilgenommen hat. Die Gründer dieses Hauses, das am 21. Januar 1929 eröffnet worden ist, wollten dem deutschen Geist in Amerika eine Heimstätte bereiten und helfen, daß die Beziehungen der beiden Völker durch besseres gegenseitiges Verständnis immer freundlicher gestaltet würden. Das Deutsche Haus wirkt vorbildlich. In der Geistesarbeit haben sich Amerika und Deutschland am ehesten zusammengefunden. Sollte es sein — und ich hoffe es —, daß die im amerikanischen Blindenwesen tätigen Persönlichkeiten mit denen in Deutschland wie auch in anderen Ländern innigeren Gedankenaustausch aufnehmen und pflegen möchten, dann werden sicherlich zu dieser Verbundenheit im Werk für die Blinden auch deutsche Freunde bereit sein mit dem Wunsche, den die „Carl Schurz Association“-Berlin dem Deutschen Hause in New York geschickt hat: „Im Wesentlichen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Treue.“

H. Müller.

*

Notwendigkeit und Bedeutung der Jugendpflege für den Erziehungs- und Bildungsprozeß in der Blindenanstalt.

E. Günther-Königsberg Pr.

> Vergeblich ist es, daß die Menschen sich bessern, wenn sie in den alten Anschauungen erzogen werden, wenn in das junge Blut immer die alten, abgestandenen Urteile und Gefühle gebracht, wenn in der Jugend nur Urväterhausrat und Urväterweisheit neu zum Leben erweckt werden. (Fichte.)

I.

Bei einer Durchsicht der Literatur über das Blindenwesen fällt auf, daß Abhandlungen und Aufsätze über den blinden Jugendlichen und über die Jugendpflege in Blindenanstalten verhältnismäßig selten zu finden sind. Das hat seinen Grund einmal darin, daß Arbeiten monographischen Charakters über einzelne Entwicklungsperioden des blinden Menschen an sich nicht häufig sind, zum andern darin, daß andere notwendige Fragen: Organisation des Unterrichts, Schrift der Blinden, Einzelfragen der Psychologie, besonders der Sinnespsychologie, Berufsausbildung und -fürsorge im Vordergrunde standen; drittens aber, und das ist vielleicht der tiefste Grund, war das Problem „der Jugendliche“ mit allen den komplexen Zusammenhängen noch nicht in der gegenwärtigen Schärfe aufgestellt. Aus der geringen Zahl von Veröffentlichungen darf aber nicht der Schluß gezogen werden, daß in den Blindenanstalten etwa die Jugendpflege vernachlässigt wurde. Die vorhandene Situation des Internats ver-

langte ein Eingehen auf die Jugendlichen. Es wurde ihnen vorgelesen, es gab Unterhaltungs- und Tanzabende, Veranstaltungen, in denen sie mitwirkten u. dgl. Nicht nur sollte eine Abwechslung in das einförmige Internatsleben gebracht und damit eine Erhöhung der Lebensfreudigkeit erreicht werden, es wurden damit auch Gelegenheiten zur Eigentätigkeit und zu besonderen Kraftentfaltungen geboten, die aus dem Eigenleben der Jugendlichen wachsen konnten, aber eben nur „gelegentlich". Darin ist kein Vorwurf zu erblicken, denn Zielstellung und besonders Methode des Unterrichts und der Erziehung waren anders, und es wäre verkehrt, hier Werturteile aussprechen zu wollen. Es gab eine Zeit, und praktisch ist sie noch heute oft spürbar, da wurde das Studium der Kindheit und das des Jugendlichen zu 90% als bloße Vorbereitungszeit auf Beruf und Verantwortung angesehen. Daß das Kind und vor allem der Jugendliche sein Eigenleben führt und auch zum Ausdruck bringen mußte, war der Erwachsenenwelt manchmal wenig angenehm und wurde, je nach Veranlagung, mit Kopfschütteln, lächelnd, verärgert oder schroff unterdrückt; „der Eigenwille muß gebrochen werden" durch das unerschütterliche Autoritätsbewußtsein. Bis dann das „Jahrhundert des Kindes" hereinbrach und dem Kinde seine „Welt" gab und sie abgrenzte gegen die Welt des Erwachsenen. Man begann aber auch den Jugendlichen anders zu sehen. Die Eigenwelt und Eigenwertigkeit des Jugendlichen als eine besondere Welt mit eigenen Wertmaßstäben gegenüber der Welt und dem Wert der Erwachsenen haben uns in ganzer Deutlichkeit erst die Nachkriegsjahre gebracht. Natürlich nicht unvermittelt, da ist die im Beginn des 20. Jahrhunderts entstandene Jugendbewegung mit ihrem starken Einfluß auf die Aenderung der Lebensformen; dazu kommt als ein gewaltiger Faktor die Wertung, die sich vielfach bis zur Ueberwertung steigert, als Folgeerscheinung des Krieges. Ein großes Bemühen um die Jugend setzt ein und rückt sie in den Mittelpunkt vieler Interessen. Eine „Psychologie des Jugendlichen", eine „Jugendkunde", versucht das Seelenleben des jungen Menschen zu erschließen und zu zeigen, wie man an sein Wesen herankommt. Auch der Jugendpflege wurde größere Aufmerksamkeit geschenkt. Und wenn wir die letzten 20 Jahre seit der staatlichen Begründung der Jugendpflege überschauen, fällt uns die ungemein schnelle und reiche Entwicklung auf. Eine umfassende Organisation, an der Spitze das Büro für Jugendpflege im Wohlfahrtsministerium, ist geschaffen worden, und der Staat hat einen Teil der Aufgaben den schon bestehenden privaten Jugendpflegevereinen abgenommen. Wie weit die deutsche Jugend in Verbänden zusammengeschlossen ist, geht aus den Angaben hervor, die auf der „Ausstellung der deutschen Jugend" 1927 in Berlin gemacht wurden. Die dem „Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände" angeschlossenen Jugendvereinigungen umfaßten 3,6 Millionen (von 9,1 Millionen) Jugendliche zwischen 14 und 21 Jahren, davon waren 74% männliche, 26% weibliche Jugend. Interessant ist, daß die Verbände für

Leibesübungen 1 577 563 Mitglieder, kirchliche Jugendverbände 56 239 und die Bünde der Jugendbewegung nur 29 755 Mitglieder zählten.

Richten wir nach diesem Seitenblick unser Augenmerk auf unsere besonderen Interessen. Unter den bisher erschienenen Veröffentlichungen verdienen besondere Beachtung die Vorträge: 1. Müller: „Selbstregierung im Lichte unserer Anstaltserziehung“. 2. Koch: „Jugendpflege in Blindenanstalten“ (beide im Bericht über den XIV. Blindenlehrerkongreß 1913 S. 84ff. u. 105ff.). 3. Trapny: „Erziehungsnot bei den Jugendlichen unserer Anstalten“ (Zeitschrift für das österreichische Blindenwesen 1924 S. 66ff.). Die beiden erstgenannten Vorträge ergänzen einander und geben uns ein Bild von den Bestrebungen, die Jugendpflege über das bisher mehr oder weniger gelegentliche Tun hinauszuheben zu einer zweckbestimmten, zielsicheren Erziehungs- und Bildungsarbeit. Trapny zeigt 1924 wo wir im allgemeinen (nicht nur in Oesterreich!) auch noch heute stehen, und sein Ruf nach einer Psychologie der jugendlichen Blinden ist wohl gehört, aber noch nicht in die Tat umgesetzt worden. Die sicher sehr gut und gründlich arbeitende Kommission studiert das blinde Kleinkind und ist in den sechs Jahren zum blinden Jugendlichen noch nicht gekommen. Inzwischen wachsen uns eine und noch eine Generation Jugendlicher heran, und es dürfte mit eine der wichtigsten Aufgaben der „Anstaltspädagogischen Kommission“ sein, dieses Gebiet zu bearbeiten. Ganz gewiß ist diese Arbeit nicht leicht trotz der vorliegenden Schriften über die sehenden Jugendlichen und zögert sich hinaus, weil sie neben der eigentlichen Berufsarbeit geleistet werden muß. Das Material ist so vielgestaltig und veränderlich, daß es schwer ist, Abschließendes und möglichst Unanfechtbares zu formulieren. Je intensiver eine Beschäftigung mit den blinden Jugendlichen erfolgt, umsomehr wird die vorgefaßte, meist an Sehenden und Jugendlichen einer früheren Zeit orientierte Meinung und Einstellung erschüttert. Eine Grundlage dieser Beschäftigung bilden die Mittel der Jugendpflege, wie sie zum Teil schon bei Müller und Koch genannt sind. Welche Mittel auch gewählt werden oder der einzelne des Erzieherkollegiums (hier taucht wieder das Problem des Kollegiums als Gruppe auf, s. Blfd. 1929 S. 170) sich wählt, immer muß das Mittel den Jugendlichen in Aktivität versetzen. Daß passive Mittel, z. B. das Vorlesen, in unseren Verhältnissen auch notwendig sind, sei bemerkt. Erst der aktiv gewordene Jugendliche ermöglicht uns ein Einfühlen in ihn und ein allmähliches Erkennen seiner seelischen Struktur und Haltung. Daraus resultiert dann die individuelle Behandlung des Jugendlichen, und es entsteht ein besonderes Verhältnis zwischen ihm und dem Erzieher. Wir wollen dieses Verhältnis nicht ein Vertrauensverhältnis nennen; denn das ist es meistens nicht und wird es nur in wenigen Fällen werden, wo in beiden Menschen die notwendigen Voraussetzungen vorhanden sind. Solch ein Vertrauensverhältnis, das sich vielleicht in einer

gläubigen Hingabe der Geführten an den Führer äußern könnte, entsteht nicht und kann nicht entstehen. Der Jugendpfleger (in unserem engeren Sinne) steht nicht einem einzelnen gegenüber, sondern einer oft höchst eigenwilligen Gruppe. Alle anfänglichen Versuche, ein solches Verhältnis zwischen Gruppe und Führer zu begründen, sind gescheitert. Warum? Weil eine Reihe wichtiger Voraussetzungen, auf die sich diese Erziehungsarbeit gründen muß, falsch geworden sind. Sie treffen auf den heutigen Jugendlichen nicht mehr in allem zu. Jeder, der in einer Blindenanstalt jugendpflegerisch tätig ist, wird seine psychologischen und pädagogischen Voraussetzungen unter drei Leitgedanken machen müssen: 1. ich habe es mit *blinden* Jugendlichen zu tun; 2. ich habe es mit blinden *Jugendlichen* zu tun; 3. ich habe es mit blinden Jugendlichen der *Nachkriegsgeneration* zu tun.

Für die Behauptung, daß der blinde Jugendliche anders sei, d. h. eine andere Grundhaltung habe, ist ein Beweis durch Vergleich mit dem blinden Jugendlichen der Vorkriegszeit schwer möglich, weil eine geschlossene Beschreibung der Grundhaltung des damaligen blinden Jugendlichen nicht bekannt ist. Aber zwei Tatsachen stützen unsere Behauptung: der Erfolg oder vielmehr der Mißerfolg, wenn man dem heutigen Jugendlichen mit den Methoden kommt, wie sie früher üblich waren, und dann die Protokolle der Erzieherkonferenzen. Die Methoden waren herausgebildet von der oben erwähnten Jugendbewegung, die unter ganz anderen Verhältnissen entstanden war, sich demgemäß entwickelte und die ihr eigentümliche Arbeitsweisen und Formen schuf. Heute hat *diese* Jugendbewegung eigentlich abgewirtschaftet, denn ihre Formen sind in allen Jugendkreisen heute üblich geworden und teilweise schon wieder ohne Inhalt leer und unbefriedigend (haben doch vor einiger Zeit Führer der Bewegung erklärt, daß sich die neuen Formen der heutigen Lebensführung neben der sich vergebens bemühenden Jugendbewegung gebildet haben, daß sie so gewissermaßen hinter der Zeit zurückgeblieben ist). Dazu kommt noch ein wesentliches Moment: die Jugendbewegung verfolgte ein Ziel, das heute als unerreichbar erkannt worden ist: die Gemeinschaft auf individueller Grundlage, bewußt vom Individuum aus. Eine Gemeinschaft kann nicht die Besonderheiten des Individualismus fördern und pflegen. Sie verlangt Opfer und Beschränkung der persönlichen Freiheit zugunsten eben dieses Lebens in einer Gemeinschaft. Der Zerfall der Jugendbewegung in einzelne Gruppen und Grüppchen beweist die Unmöglichkeit der Erreichbarkeit ihres Zieles. Wir müssen also zu einer anderen Arbeitsweise gelangen. Dabei muß berücksichtigt werden, daß unsere Jugendlichen in ganz neuen wirtschaftlichen, soziologischen, politischen und auch technischen Verhältnissen aufwachsen als vor und in dem Kriege. Das bestimmt nicht nur die Grundhaltung des Sehenden, sondern auch die des Blinden. Die Gegenwart, die durch die Zeitung, durch den Rundfunk, durch die Methoden der Arbeitsschule, durch das Theater, durch die in der

Werkstätte von der Wirtschaftslage diktierten Aenderungen (Verkürzung der Arbeitszeit aus Mangel an Aufträgen, geringe Aussicht auf wirtschaftliche Selbständigkeit u. dgl.), durch mannigfaltige Erlebnisse im Elternhause in den Ferien u. a. m. auf den blinden Jugendlichen eindringt, bestimmt seinen seelisch-geistigen Habitus anders als den der Generation, die vor dem Kriege in Ruhe und Sicherheit groß wurde, und wieder anders als den der Kriegsgeneration, die im Kriege unter Entbehrungen jeder Art, die unter dem Eindruck der Kriegswirkungen in der Heimat, der innerpolitischen Umwälzungen bei Kriegsende und unter dem Druck der Inflation aufwuchs. Deshalb ist manches, was früher gut und richtig war, heute nicht mehr vom methodischen Standpunkt für die Jugendpflege brauchbar.

Daß die Situation des heute Jugendlichen eine andere ist, geht aus den Protokollen der Konferenzen, die sich mit Erziehungsfragen beschäftigen, eindeutig hervor. Daneben muß man dann noch die Hausordnungen halten. Wenn man diese Niederschriften der letzten 25 Jahre durchliest, spiegelt sich in der Haltung des Erzieherkollegiums, das von dem Willen erfüllt war, nur die besten und zweckmäßigsten Maßnahmen zur Erziehung der Jugendlichen zu treffen, die anders werdende Haltung der jungen Menschen wieder. Den Abschluß einer Entwicklungsperiode bringt die Aenderung oder Neuschaffung der Hausordnung, die doch nur darum geändert wird, weil sie nicht mehr der gegenwärtigen pädagogischen Lage entspricht. Vergleiche der letzten Hausordnungen mit früheren lassen erkennen, daß unsere Jugend anders gesehen wird; es wird ja von ihr immer andersartiges verlangt, andersartig besonders in Richtung des selbständigen Tuns.

Von den oben genannten Leitgedanken ist der letzte zuerst entwickelt worden, weil sich die beiden andern mehr oder weniger an ihm orientieren müssen. Es ist an diesem Ort nicht nötig, die typischen Merkmale des Jugendlichen aufzuführen; sie sind genugsam bekannt. Nötig ist aber, zu überlegen, ob alle diese Merkmale noch zutreffen. Das ist nicht mehr ganz der Fall. Der Jugendliche ist in seinem Wesen nüchterner, wenn ich nicht mißverstanden werde, möchte ich sagen, sachlicher geworden. Das, was wirklich da ist, das Reale, hat nicht nur einen ausschlaggebenden Wert bekommen, sondern wird vielfach überbewertet. Es wird stärker dem Augenblick gelebt, aber eine völlige Hingabe ist selten zu bemerken. Im Hintergrunde ist fast immer eine kritische Selbst- und Fremdbeobachtung wach, die es zu einem restlosen Aufgehen in einer Angelegenheit nicht kommen läßt: weniger Begeisterung, mehr rationale Untersuchung und Begründung des Tuns. Dann befindet sich der Jugendliche gegenwärtig in einer Situation, in der er fast an nichts glaubt, das reale Ding ausgenommen. Das trennt ihn von dem Jugendlichen der früheren Generationen. Wir wissen, der Jugendliche ist radikal in seiner Ablehnung, in seiner Hingabe, in seiner Kritik dem Leben des Erwachsenen gegenüber. Was bietet

sich ihm in der Erwachsenenwelt? Von seinem geistigen Standpunkt ein Chaos, ein Chaos in religiöser, künstlerischer, wirtschaftlicher, politischer Hinsicht. Sein gegenwarts- und zukunftsgerichteter Sinn erkennt noch nicht die bleibenden Werte, die aus der Vergangenheit in unsere Zeit ragen und kann sich nicht an ihnen orientieren. Woran soll er glauben, wenn die Gegenwart ihm kein unerschüttertes Glaubensideal gibt? Er sieht und hört und erlebt es intensiv mit, wie heute diese künstlerische oder politische Richtung als das einzig Wahre mit viel Nachdruck hingestellt und gepriesen wird, und morgen weiß man nichts mehr von ihr. Er weiß, vor wenigen Jahren hatten die Menschen seiner Umgebung einen anders fundierten Staat; heute hört er von den Bewegungen, die gegen die gegenwärtige Staatsform gerichtet sind. Er weiß von dem Kampf gegen Religion und Kirche. Er weiß die wirtschaftliche Lage und ihre Wirkungen. Was tun die meisten der Jugendlichen? Sie glauben nichts, sie geben sich keine Mühe, etwas zu glauben oder den Versuch zu machen, ihrem Sein auch nur die zartesten Anfänge einer und wenn noch so dürftigen weltanschaulichen Grundlage zu geben. Warum auch? „Es stimmt ja doch alles nicht", hört man erwidern. Dieser Zustand hat aber nichts Beruhigendes für den Jugendlichen; er treibt ihn in eine fast nervöse Unruhe, die sich darin äußert, alles zu erfahren, möglichst praktisch zu erfahren, um es zu wissen und durch seine Sinne erlebt zu haben. „Wem sollen und können wir glauben? — Nur uns selbst!" Das führt dann zu einer Abrückung von dem geistigen Erleben und Erfahren zu einer fast ausschließlichen Hinwendung an das reale Ding und an nur sichtbare und meßbare Leistungen des Körpers, wo das Geltungsstreben des Jugendlichen am ehesten erfüllt werden kann. Noch ein drittes Merkmal zur Charakterisierung der Grundhaltung des Jugendlichen. Die natürlich und gesund empfindenden Jugendlichen, und das sind weitaus die meisten, machen sich gar nichts aus dem Anbetungstanz, der um die Jugend und das Jungsein vollführt wird, stehen dem verständnislos gegenüber, wenn sie nicht über das seltsame Gebaren und Reden der um jeden Preis jungseinwollenden Alten lachen.

In diesen kurzen Ausführungen soll die neue Situation der Jugendlichen nur angedeutet, nicht etwa erschöpfend dargestellt worden sein.

Bei der Betrachtung des blinden Jugendlichen ist von grundlegender Bedeutung für die annähernd adäquate Erfassung seines Wesens die methodische Einstellung. Es ist m. E. nicht gleichgültig, ob wir von den bekannten Tatsachen über das Seelenleben des sehenden Jugendlichen ausgehen und durch Vergleich eine besondere Psychologie des blinden Jugendlichen schaffen wollen, oder ob wir den Weg wählen, direkt vom blinden Jugendlichen aus vorzugehen und nachher unsere Ergebnisse mit denen der allgemeinen Jugendpsychologie in Beziehung zu bringen. Der zweite Weg scheint der gegebene, „denn auch der blinde Jugendliche ist ein werdender

Mensch mit eigener Gesetzlichkeit, die nicht aus der des Vollsinnigen in einer Modifikation herausgearbeitet werden kann, sondern aus der Totalität der blinden Jugendlichen erwächst". (Blfd. 1929, S. 234.) Ist im Verlauf dieser Arbeit oft von dem sehenden Jugendlichen gehandelt worden, so sollte nur die gewisse Wandlung in der seelischen Grundhaltung auch des blinden Jugendlichen aufgezeigt werden, die durch die Tatsache des Blindseins nicht bedingt ist. Dabei ist die stillschweigende Voraussetzung gemacht worden, daß die Jugendpsychologie des Blinden ebenso vorhanden wäre wie die des Sehenden. Erklären wir uns für die Methode der Ganzheitsbetrachtung, um mit ihrer Hilfe unsere spezielle Jugendpsychologie zu schaffen, wird die Arbeit in unseren besonderen Verhältnissen nicht ganz einfach sein. Doch scheint die „Methode der Ganzheitsbetrachtung in der Psychologie" die größte Wahrscheinlichkeit zu bieten, zu möglichst richtigen Ergebnissen zu kommen, wie denn auch diese Methode auf dem letzten Psychologenkongreß in Hamburg 1931 eine lebhafte Anerkennung gefunden hat. Den blinden Jugendlichen zu verstehen (im Sinne Diltheys) ist nur möglich durch die Tatsache seines Blindseins als d a s strukturierende Element. Es ist deshalb fraglich, ob der Sehende den blinden Menschen restlos verstehen, seinen psychischen Zustand klar aufzudecken vermag.

Wohl in keinem Lebensalter wird das Nichtsehenkönnen so von dem Blinden erlebt und erlitten wie in der Reifezeit. Das Blindsein ist d i e große Hemmung, die das Hineinwachsen in die Welt der Erwachsenen reibungsvoller und damit schmerzhafter macht. Das blinde Kind empfindet seine Grenzen weniger, der blinde Jugendliche aber, der über die Grenzen hinaus will, der auf Lebenserweiterung gerichtet ist, fühlt diese Grenzen als etwas ungeheuer Drückendes und Einengendes, zumal er nicht in eine Welt der Blinden, sondern in eine Welt der Sehenden hineinwachsen muß. Er kann sich von seinem Freiheitsdrange, von seiner Sehnsucht nach der Weite nicht erlösen. Ein Korbmacherlehrling sagte mir einmal: „Es ist so traurig, nun sitzt man den ganzen Tag auf seinem Platz in der Werkstätte. Die Finger machen ihre Arbeit ganz allein, und da hat man so viel Zeit zu denken. Und immer denkt man dasselbe, muß man dasselbe denken: warum ist das so, warum muß ich hier sitzen, warum kann ich nicht heraus und wie andere Menschen alles kennenlernen, — und dann wundern Sie sich, daß man so betrübt ist." Natürlich versucht der blinde Jugendliche sein Streben nach Erweiterung seiner Grenzen zu verwirklichen und macht dann die schmerzhafte Erfahrung seiner (bis zu einem gewissen Grade) Unfähigkeit, eine seinem Streben auch nur annähernd adäquate Befriedigung zu verschaffen. Diese Unfähigkeit, die im letzten Grunde in seiner Blindheit ruht, glaubt er zunächst nicht. Wieder und immer wieder versucht er es auf jede ihm nur mögliche Art, sich in jeder Beziehung nach außen hin Geltung zu verschaffen, bis — — das Gefühl seiner Minderwertigkeit, ein Mensch zweiten Grades zu sein, so stark ist. daß es ihn von weiteren Versuchen zurückhält. Seine seelische

Depression verwandelt sich in eine bittere Resignation, die wie ein Druck auf seiner Jugendzeit lagert. Beschleunigt und verschärft wird dieser Zustand noch dadurch, daß er sich die Möglichkeiten und die Verhältnisse, in denen der sehende gleichalterige Mensch lebt, viel günstiger und reicher vorstellt, als sie tatsächlich sind. Diese seelische Tiefstimmung geht bei manchen Jugendlichen so weit, daß sie ihr Selbstvertrauen fast verlieren. „Das soll ich machen? — — — Nein! — — Das kann ich nicht!" Wer von uns hat diese Erwiderung noch nicht gehört, wenn eine Leistung verlangt wurde, die neu war und einige Anforderungen stellte? Es ist das meistens nicht Faulheit und Bequemlichkeit. Durch diesen Druck, den sein Geltungsstreben erfährt, wird es aber nicht getötet, sondern bei den meisten in eine Richtung gelenkt, in der es sich betätigen kann. Inmitten seiner Kameraden will jeder etwas bedeuten, will sich jeder Geltung verschaffen und seine Macht zeigen. Da löst es ein herzlich beglückendes Gefühl der Befriedigung aus, vor den anderen mit vielen Worten bramarbasierend die Anstaltsordnung und -einrichtungen und unbequeme Erziehungsmaßnahmen anzugreifen und zu verdammen. Darin sind sie dann alle einig, und es entsteht dieser eigenartige Kollektivgeist, aus dem Angriffe und Widersetzlichkeiten resultieren. Hat man aber so einen Helden allein vor sich, so ist er ein ganz anderer Mensch. Das großartige Getue und die großen Worte, an denen er sich selbst berauschte, sind nur Schutzwälle, hinter welchen sich seine Unzulänglichkeit und Unsicherheit verbirgt. So darf man ein solches Verhalten nicht von vornherein als ein böswilliges werten. Das durch den Umstand der Blindheit aus seiner natürlichen Richtung verdrängte Geltungsstreben, kombiniert mit dem Gefühl der eingeengten Freiheit durch die Einrichtungen des Internats, geben diesem Verhalten viel seelische Kraft. Einige Hilfe in der Erkenntnis dieser Tatsachen und zum Versuch ihrer Beseitigung kann uns hier die Individualpsychologie bringen. Eine individualdiagnostische Betrachtungsweise erscheint mir aber immer notwendig, um den blinden Jugendlichen annähernd zu erfassen.

Von besonderer Bedeutung ist die soziologische Komponente. Diese wird nicht nur bei dem einzelnen Individuum, sondern auch für jede Anstalt verschieden sein. In der Königsberger Anstalt stehen wir in der Hauptsache dem ostpreußischen Landkind gegenüber, wobei wir wieder zu unterscheiden haben zwischen dem Bauernkind und dem Instmannskind, dem Kind des ostpreußischen Landarbeiters. Wenn auch das blinde Kind vom sechsten Lebensjahr im Internat lebt, so genügen diese sechs Jahre im Verein mit den Ferien doch, dem heranwachsenden Menschen den Stempel des heimatlichen Milieus aufzudrücken, bestimmte Denkrichtungen und Verhaltungsweisen zu erzeugen, was um so leichter ist, da die vorhandenen Erbanlagen dem entgegenkommen. Ist dem Jugendlichen an sich schon ein gewisser Mangel an Einsicht eigen, so zeigt er sich verstärkt bei Jugendlichen, die der Schicht des oft umher-

ziehenden Landarbeiters entstammen, besonders stark aber den Forderungen gegenüber, die auf eine Vertiefung der allgemeinen Bildung abzielen. Was über „Essen, Trinken, Schlafen und ein bißchen Arbeit“ (wörtliche Aeußerung eines solchen Jugendlichen) hinausgeht und nicht Vergnügen ist, wird als unbequem und unnötig abgelehnt, davor drückt man sich gern. „Weshalb soll ich mich anstrengen, man lebt doch auch so ganz gut!‘ Wenn auch derartige krasse Aeußerungen zum Glück selten getan und von den meisten Jugendlichen sogar heftig abgelehnt werden, werfen sie doch ein helles Schlaglicht auf die seelische Einstellung solcher Menschen. Der Mangel an Anregungen, an selbstverständlichen Korrekturen und Vorbildern, die sonst das Auge ganz natürlich vermitteln würde, mag diesen Zustand noch verstärken. Eine planmäßige Pflege solcher Jugendlichen vermag aber doch eine andere Lebensanschauung zu erzeugen. Ebenso schwer ist es, die Hemmungen zu beseitigen, die der Anwendung gefälliger Umgangsformen entgegenstehen. So ein Junge möchte sich ja gern anders, weniger rauh und ungeschickt benehmen, aber eine eigenartige Scheu hindert ihn daran. Und als Jugendlicher übertreibt er denn noch, so daß es scheint, als ob das, was er während seiner Schulzeit sich angeeignet hat, ganz weggewischt ist. Das kann dann auch zu Mißdeutungen Anlaß geben. Einige freilich wollen auch gar nicht anders sein und werden. Daß auch hier die Blindheit als hemmendes Moment zu werten ist, braucht nicht lange nachgewiesen zu werden. Die vielen Vergleichsmöglichkeiten und Anreize zur Nachachmung und Angleichung fehlen. Für das Internatsleben bedeutsam ist, daß dieses Verhalten leicht auf die andern Jugendlichen abfärbt.

Die bisher genannten Tatsachen lassen erkennen, daß der blinde Jugendliche eine gewisse Lebensferne und Lebensfremdheit kaum überwinden kann. Es bildet sich ein enges, kleines Weltbild mit dem eigenen Ich im Mittelpunkt, das allmählich bei der Auseinandersetzung mit der Umwelt in denselben Gedankengängen erstarrt und mitunter eine erschreckende Selbstgenügsamkeit geistigen Ansprüchen gegenüber aufweist, wenn nicht immer wieder neue Auflockerungen vorgenommen, neue Reize gegeben werden. Oede ist dem blinden Jugendlichen diese kleine Welt aber nicht. Ein blühendes Phantasieleben füllt jede, oder fast jede Leere aus. Hier kann die Blindheit nicht hemmend wirken; im Gegenteil, je geringer positives Wissen und tatsächliche Kenntnis der Dinge und Zusammenhänge der Außenwelt vorhanden ist, um so üppiger ist die Phantasietätigkeit, um so lieber werden Luftschlösser gebaut. Es werden Pläne gemacht, deren Verwirklichung unmöglich ist; sie werden aber so stark erlebt, daß derartige Elemente im realen Handeln herumspuken. Fragt man bei einem solchen kühnen Plan, wie er ausgeführt werden soll, wird nicht etwa ein Weg angegeben, sondern . . . . .: „. . . . irgendwie wird es sich schon machen lassen . . .!“ Die Ernüchterung beim Mißlingen ist dann um so größer. Aber deshalb wird nicht aufgehört zu träumen. Vielfach

wissen sie, daß ihre Wunschträume unerfüllbar sind, „aber es ist doch so schön, sich etwas vorzumachen und zu denken, es wäre wirklich". Ueber den Wert dieser Phantasietätigkeit braucht hier nichts mehr gesagt zu werden; sie mußte aber hier erwähnt werden, weil sie im Zusammenhang mit Jugendpsychologie und Jugendpflege von Bedeutung ist.

Eine jugendpsychologische Betrachtung darf nicht die Wirkung der sexuellen Komponente während der Reifejahre und ihre Bedeutung für das gesamte Seelenleben außer acht lassen. Um zu diesem Problem aber etwas Tatsächliches sagen zu können, sind meine Feststellungen und Beobachtungen zu gering und zu vereinzelt, weil in dieser Richtung von den Jugendlichen die größte Zurückhaltung geübt wird. Nur das glaube ich beobachtet zu haben, daß bei scharfer Trennung von Jungen und Mädchen unnatürlich starke Spannungen und unwirkliche, wahrheitsfremde Vorstellungen und Phantasiebilder entstehen, da sämtliche natürlichen, durch Auge und Gehör vermittelten Abreaktionen fortfallen müssen. Da muß es dann zu explosivartigen Lösungen und Kurzschlußhandlungen kommen. Mit eine Aufgabe der planmäßigen Jugendpflege ist es, hier eine gesunde, natürliche Haltung schaffen zu helfen.

Nach diesem Versuch einer kurzen Darstellung nur einiger Züge des seelischen Verhaltens in den Reifejahren, die der Jugendpflege besonders günstige Ansatzpunkte für ihre Tätigkeit geben, muß noch ein Moment für die Notwendigkeit jugendpflegerischer Betreuung angeführt werden. Das ist die Charakterbildung, oder mit Gaudig gesprochen, die „Erziehung zur Persönlichkeit", die „einerseits wesentliches Hauptziel des nationalen Kulturprozesses ist, der ja auf eine höchstwertige Lebensform der Volksgenossen abzweckt, andererseits selbst Trägerin des Kulturprozesses ist". Durch die Schule kann in der Persönlichkeitsbildung nur ein Anfang gemacht werden, und ein großer Teil aller ihrer Erziehungsmaßnahmen bezweckt, bestimmte Gewohnheiten zu erzielen, die, es liegt im Begriffe selbst, automatisch ablaufen sollen. Im übrigen kann die Schule, deren Hauptaufgabe es ist, Wissen zu vermitteln und Wege zur Erarbeitung des Wissens aufzuzeigen und zu üben, eine Charakterbildung nur anbahnen. Soll die in der Schulzeit begonnene Arbeit bei vielen nicht umsonst getan sein, ist eine Erziehung zur Persönlichkeit beim Jugendlichen unerläßlich. Die „Reife"jahre sind die grundlegenden Jahre der Persönlichkeitsbildung, besonders, was die Gerichtetheit des Charakters anlangt. Das Kind wurde geführt, der Jugendliche beginnt sich selbst zu führen, seine Innen- und Außenwelt selbst zu gestalten, und zwar mit Bewußtsein zu gestalten. Und ihm hierbei zu helfen, ist höchste Aufgabe, ihm Mittel, Wege und Möglichkeiten zur Selbstgestaltung zu geben, ist notwendig. Berufsausbildung und Fortbildungsschule tun das in ihrem Rahmen. Bei den blinden Jugendlichen genügt das nicht, weil das Blindsein und das im Internat-leben-müssen ihnen viele Möglichkeiten der Willensformung in positiver wie in negativer Richtung zwangsläufig

nimmt. Dieser Ausfall muß irgendwie annähernd ersetzt werden, und eine planmäßige Jugendpflege kann das bis zu einem gewissen Grade schaffen.

Im zweiten Teil dieser Arbeit soll nun etwas aus der Praxis der Jugendpflege dargestellt werden.

*

Eine Grundlegung des Anfangsunterrichts

Dr. A. Peiser.

J. Mayntz legt uns als zweites Werk der Reihe „Rheinische Beiträge zur Blindenbildungskunde" eine 124 Seiten umfassende Schrift „Blinde Kinder im Anfangsunterricht. Beiträge zur Geschichte und Methodik der ersten Bildungsarbeit in der Blindenschule" vor. Das Inhaltsverzeichnis vermerkt außer dem Vorwort und dem Schlußwort

I. Anfangsunterricht und Aufnahmeklasse,
II. Grundlegung und Aufbau:
  A. Werden der Schulpflicht,
  B. Lebensgestalt des blinden Aufnahmeschülers,
  C. Allgemeine Grundsätze für den Anfangsunterricht,
  D. Sonderfragen des ersten Unterrichtes.

Die äußere Ordnung macht ein Ueberblicken des Wesentlichen leicht. So wird z. B. unter dem Abschnitt Rechnen auf etwa sieben Druckseiten die einschlägige Literatur nachgewiesen und besprochen, dann erfolgt eine Erörterung des Grundsätzlichen unter den folgenden Teilüberschriften: Kenntnis der Wortreihe; Vorhandensein des Zahlbegriffs; Bildung der Zahlbegriffe vor der Schulzeit; Förderung der Zahlbegriffsbildung; Die Operation; Quelle und Mündung des Rechnens; Lehrplan; Lehrmittel. Die Sprache des Werks trägt eine eigne Note. Der Ausdruck ist im ganzen gestrafft und steigert sich gelegentlich zu dichterischer Höhe hinauf. Die Neigung zu Neubildung von Wörtern muß auffallen (Wegleiter, Selbstgestalter, Objektgerichtetheit, Blindenbildungsgeschehen).

Was nun die Sachverhalte selbst im Einzelnen betrifft, so wird man bei der großzügigen Art der Behandlung gegen den Verfasser kaum etwas Wesentliches vorbringen können. Mayntz möchte, daß „für die Blindenschule die Zeit methodischen Streitens um kleine Dinge vorbei" wäre. Mit Nachdruck vertritt er die psychologische Fundierung: „Nur darf das eine nicht vergessen werden, daß wir auf der Anfangsstufe immer die Psychologie des Kindes in den Vordergrund zu stellen haben und nur von dieser Sachlage aus unsere unterrichtskundlichen Vorschläge einbringen dürfen." Wenn wir hier nun doch einiges dazu oder dagegen anmerken, so bleiben wir mit solchen Grundsätzen des Verfassers in Uebereinstimmung.

Man wird zunächst die Frage aufwerfen dürfen, ob die Arbeit nicht gewonnen hätte, wenn sie sich mehr auf die eigentlich

psychologisch-pädagogischen Fragen verlegt und die Geschichte nur insoweit berücksichtigt hätte, als sie für das Verstehen der gegenwärtigen Bemühungen auf den Gebieten von Blindenerziehung und -unterricht nicht umgangen werden kann. Bei solch einer Einstellung wäre das Kapitel „Werden der Schulpflicht" nicht unbedingt nötig gewesen. Dieser Teil erscheint übrigens ganz als Fortsetzung der Arbeit von Kretschmer. Auch sonst wird der Geschichtsschreiber des Blindenwesens seit den Anfängen der Blindenbildung an der vorliegenden Arbeit nicht vorbeigehen können. Mehr als das Werden der Schulpflicht hat schon die Feststellung der Schulreife Interesse für den in der Grundschulklasse tätigen Blindenpädagogen. Für die Fixierung des Einschulungstermins bleiben die vorgeschlagenen umfangreichen Untersuchungen, die ja nach der Einschulung vorgenommen werden sollen, leider belanglos. Wir müssen schließlich jeden irgendwie Bildungsfähigen zu jeder Zeit aufnehmen. Das Schema für die Feststellung der Schulreife ist im ganzen wohl durchdacht; die Elternbefragung wird allerdings nach unsern Erfahrungen kaum so ergiebig sein, wie Mayntz es von ihr zu erhoffen scheint. Zu zwei anderen Zusammenstellungen haben wir kurz zu bemerken: Es gibt unseres Wissens zur Zeit nicht 6, sondern nur 4 private Blindenanstalten, die der Erfüllung der Schulpflicht dienen. Bei dem Abschnitt Heimat, der sonst den beiden Welten, in denen das blinde Schulkind zu leben hat — eigentliche Heimat und Anstalt — glänzend gerecht wird, halten wir die Aufgabe „In meines Vaters Garten" als nicht für alle Kinder lebensnah genug. Ebenso wenig glücklich erscheint uns vom pädagogisch-psychologischen Standpunkt aus die Unterscheidung von Erfahrungs- und Erlebnisgruppen. Erfahrung kann, psychologisch betrachtet, immer nur Erlebnis bedeuten. Nebeneinanderstellen dürfen wir die beiden Begriffe nur, sobald wir dem Begriff Erlebnis in Richtung auf das Emotionale Superlativcharakter anhängen. Wir benutzen die Gelegenheit, in diesem Zusammenhange die Begriffe Anschauung und Raum anzugehen. Wir dürfen Mayntz nicht verdächtigen, als gäbe seine Darstellung Anlaß zu der Vermutung, Veranschaulichung sei ihm gleichbedeutend mit Vermittelung von Raumanschauungen. Er hätte da freilich gelegentlich noch deutlicher werden können. Konzentrationskern des Blindenunterrichts wird das Raumprinzip grundsätzlich bleiben müssen. Ein räumliches Veranschaulichen um jeden Preis wird aber vielfach, insbesondere auf den höheren Entwickelungsstufen, als verfehlt zu gelten haben. Wenn auch Raum und Zeit zweifellos die Anschauungsform aller Menschen sind — Wittman (Raum, Zeit und Wirklichkeit. Archiv für die ges. Psych. Martiusfestschrift III. Teil, 1924) hat uns nicht davon überzeugen können, daß Kant sich irrte, weil dem Blinden angeblich der Raum nicht eigne —, so ist damit noch nicht ausgemacht, daß sie es bei allen in gleichem Maße sind. Es überwiegt sicherlich bei dem einen diese, bei dem andern jene Anschauungsform. Von Begriffen her läßt sich dem Psychologen da

überhaupt nichts einsichtig machen. Es kommt bei allen Bildungsaufgaben doch letzten Endes auf die Grundveranlagung und Einstellung des Individuums an. Selbstbeobachtungen beweisen, daß Erlebnisse ohne betonten Raumcharakter oft zu aktiveren und konstruktiveren Bewußtseinstatsachen werden als Erfahrungen, die unter bevorzugter Mitwirkung des Intellekts räumlich klar ins Bewußtsein eingingen. Ein blindes Kind mag den Löwen noch so genau vom Modell her kennen, ihn ausgezeichnet modellieren, die Anschauung des Raubtieres wird sich zweifellos als für das Bewußtseinsgeschehen höherwertig erweisen, wenn die Hand etwas weniger gründlich gearbeitet, dafür aber im Zoologischen Garten beim Auffassungsakte noch Ohr und Nase beteiligt wurden. Wir wissen wohl, daß an sich Unräumliches von den meisten Menschen zu Räumlichem gedanklich in Beziehung gebracht wird. Wir halten es aber, wenn wir auf den Effekt sehen, für Zeit- und Kraftvergeudung, wenn auf allen Entwickelungsstufen auch dem entgegengesetzten Typ alles, was irgendwie tastbar gemacht werden kann, nun auch immer unter die Hände gebracht wird. *Es kann in Blindenschulen prinzipiell nicht zu viel veranschaulicht, wohl aber gelegentlich zu viel verräumlicht werden.* Sofern hinter der Gestalt das Wesen der Dinge entdeckt wird, wird das Erfassen der Raumwelt zugleich Erlebnis in psychologischem Sinne. Wenn aber der Eigen-Sinn des Raumprinzips unumschränkt regiert, kommen wir auf Abwege. Ein einfaches Kenntnisnehmen von räumlichen Verhältnissen an sich spielt beim Verstehen von Welt und Menschen eine untergeordnete Rolle. Es gibt auch eine veräußerlichte Geschäftigkeit an Dingen, die mit den tragenden Ideen der Arbeitsschulbewegung nichts zu tun hat. Wird in den Blindenschulen der Gegenwart schon viel, wird falsch veranschaulicht? Es kann aus unsern Darlegungen wohl nicht herausgelesen werden, daß wir die tastende Hand nicht wichtig genug nehmen. Wir möchten sie so geschickt wie möglich entwickelt sehen und begrüßen es, wenn erstrebt wird, sie systematisch zu schulen. Ganz besonders beachtenswert ist die Forderung von Mayntz, dahin zu wirken, daß sich „in lustbetonten Tasterlebnissen und Bereitstellung von Motiven zum Tasten die Anbahnung des Tastwillens vollzieht“. Es erscheint uns aber gewagt, auch noch in dem Umfange, wie Mayntz es tut, von einem *Tastsystem* zu sprechen. Die Voraussetzungen zum Erkennen und Vermitteln eines für das Individuum passenden Tastsystems sind zur Zeit leider noch nicht gegeben. Wir geben diese Ansicht sofort auf, wenn die auf Seite 102 in Aussicht gestellte Arbeit über „die Frage der Tastarten, die dem räumlichen Erkenntnisstreben dienen“, uns eines Bessern belehrt.

Ein Anwendungsgebiet der Handbetätigung wird von Mayntz recht eingehend erörtert; es ist das *Schreiben*. Ich habe nur den ganz Ungeschickten beim einführenden Stechen der Punkte die Weitbewegungen — Stechen der Endpunkte — gestattet. Die größere

Zahl der Anfänger brachte es bald fertig, die Kurzbewegungen durchzuführen. Die Weitbewegung ist wohl leichter als die Kurzbewegung; wird sie aber zu lange geübt, dann scheint die Innervation zur Kurzbewegung zunächst stark erschwert. Die Frage, ob man auf der Grundstufe die Tafel oder die Maschine verwenden soll, wird sich allem Anschein nach zu Gunsten der Maschine entscheiden. Chemnitz hat alle Stufen mit der Mahler'schen Punktschrift-Kleinmaschine ausgestattet und damit gute Erfahrungen gemacht. Bln-Steglitz wird in diesem Jahre das System Picht auch beim Anfangsunterricht einsetzen. Mrs. Kiefer-Merry hat in The Teachers Forum Vol. III, Nr. 2, November 1930 über eingehende experimentelle Untersuchungen berichtet, die sich mit dem in Frage stehenden Problem befassen. Von den wertvollen Feststellungen und Anregungen stellen wir hier die folgenden heraus: Die Machinenschreiber sind den andern in bezug auf Sauberkeit und Schnelligkeit überlegen. Auf der Tafel wurden dreimal so viel Verwechselungsfehler (r für w, h für j) gemacht als auf der Maschine, dafür waren bei den Maschinenschreibern die Punkte nicht so gleichmäßig gedrückt wie bei den andern. Im ganzen scheint die Maschine den Anfängern besser angepaßt als die Tafel; die Koordination der Bewegungen auf der Maschine macht den Kindern zunächst weniger Schwierigkeiten als die der Bewegungen beim Schreiben auf der Tafel. Das Schreiben auf der Tafel sollte zweckmäßigerweise um das 11. Lebensjahr herum beginnen.

Es ist in dieser berichtenden Darstellung nicht möglich, allen Anregungen, die das grundlegende Werk von Mayntz bringt, nachzugehen und ihnen in gebührender Weise gerecht zu werden. Die angehenden Blindenpädagogen werden dankbar dafür sein, daß ihnen eine Rahmenarbeit gegeben wurde, von der aus sie den Weg zu den Einzelproblemen nehmen können. Als „Lehrbuch" erscheint uns die Schrift besonders geeignet, weil sie sich freihält von jedem konstruktiven Dogmatismus, weil sie objektiv abzuwägen, vorsichtig zu werten sich bemüht. Dem fertigen Blindenpädagogen mag solche Objektivität nicht immer behagen. Er wird sich vielleicht ein mehr subjektiv gestaltetes Werk wünschen, das, gerade weil es zum Widerspruch herausfordert, noch mehr Arbeitsimpulse gibt, als es hier schon der Fall ist. Immerhin, das Wagnis einer Zusammenschau für den Bezirk des Anfangsunterrichts wurde von vielen unter uns gerade von Mayntz erwartet und muß als gut gelungen gelten. Nun „haben die Kärner zu tun". Einzelschriften mit weniger weiter Themenspannung müssen folgen.

*

Und das Primäre?

(Ein Beitrag zur Blindenlehrervorbildung.)

Gut 10 Jahre hat sich die Blindenlehrerschaft zwecks zeitgemäßiger Abänderungen der Prüfungsordnung von 1912 mit Vorbildung und Werdegang ihres Nachwuchses in ernsten Beratungen beschäftigt. Vorbildung

über Pädagogische Akademie oder Universität, zentrale oder dezentrale Sonderausbildung sind die Stichworte, die vornehmlich den Kern der mündlichen wie schriftlichen Ausführungen bei Bearbeitung der Materie bildeten. Wie weit wir mit diesem für das Blindenbildungswesen sehr ernsten Problem praktisch vorwärts gekommen sind, läßt der Artikel aus berufener Feder Dr. Peisers in Nr. 4/5 des laufenden Jahrgangs erkennen. Doch der Lehrplan-Entwurf von Dir. Horbach (Blindenfreund 1924) wie der Steglitzer Lehrplan, die als Ergebnisse ernster Zusammenarbeit zu werten sind, bringen nichts näheres über den Punkt der Ausbildung, der als das Urproblem aller Schularbeit überhaupt anzusprechen ist, das Urproblem, das mit dem Spannungsverhältnis zwischen der Forderung, vom Kinde auszugehen und es hinzuführen zu der Welt der objektiven Mächte, gesetzt ist: Die Erziehung. Durch die Art der Ausbildung muß einerseits zutage treten, ob der Kandidat ausgesprochene Fähigkeiten des Erziehers besitzt. Zum andern hat sie ihm in ausreichendem Maße Raum zu geben, seine eigentlichen Erziehereigenschaften wachsen zu lassen, da unsere Blindenschule in erster Linie eine Erziehungsschule, die Erziehung, kurz gesagt, das Primäre im Blindenunterricht ist.

Wenn man bedenkt, daß die Zahl der studierenden Abiturienten ohne Aussicht auf späteres Fortkommen für die nächsten Jahre auf über 100 000 steigt, so hebt sich von diesem düsteren Hintergrunde die Lage unseres Nachwuchses mit der Aussicht auf Anstellung hell ab. Aus ihr ergibt sich für ihn die große Verpflichtung, sich zu fragen: Bin ich zu meinem Berufe ein innerlich Berufener? Unser heutiger Bildungsgang über die „höhere Schule" verführt allzu leicht, sich bewußt oder unbewußt zu einer besonderen gehobenen Schicht, nämlich zu der der Gebildeten, der Akademiker zu rechnen und damit der unglückseligen, typisch deutschen Vorstellung einer Klassengliederung der Volkseinheit Vorschub zu leisten. Da unsere blinden Kinder überwiegend den mittellosen Schichten entstammen, ist diese Vorstellung der Todeswurm an der Wurzel des einstigen Blindenlehrers in Schule und Internat.

Auch die Bezeichnung „gelehrt" zu gelten oder eine „wissenschaftlich fundierte" Vorbildung zu haben, ist eine Gefahr. Wie aus der Bezeichnung ersichtlich, ist die so gepflegte Bildung hauptsächlich auf den theoretischen Typus berechnet. Die gelehrte Bildung verlangt eine gewisse Ruhe und Abgeschiedenheit von Zeit und Leben. Bei ihr wandelt man, wie Kerschensteiner sagen würde, „friedlich unter Palmen".

Unser Nachwuchs darf daher kein Typus der „theoretischen Lebensform" (Spranger) sein. Er muß sich aus Menschen des sozialen Typus rekrutieren. Ihre Sonderausbildung hat ihnen Gelegenheit zu geben, hinabzusteigen in die Ebene, in das Leben der jungen und erwachsenen Blinden mit seinen Gegebenheiten, seiner Not, seiner Arbeit, seinen Leidenschaften, mit all seinem Kampf um die Probleme in Natur und Kultur, um die Lage für den Angelpunkt ihrer Erziehung zu finden. Ein Blindenlehrer hat weniger ein gelehrter Forscher über das pädagogische Tun, als vielmehr ein pädagogischer Tatmensch zu sein; denn Kerschensteiner sagt: „Was Pestalozzi als Erzieher unsterblich gemacht hat, das ist nicht so sehr seine Lehre, sondern vor allem sein Leben und sein Tun" — „denn am Anfang jeder erzieherischer Seelenhaltung steht nicht die Erkenntnis, sondern am Anfang, in der Mitte, am Ende steht das Herz, die Liebe, die Leidenschaft, der pädagogische Eros." Fast könnte das nach einer Unterschätzung von Wissen und Kenntnissen klingen. Doch die rein sachliche Arbeit beim Studium hat erst Richtung und Bestimmung von der geschilderten Wesensart des Erziehers zu erhalten.

Die Sonderausbildung muß den jungen Kräften ferner zur Erkenntnis bringen, daß es mit den vier bis fünf Unterrichtsstunden am Vormittag allein nicht getan ist. Sie muß den Nachwuchs so zu erfassen suchen, daß dieser sich verpflichtet fühlt, mitfühlend, mitlebend und mittuend die rein gegenwärtige Lage der Blinden verstehen zu lernen und aus diesem Ver-

ständnis auch mit dem Herzen die Aufgaben zu erfassen und zu erfüllen, die ihm das Schicksal im gegebenen Augenblick stellt.

An der furchtbar niederdrückenden Not unzähliger Volksgenossen leidet auch offensichtlich die blinde Jugend. Fast klingt es heute schon wie Hohn, von dem „Jahrhundert des Kindes“ zu reden, wenn Kindheit und Jugend tagtäglich dem grausamen Kampf ums Dasein geopfert werden müssen. Wo bleibt das Kinderparadies, wo das Recht der Jugend auf Gegenwartsfreude, wenn fast vom ersten Schultage an die Waffen zum rücksichtslosen Wettkampf um die bedrohten Lebensmöglichkeiten geschliffen werden müssen, wenn auf den Schulen Prüfungsschrauben, Berechtigungsklauseln als unvermeidlich äußere Folgeerscheinungen alle freie fröhliche Arbeit lähmen, und wenn schließlich im Endkampf nur der Rekordmann triumphierend durchs Ziel geht, alle andern ohne Hoffnung zurücklassend. Welch besonders schwierige Lage bei den Blinden, die infolge Fehlen des Gesichtssinns während der Ausbildung größere Hemmungen zu überwinden und im Beruf gegen das Vorurteil der Allgemeinheit zu kämpfen haben. Oder laufen wir alle mit verbundenen Augen umher, daß wir das Zurückbleiben aller nicht erkennen? Ist die Ausbildung Blinder dann noch ökonom? Warum nicht gleich Asyl, Sterilisierung?

In dieser ewigen Unruhe mit mutiger Verantwortungsfreude in der schnell wechselnden Fülle der Erscheinungen selbst suchen und finden zu sollen, das ist die schwere, aber verheißungsvolle Lage der Blindenlehrer. Diese erfassen zu lernen, dürfte während ihrer Ausbildung nicht versäumt werden; denn ihre Pflichten und Aufgaben sind aus ihr abzuleiten. Ich will nur die sittlichen betonen, von denen schließlich alle anderen abhängen.

Wenn es wahr ist, was Kerschensteiner sagt, daß die pädagogische Haltung des Erziehers in der Idee der Versittlichung der Menschheit wurzelt, und wenn das letzte Ziel aller Erziehung die sittlich autonome Persönlichkeit ist, so ist auch jene andere Forderung richtig, daß die Haupteigenschaften des einstigen Blindenlehrers das „völlige Erfülltsein“ bilden muß vor allem von den moralischen und sozialen Werten seiner Zeit, und daß er selbst eine wertvolle Persönlichkeit sei. Denn nur an der Persönlichkeit entzünden sich ja wieder andere Persönlichkeiten.

Möge die neue Ausbildung in unserm Nachwuchs den Sinn wachsen lassen für die pädagogischen Wertgefühle, die eigentlichen sozialen Gefühle und die Missionsgefühle. Die ersteren lassen uns auch im blinden Kinde schon den Träger der Menschheitswerte überhaupt erkennen. Die sozialen Gefühle, die rein „natürliche Neigung des Menschen zum Menschen“, führen zum sozialen Willen, von dessen Betätigung beim Erzieher so gut wie alles abhängt. Aber erst das Missionsgefühl, das der Erzieher mit dem Seelsorger teilt, drängt zur Verwirklichung der Wertgefühle und der Sozialgefühle auch unter den schwierigsten Verhältnissen. Es läßt den Berufenen mit der Kraft des Propheten und des Priesters auch das Schwerste überwinden. Wie es den Missionar diesen Drang unter härtesten Entbehrungen, unter tausendfältiger Lebensgefahr am primitivsten Menschen befriedigen läßt, so treibt es den wahren Blindenlehrer zur Betätigung gerade an den am stärksten Behinderten. Ist doch hier die Möglichkeit des Opferns und Gebens am größten.

Wenn die junge Generation mit dieser Befähigung ins Amt eintritt, so braucht die ältere um ihren Nachwuchs nicht zu besorgt zu sein. Möge ihm die Kraft beschieden sein auf dem Wege, den er gehen muß, und den auch jener größte irdische Pädagoge gegangen ist als Mensch, Christ und Bürger nach dem Gedenkspruch seines Grabes:

Alles für andere, für sich nichts! H.

*

Kleine Beiträge und Nachrichten.

Blinde zeichnen Bilder.

W. Voß-Kiel hat sich an dem II. Kongreß für Farbe-Ton-Forschung, wie aus dem soeben erschienenen Bericht — Farbe-Ton-Forschungen, herausgegeben von Georg Anschütz, III. Band, Hamburg, Psychologisch-ästhetische Forschungsgesellschaft 1931 (Vertrieb für den Buchhandel durch Otto Meißners Verlag) — hervorgeht, beteiligt. Der Herausgeber des Berichts hebt in der Einleitung mit Dankesworten hervor, daß Voß „während des Kongresses selbst, sowie bei seiner Vorbereitung und der nachfolgenden geschäftlichen Abwickelung" mitwirkte. Wir haben allen Anlaß, stolz darauf zu sein, daß unser W. Voß auf der genannten Tagung mit seinen Arbeiten bei den mehr als 2000 Besuchern starke Beachtung gefunden hat. So hob ein Diskussionsredner hervor: „Die Ausführungen von Herrn Voß scheinen mir für die Forschung äußerst bedeutungsvolle und weitreichende Folgen zu haben." Voß hat auf dem Kongreß 2 Vorträge gehalten und die mit ihr verbundene Ausstellung beschickt. Der erste Vortrag betraf „Subjektive und objektive Aufbauelemente in den Zeichnungen Blinder". Er stützte sich auf eine Zeichenausstellung blinder Kinder, die als die erste ihrer Art zu gelten hat. Voß hat mit den 8 Kindern seiner Klasse 4 Jahre hindurch planmäßig das Zeichnen von Bildern betrieben. Von den reichlich 3000 Bildern, die er im ganzen sammeln konnte, sind 37 auf 5 Tafeln dem Bericht beigefügt. Auf Grund seiner Zeichenversuche, bei denen alle pädagogischen Belange bewußt zurückgestellt wurden, gewann der Versuchsleiter eine Reihe von Einsichten. Von Bedeutung ist vor allem die Behauptung, daß der Blinde, sobald es sich für ihn um spezifische Formerlebnisse handelt, seine Aufmerksamkeit auf die Begrenzungslinien, die Konturen, richtet. „Die Form ist ihm als ein ganz eigenartiges Bezugssystem von Linien gegeben." Beachtenswert ist sodann die Darstellung der wichtigsten Unterschiede zwischen den optischen und den taktilen Form- und Raumerlebnissen. Die Analyse der zeichnerischen Formen bei Blinden ergibt, daß oft ganz primitive Formen erscheinen, daß die Linie und nicht die Fläche das Gemeinte ist, daß geometrische und stereotype Formen bevorzugt werden. Erklärt werden diese Befunde aus der Tatsache, daß das Gezeichnete für die tastende Hand lesbar bleiben muß. Für die Zeichnungen Blindgeborener ist ferner besonders charakteristisch, daß sie die horizontale Ansicht der Dinge, den Grundriß, zeigen. Diese Einstellung muß als natürlich gelten, weil Tasten und Gehen vorzugsweise in der Horizontale durchgeführt werden. Die Anfängerzeichnungen zeigen bei Sehenden und Blinden vielfach starke Aehnlichkeit. Der Sehende setzt beim Zeichnen ja zunächst auch mehr die Hand als das Auge ein. Nach und nach ändert sich das bei ihm oft soweit, daß „die Hand schließlich ganz Auge wird". Diesen Weg kann der Blinde nicht nehmen, und so verharrt er denn auf der Stufe der Primitiven.

Das Material, daß Voß bereitstellt und verarbeitet, ist recht spröde. „An den Zeichnungen der Blinden tritt uns viel Rätselhaftes und Eigenartiges entgegen. Sie sind in ihren Einzelheiten, namentlich soweit sie von den Blindgeborenen stammen, oft nur schwer oder garnicht zu lesen." Ganz allgemein läßt sich gegen die Auswertung solcher Versuche mit Blindgeborenen einwenden, daß bei ihnen zwischen Bewußtseinsphänomen und den zeichnerischen Ausdrucksmitteln grundsätzlich nicht die gleichen Beziehungen bestehen, wie bei den Sehenden. Bildmäßiges Zeichnen ist eine Aufgabe, die der Blindennatur wegen der durch den Sinnesausfall gegebenen Vorausetzungen entgegensteht. Wird der Blinde nun zu dieser für ihn unnatürlichen Betätigung genötigt, so kann er sie nur leisten, wenn er die üblichen Ausdrucksmittel mit anderer Sinngebung einsetzt. Für solche Gegebenheiten muß dann gelten: „Man kann ein ganzes Leben lang mit ihm auf dem gleichen Wege sein und doch nicht zu den verborgenen Tiefen seines Seins vordringen. Es bleibt die rätselhafte Kluft, die niemand überbrücken kann."

In seinem zweiten Vortrag ist Voß auf „Taktil-motorische Elemente in den synoptischen Erscheinungen“ eingegangen. Hier benutzt er das Material, das er in seinem Werk: „Das Farbenhören bei Erblindeten“ (Besprechung im Jahrgang 1930, S. 179) ausgebreitet hat. Er kommt zu dem Schluß, daß die Wirklichkeit den Sehenden in der Hauptsache optisch gegenwärtig, aber haptisch fundiert ist. Warum bemüht sich Voß überhaupt, in das Wesen der synoptischen Erscheinungen tiefer einzudringen? Er tut es, „weil in ihnen in geradezu sinnfälliger Weise die wundervolle Einheit unseres in Natur und Geist gespaltenen Wesens sichtbar und greifbar wird“.

Die Voß'schen Darlegungen wird jeder Blindenlehrer lesen müssen. Auch sonst bietet der Bericht viel Anregendes. Leider ist er recht teuer; der Buchhandelspreis beträgt nicht weniger als 30.— RM.

A. P e i s e r.

Postbriefmarke und Blindenfürsorge. Wenngleich auch bereits in den Jahren vor dem Kriege in vielen Staaten hinsichtlich des Postverkehrs der Briefsendungen Blinder Vergünstigungen bestanden, schuf doch der Weltkrieg in verschiedener Hinsicht Wandlungen. Wir finden von jetzt ab auch Darstellungen Blinder auf Briefmarken. Vornehmlich die von sehr vielen Staaten herausgegebenen Wohlfahrtsbriefmarken-Serien boten vielfach Gelegenheit, durch Darstellung Blinder auf den Marken die Aufmerksamkeit auf die Not der Blinden hinzulenken und die Mildtätigkeit im Sinne der Blindenfürsorge anzuregen.

Bereits während des Krieges im Jahre 1916 verausgabte die K. u. K. Militärpost für Bosnien und die Herzegowina zwei Wohlfahrtsmarken zu 5+2 h grün und 10+2 h lilarot. Die erstere zeigt einen am Wegrande sitzenden Invaliden, während die zweite einen von einem Mädchen geführten K r i e g s b l i n d e n zeigt. Das Jahr 1917 bringt Waisen-Wohltätigkeitsmarken. Im Jahre 1918 gibt dann die Post abermals die vorher erwähnten Markenbilder auf höher wertenden Marken heraus. Die Marke zu 10+2 h blaugrün zeigt uns wieder den Kriegsblinden.

Bei der Uebernahme Bosniens und der Herzegowina in den Staat Jugoslavien erscheinen die Wohlfahrtsmarken mit lateinischen oder kyrillischen Aufdrucken als gewöhnliche Postmarken.

Italien überdruckte 1921 und 1923 postgültige Marken mit B. L. P. (Busta Lettera Postale). Diese Marken fanden auf amtlichen Kartenbriefen Verwendung. Die Kartenbriefe waren mit Anzeigen versehen, deren Reinertrag den Kriegsblinden und Kriegsverwundeten zugute kommen sollte.

Eine Sonderstellung unter den Postwertzeichen verausgabenden Staaten nimmt das Saargebiet ein, indem es fast jedes Jahr auf seinen Wohlfahrtsmarken uns den Blinden vor Augen führt. Bei seiner ersten Volkshilfe-Serie von 1926 zeigt es uns verschiedene Gebiete der Volkswohlfahrt: Kriegsfürsorge, Krankenpflege, Kinderfürsorge und Säuglingsfürsorge. Der Wert zu 20+20 c. zeigt uns auf sonnenbeschienenem Hintergrunde einen von seinem Hund geführten Blinden, der mit leerem Blick ins Weite starrt. Das gleiche Bild finden wir im Jahre 1927, da der geringe Verkauf der Marken im Vorjahre eine Neuauflage erübrigte. Das Jahr 1928 bringt dann Heliogravüredrucke nach bekannten Bildern. Die Werte zu 40+40 c. dunkelbraun, 50+50 c. braunrot und 1+1 Fr. bieten in sehr guter Ausführung den blinden Bettler nach dem Bilde van J. L. Dyckmans (Original in Antwerpen). Die weiteren Darstellungen sind das Almosen von Schiestl, la Carita nach Raphael. In den letzten Jahren wurden weitere Gemälde reproduziert, z. B. von Kaulbach, Zolnhofer „Sicherheitsmann“ und Heinemann „Der barmherzige Samaritan“.

Belgien bringt seit verschiedenen Jahren regelmäßige Markenserien mit Zuschlag, deren Reinertrag den Kriegsopfern bezw. der Gesellschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose zugute kommen. Zu Weihnachten 1927 bringt Belgien eine Caritas-Serie. Sie zeigt drei einsame Männer in einem Boot auf hochgehender See. In ihrer gebeugten, gedrückten Untätigkeit bilden sie einen seltsamen Gegensatz zu den hochschlagenden stilisierten Wogen.

Nach der amtlichen Erklärung der belgischen Post handelt es sich dabei um einen Blinden, einen Krebs- und einen Lungenkranken.

Die Reihe der Blinden auf Wohlfahrtsbriefmarken beschließen die Marken des türkischen Halbmonds mit der 5-Piastermarke vom Jahre 1926. Wir sehen im Vordergrunde den dahinziehenden Blinden, dahinter von Haus und Hof Vertriebene. Im Hintergrunde winken Moschee und Wohnungen.

Wenn damit auch die Reihe Blinder auf Briefmarken erschöpft ist, so lassen doch die amtlichen Verlautbarungen zu der Ausgabe der verschiedenen Wohlfahrtsserien erkennen, daß ein großer Teil der Reinerträge der Blindenfürsorge zufließen soll. Langen-Düren.

Die Ausstellung „Das Kind". „Das Kind" nennt sich eine volkstümliche Ausstellung, die den Sommer über — vom 22. Mai bis 31. August — in Köln im Staatenhaus des Ausstellungsgeländes stattfinden wird. Alle beteiligten Stellen sind eifrig an der Arbeit, um eine vielseitige und reichhaltige Schau zustande zu bringen. Die Veranstaltung wird in einem Empfangsraum durch eine Ausstellung künstlerischer Bildnisse, Photographien und Plastiken von Kindern und aus der Familie eingeleitet. Daran anschließend werden in der ersten Gruppe die Abteilung „Mutter und Kind", der „Säugling" und das „Kleinkind" dargestellt. Dabei soll vorherrschend die natürliche Entwicklung des Kindes in der Familie betont werden. Ausgehend von der Darstellung der Beziehungen zwischen der Mutter und dem keimenden Leben wird dann die umfassende Pflege des Säuglings behandelt. Die Abteilung des Kleinkindes wird die vielseitigen Einzelgebiete für diesen Lebensabschnitt umfassen, die hinüberleiten zu dem Gebiete „Kind und Schule".

Der zweite Teil der Ausstellung ist der allgemeinen und gesundheitlichen Fürsorge für das Kind gewidmet. Als Einführung ist eine Darstellung der fürsorgerischen Maßnahmen der zuständigen Stellen (Wohlfahrtsamt, Jugendamt, Gesundheitsamt, freie Wohlfahrtspflege u. a.) in der offenen und geschlossenen Fürsorge vorgesehen. Die nächsten Räume zeigen die Gruppe „Erholung des Kindes", Erholungsheime, Bäder, Reisen Wanderungen usw. Anschließend folgen die Abteilungen: „Das kranke Kind" mit Darstellungen der Krankenhilfe, der einzelnen Krankheitsformen, ihrer Bekämpfung und das Gebiet der Körperpflege und die Hygiene des Kindes mit ihren Hilfsmitteln. Den Abschluß der Ausstellung bildet die Behandlung der beiden Gebiete: „Bekleidung und Ernährung des Kindes".

In einem Erfrischungsraum werden die neuzeitlichen Grundsätze einer richtigen Ernährung praktisch ausgewertet. Um das Ziel dieser Ausstellung möglichst vollständig zu erreichen, wird die eigentliche Veranstaltung durch fachliche Führung, Vorträge und Filme praktisch ergänzt. Auch ist vorgesehen, durch Sonderveranstaltungen den Wert der Schau weiten Kreisen zugänglich zu machen. Die Ausstellung wird sämtliche Räume des Staatenhauses in Anspruch nehmen.

Aus der Staatl. Anstalt Berlin-Steglitz. Nach beendeter Ausbildung schieden zum 1. April ds. Js. 9 Berufsschüler aus: 3 Korbmacher und je 1 Seiler, Bürstenmacher, Klavierstimmer, Stenotypist, Stuhlflechterin und Maschinenstrickerin. Alle gingen nach Ausrüstung mit den erforderlichen Werkzeugen, Schreibmaschinen und sonstigen technischen Behelfen zwecks selbständiger Berufsbetätigung in ihre Heimatgebiete Brandenburg, Oldenburg, Ober- und Niederschlesien zurück. 5 von ihnen, 3 Korbmacher, 1 Seiler und 1 Klavierstimmer, hatten ihre Gesellen-, bezw. Fachprüfung mit gutem Erfolge abgelegt. Außer Wäschekörben, Stuhlfüßen und Wäscheleinen fertigten sie als Prüfungsstücke musterhafte Peddigrohrtische an, die allgemeine Beachtung fanden. Während zu dem Prüfungsausschuß der Klavierstimmer als Vertreter der Berliner Fachgruppe für Klavierstimmer die Herren Pahl, Berger und Breger gehörten, waren für die Korbmacherprüfung von der Berliner Handwerkskammer Obermeister Rödel als Vorsitzender, Innungsmeister Westphal und Gesellenausschußvertreter Stitz als Beisitzer berufen worden. Die Seilerprüfung wurde von dem Innungsmeister Weilhammer geleitet. Ein Masseur erhielt zur Zeit durch die Anstalt

Beschäftigung bei den Städtischen Badeanstalten in Frankfurt/Oder. Zur Gewöhnung der jungen Leute an ein gutes Benehmen begründete die Blindenoberlehrerin Frl. Wigand mit den Berufsschülern zu Neujahr eine Tischgemeinschaft. Während die öffentliche Entlassungsfeier am 30. März durch den Anstaltsleiter erfolgte, hatten alle Musikbeflissenen der Anstalt unter Leitung von Herrn Söllinger den Scheidenden eine musikalische Feierstunde bereitet.

Mit Beginn des neuen Schuljahres wurden bei der Staatl. Anstalt für Schwachbefähigte und Behinderte eine Hilfsschulabteilung, wie eine solche von 1894 bis 1924 bereits bestanden hatte, und für die Weiterstrebenden zur Vorbildung für die mittleren Berufe ein Aufbaukursus eingerichtet, der weitergehende Ziele als die für das 9. Schuljahr verfolgt. Dadurch konnten 4 Berufsschüler, die des Nachweises der wissenschaftlichen Vorbildung bedürfen und ein halbes Jahr hindurch täglich die benachbarte, für sehende Schüler bestimmte Privatschule von Direktor Eckes besuchten, bei der Anstaltsschule verbleiben. Der Lehrplan für die Anstaltsschule ist durch zeitgemäße Bestimmungen ergänzt worden. Heboldschrift und Kurrentschrift sollen in Zukunft die Berufsschüler in wahlfreien Kursen erlernen können. Dafür soll schon in Kl. 2 das Maschinenschreiben beginnen. Auch die Anfängerklasse ist mit Punktschriftmaschinen ausgestattet worden, so daß z. Zt. im ganzen von den Schülern 45 Picht'sche Punktmaschinen und 14 Schreibmaschinen für gewöhnliche Schrift benutzt werden. In dem Modellierzimmer wurde eine Töpferdrehscheibe aufgestellt, die von der Staatlichen Porzellan-Manufaktur überlassen wurde. Turnen, Spiel und Sport wurden erweitert, so daß jetzt die schon seit langem erstrebte tägliche Turnstunde durchgeführt wird. Auch an dem neuen Sportplatz wird eifrig gearbeitet. An der Ausbildung für den Stenotypistenberuf beteiligen sich z. Zt. 7 Berufsschüler, die täglich die Kriegsblindenschule von Geheimrat Silex in Berlin besuchen. In dem Ausbildungslehrgange für den Blindenlehrberuf sind z. Zt. 12 Lehramtskandidaten, 3 Damen und 9 Herren, vertreten.

Der bei der **Staatl. Blindenanstalt in Berlin-Steglitz** beamtete Korbmachermeister Erich Schreiber konnte vor kurzem sein 25jähriges Dienstjubiläum in der Ausbildung der Lehrlinge feiern. Selbst aus der Anstalt hervorgegangen, mit Gesellen- und Meisterprüfung ausgerüstet, hat er in der abgelaufenen Zeit eine große Zahl von blinden Lehrlingen in der Korbmacherei unterwiesen, und sein schweres Amt, wie die Prüfungskommission der Berliner Handwerkskammer in der Deutschen Korbmacherzeitung zum Ausdruck bringt, „in seltener Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit zwecks Ertüchtigung der jungen Leute zu brauchbaren Gliedern der Volksgemeinschaft ausgeübt", so daß er sich bei der Anstaltsleitung, den Mitarbeitern und seinen Schülern allgemeiner Achtung erfreut. In Anerkennung seiner verdienstvollen Tätigkeit wurde ihm von dem Vorstande der Berliner Handwerkskammer zu seinem 25jährigen Dienstjubiläum das Ehrendiplom für Lehrlingsausbildung feierlichst überreicht. Picht.

Staatliche Blindenanstalt Berlin-Steglitz. Für die zu Ostern bei der Staatlichen Blindenanstalt eingerichtete Hilfslehrerstelle wurde der bisherige Lehramtskandidat Karl Hamann, Berlin, vom Provinzial-Schulkollegium berufen.

In die **Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks e. V., Berlin,** wurden in der Sitzung der Aufnahmekommission vom 21. April d. J. neu aufgenommen und damit zur Führung des Blindenwarenzeichens auf ihren Erzeugnissen berechtigt: Carl Althoff, Evenhausen b. Schötmar (Lippe); Hulda Baumannn, Steinheid b. Sonneberg (Thür.); Reinhold Berzel, Berghausen (Pfalz); Sebastian Birmelen, Weisweil, Amt Emmendingen (Baden); Karl Dähne, Wurzen/Sa., Dresdnerstr. 41: Erich Fabig, Leipzig-Möckern, Halleschestr. 188; Berthold Fieber, Neisse, Ring 25 (O.-Schl.): Helene Krüger, Asendorf Nr. 42 (Lippe); Heinrich Meier, Lieme, Amt Brake (Lippe): Leo Müller, Schnackenwerth (Bayern); Hans Nölle, Halle/S., Marthastr. 30; Blindenverein

O s t f r i e s l a n d, Sitz Leer; Provinzial-Blindenanstalt P a d e r b o r n; Anton S t e u r e r, Konstanz a. Bodensee, Mainaustr. 5. Auf ihren Wunsch wurde in der Mitgliederliste gestrichen: Ida H ü b n e r, Neukirch (Lausitz). Die nächste Sitzung der Aufnahmekommission ist einstweilen auf den 5. Juni nachmittags festgesetzt worden.

Die Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks e. V., Berlin, hielt am 23. März 1931 in den Räumen der Kageso ihre ordentliche Mitgliederversammlung ab.

Anwesend waren 14 Mitglieder mit 19 Stimmen, durch die rund 1130 beschäftigte Blinde vertreten wurden. Darunter die Herren: Dir. Bechthold, Dir. Kühn, Oberverw.-Insp. Markert, Ob.-Insp. Müller, Dir. Peyer, Dr. Peyer, Dir. Reckling, Bl.-Obl. Schulz.

Ferner als Gast als Vertreter des Reichskommissars für Handel und Kleingewerbe Oberregierungsrat Zee-Heraeus vom Reichswirtschaftsministerium, als Sachbearbeiter der Unterzeichnete.

Dir. Dr. Grabkowski begrüßte die Erschienenen, dankte den aus dem Vorstand ausgeschiedenen Herren: Dir. Becker und Stud.-Dir. Niepel, sowie Herrn Oberreg. Dr. Bernstein und übergab dann den Vorsitz an Herrn v. Gersdorff, als den einzigen noch amtierenden stellvertretenden Vorsitzenden.

Zu Punkt I der T. O. E r s a t z w a h l wurde Dir. Dr. Grabowski als Vertreter der Kageso einstimmig zum Vorsitzenden gewählt. Zum 2. stellvertretenden Vorsitzenden wurde Blindenoberlehrer Schulz, Bln., als Vertreter des Verbandes der deutschen Blindenanstalten gewählt.

Dir. Dr. Grabkowski übernahm den Vorsitz mit warmen Worten des Verständnisses für die zu leistende Arbeit, deren Grundlage gegenseitiges Vertrauen sein müsse.

Zu Punkt II der T. O. erstattete der Unterzeichnete den Geschäftsbericht, aus dem zu erwähnen ist, daß im verflossenen Jahre 28 neue Mitglieder aufgenommen wurden, und daß die Arbeitsgemeinschaft zurzeit 103 Mitglieder mit rund 2200 beschäftigten Blinden umfaßt. Vom Anschluß an die Arbeitsgemeinschaft und von dem Propagandamaterial, das die Abwz. ihren Mitgliedern zur Verfügung stellt, ist nicht genügend Gebrauch gemacht worden. Auf ein Rundschreiben, das an die Vereine gerichtet wurde, und das um die Mitteilung von Erfahrungen bat, ging keine einzige Antwort ein. Auf Grund der vorliegenden Anträge, die leider wegen der Behinderung der Aufnahmekommission durch Ausscheiden mehrerer Mitglieder noch nicht erledigt werden konnte, darf gehofft werden, daß die Abwz. demnächst eine wesentliche Steigerung ihrer Mitgliederzahl erfahren wird, die gleiche Wirkung wird von den Anregungen erhofft, die von dieser M. V. ausgehen sollen.

Der K a s s e n b e r i c h t besagte, daß die Kageso die Kosten der Abwz. allein trägt, und daß diese im Jahre 1930 rd. Mk. 8000.— betrugen. Dem alten Vorstand und der Aufnahmekommission wurden nach kurzer Aussprache die E n t l a s t u n g erteilt.

Zu Punkt III der T. O. A n t r ä g e wurde ein gegen die Westfalenfleiß G. m. b. H. gerichteter Antrag der Aufnahmekommission überwiesen, ebenso ein Antrag betr. Abmachungen mit den Erwerbsbeschränktenwerkstätten bezgl. der Abgabe von Waren an Hausierer. Abgelehnt wurde ein Antrag, nach dem Wäscheklammern in das Verzeichnis der durch das Blindenwarenzeichen zu schützenden Waren aufgenommen werden sollten. Die Arbeit, die der Blinde an den Wäscheklammern auszuführen hat, besteht lediglich im Zusammensetzen fabrikmäßig hergestellter Teile. Das ist aber keine Arbeit im Sinne des Blindenwarenzeichens.

Dagegen wurde einstimmig beschlossen, der Vorstand solle für das genannte Verzeichnis beim Reichspatentamt anmelden: Erzeugnisse der Handweberei.

Ein Antrag betr. die Aufnahme der blinden Handwerker, die mit ihren Erzeugnissen selbst hausieren, löste eine sehr eingehende Aussprache aus, in der die meisten Mitglieder sich dafür einsetzten, daß den blinden Hand-

werkern, die durch ihre Lebensverhältnisse und Absatzmöglichkeiten, namentlich auf dem Lande, genötigt sind, selbst zu hausieren, die Aufnahme in die Abwz. nicht verweigert werden soll, jedoch müßten in diesen Fällen besondere Kontrollmaßnahmen eintreten. — Es wurde für richtig gehalten, diese Frage im Zusammenhang mit anderen Fragen des Warenabsatzes zu behandeln und mit der Entscheidung eine erweiterte Kommission zu beauftragen, die sich aus der Aufnahmekommission und den Herren Dir. Bechthold-Halle, Dir. Horbach-Düren, Dir. Kühn-Kiel, Herrn Anspach-Heilbronn und Herrn Knudzen-Kiel zusammensetzen soll. — Diese Kommission soll zusammengerufen werden, nachdem die Aufnahmekommission die nötigen Vorarbeiten beendet hat.

Ein Antrag des Vorstandes betr. die Auslegung der Satzung bezgl. der Kontrolle der unter behördlicher Aufsicht stehenden Blindenanstalten wurde genehmigt.

Zu einem Antrag des Westfälischen Blindenvereins wurde die Auffassung der M. V. dahin festgestellt, daß ein durch einen Verein als Treuhänder für dessen Blinde eingebrachter Aufnahmeantrag bezgl. der Nachprüfung der Verhältnisse nicht anders behandelt werden dürfe, als der Antrag eines einzelnen blinden Handwerkers. Zu einem Antrag des Schweizerischen Zentralverbandes für das Blindenwesen betr. Benutzung des Blindenwarenzeichens unter Zufügung des Kreuzes der Schweiz, wurde der Vorstand ersucht, zunächst ein Muster einzufordern und dann die Entscheidung zu treffen.

Ein Antrag des Allgemeinen Blindenvereins, Berlin, betr. die probeweise Aufnahme von Werkstätten, die durch einen Verein vorgeschlagen werden, gab wieder zu langen Auseinandersetzungen über die Fragen des Warenabsatzes Anlaß, zumal bestimmte eingehende Vorschläge vorlagen für feste Abmachungen bezgl. der Entlohnung der Händler, der Ueberwachung derselben, der Feststellung der ortsüblichen Preise, u. a. m. — Der Antrag wurde ebenfalls an die Aufnahmekommission überwiesen.

Zu Punkt IV Verschiedenes wurden die Vorschläge, die von Dr. Kraemer, vom Rbv. dem bayerischen Staatsministerium des Innern und dem Verband der deutschen Blindenanstalten gemacht waren, eingehend besprochen. Alle Anregungen werden von der vorgenannten Kommission weiter verfolgt werden.

Schließlich wurden noch zwei Mißstände zur Sprache gebracht, die Ausbildung solcher Personen für Blindenberufe, die nicht wenigstens praktisch blind sind, und die manchmal zu frühe Selbständigmachung Blinder, die als Handwerker ausgebildet sind.

Die Niederschrift über die Mitgliederversammlung wird allen Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft zugehen. An die Vereine und Anstalten ergeht die Bitte, möglichst alle in Betracht kommenden Blindenwerkstätten, blinden Handwerker und Handarbeiterinnen zum Anschluß an die Arbeitsgemeinschaft zu veranlassen, damit der Kampf gegen jeden das Blindenhandwerk schädigenden unreellen Handel endlich in breiterer Front durchgeführt und womöglich eine praktische Organisation des Absatzes geschaffen werden kann.

Zur Anmeldung bei der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks, Berlin N 24, Monbijoupl. 3, genügt eine Postkarte (auch Blindenschrift), durch welche ein Fragebogen erbeten wird; alle notwendigen Angaben können später in diesem gemacht werden.

gez. Claessens.

Schulrat Matthias, Steglitz, Rothenburgstr. 12, seit dem 1. Oktober 1920 im Ruhestand, wird am 5. Juli ds. Js. seinen 75. Geburtstag feiern können. Herzliche Grüße und Wünsche auch von hier aus. D. Schr.

Aus Zeitungen. Vor der „Blinden- und Erwerbsbesckränkten-Beschäftigungsstätte“ in Chemnitz, Schillerstraße 20, die sogenannte handgemalte Bilder, das Stück für 1.25 bis 2.50 RM. verschickt, wird erneut gewarnt. Die Werkstätte ist ein Privatunternehmen und wird vom Wohlfahrtsministerium in Dresden und von den Blindenverbänden bekämpft.

Auf der Gastwirtsmesse in Dortmund hat auch die dortige Blinden-Lehr- und Beschäftigungsanstalt ihre Arbeiten und Erzeugnisse in einem besonderen Messestand gezeigt.

Ueber die von Dr. Guist erreichten Heilerfolge bei Netzhautablösung gehen wieder Nachrichten durch die Blätter. Leider unter den unsinnigen Ueberschriften: Die Blinden werden sehen!

Der Allgemeine Blindenverein in Berlin hat sich in einer großen Kundgebung gegen die Maßnahmen des Magistrats gewandt, wonach innerhalb der allgemeinen Sparaktion auch die Wohlfahrtsbezüge der Zivilblinden gekürzt werden.

Die Niederschlesische Blindenwohlfahrt hat anfangs Mai einen offenbar gut gelungenen Blumentag veranstaltet. Unter den Werbeartikeln in Zeitungen waren auch solche: Der Blinde und die Kunst, Heiteres aus dem Leben der Blinden.

Von Köln wird berichtet, daß das Blindenschutzzeichen — drei schwarze Punkte im gelben Felde in neuer Form eingeführt sei, als runde Scheibe mit einklappbarem Griff. Die Scheibe trägt beiderseits die schwarzen Punkte und wird, vom Träger hochgehalten, nach beiden Verkehrsrichtungen erkennbar.

Dem Werk des Direktors Perls von den Siemens-Schuckert-Werken wurde aus Anlaß seines 60. Geburtstages von der Presse in ausführlichen Artikeln Dank und Anerkennung gezollt.

An der Königsberger Ausstellung „Im Reiche der Hausfrau" haben sich auch die Ostpreußische Blindenunterrichtsanstalt und der Verein blinder Frauen und Mädchen Deutschlands beteiligt.

Der Bund erblindeter Krieger hat aller Orten lebhaften Protest erhoben gegen Kürzung der Versorgungsgebührnisse. H. M.

*

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.



Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 7/8 — **Düren,** Juli/August 1931 — 51. Jahrgang

Psychologische Probleme beim blinden Kleinkinde

Von Dir. Siegfried Altmann, Wien-Hohe Warte

(Vortrag, gehalten auf der Welt-Konferenz für Blindenwohlfahrt in New York)

Doppelt ist stets das Ergebnis des menschlichen Forschens: je weiter es vordringt, desto mehr bereichert es den Besitz an Wissen, umso gehäufter resultieren aber auch Probleme des Unerforschten. Doppelt muß deshalb der Blick sein: Erkanntes und Wißbares zu wahren und anzuwenden, noch nicht Erkanntes zu klären und zu lösen.

So weit es in diesem engen Rahmen möglich ist, sollen aus dem Dämmergebiete des Blindenwesens, der Psychologie des blinden Kleinkindes, die elementarsten Dinge ans Licht gehoben und den Gedanken darüber die für eine Diskussion notwendige Basis gegeben werden.

Man hat bisher nur aus der — und meist äußeren — Beobachtung des blinden Schulkindes oder sogar des erwachsenen Blinden auf das blinde Kind überhaupt Schlüsse resultieren lassen, die nichts anderes als eine Uebertragung darstellen und damit natürlich alle Mängel und die ganze Unsicherheit einer bloßen Deutung tragen. Diese Verallgemeinerung statt individueller Dokumentierung zeitigte das Versäumnis, Probleme zu bearbeiten, welche die allgemeine Kinderpsychologie längst verfolgt, die am Tage liegen und auf die — ohne daß der hiezu gewählte Weg auf eine nach Vollständigkeit strebende Systematik Anspruch erhebt — nun eingegangen werden soll.

Die Blindenpsychologie muß beispielsweise vor allem noch „entdecken“, daß das blinde Kind nicht ein Taschenformat des blinden Erwachsenen ist, sondern daß es — was man vom sehenden Kind schon einige Jahrzehnte weiß — seine eigene Lebensstruktur besitzt und seinen eigenen Gesetzen gehorcht. Denn die Erlebnisse des Kindes sind in Bezug auf Aufbau und Bewußtheit anders gestaltet wie beim Erwachsenen; kindliche Maßstäbe sind nicht vereinfachte Maßstäbe Erwachsener; Gesetzmäßigkeiten kindlicher Entwicklung sind andere als die des Lebens und Verhaltens Erwachsener. Aus eben dieser Entwicklung, also aus der Entfaltung seiner Anlagen, aus der Gesetzmäßigkeit, die in ihr waltet, wie aus seiner Umwelt wird das Wesen des Kindes verstanden.

Die geistige Entwicklung auch des blinden Kindes hängt zunächst von dem ab, was körperlich bei der Geburt gegeben ist, und in weiterer Folge von jenem Moment, das mit dem Ausdrucke Wachstum sich umschreiben läßt. Wir wissen heute, daß es eine Abstraktion ist, von geistiger oder körperlicher Entwicklung zu sprechen, da beide unter gegenseitiger Einwirkung vor sich gehen; daß also Körper und Seele nicht zwei getrennte Welten sind, daß alle körperliche Arbeit zugleich geistige und alle geistige Arbeit zugleich körperliche ist. Körperliche Wohlfahrt ist die Grundbedingung beim blinden Kleinkind dafür, daß ein Höchstmaß der geistigen Entwicklung erreicht wird. Jedes Versäumnis in der körperlichen Entwicklung — und das erfährt wohl jeder Blindenlehrer an seinen Zöglingen — rächt sich ebenso in irgend einer Form geringerer geistiger Entwicklung, wie die Vernachlässigung primärer geistiger Bedürfnisse. Untersuchungen von Lazarsfeld[1]) haben gezeigt, daß selbst 6—7jährige Schulkinder noch kaum in der Lage sind, die Körperschwäche zu überwinden und von ihr unabhängig auf geistigem Gebiet besonderes zu leisten, eine Tatsache, die — wie die Bearbeitung des Termanschen[2]) Materials zeigt, für das Vorschulkind noch in erhöhtem Maße zutrifft. Erst vom achten Lebensjahr an scheinen Selbstdisziplin und Willensstärke so weit entwickelt, daß nun körperliche Schwäche im Sinne der Adlerschen Individualpsychologie durch hochwertigere Leistungen auf geistigem Gebiet kompensiert werden kann.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen sollen nun die Hauptprobleme Revue passieren.

Zu Beginn seines Lebens ist jedes Neugeborene — also auch das blinde — ein in sich beschlossenes Wesen, das völlig zuständlich lebt, im Subjektiven befangen; es wendet sich erst ganz allmählich in langsamer Folge der Objektwelt zu, indem es ihr zunächst seine Sinne erschließt.[3]) Sobald deutliche Verbindungen mit der Außenwelt einsetzen, wird das Kind „aktiv“, seine seelische Entwicklung

---

[1]) In H. Hetzer „Kindheit und Armut“, Hirzel, Leipzig 1929
[2]) Studies of Genius I. 1925
[3]) Ch. Bühler, Kindheit und Jugend, Hirzel, Leipzig, 1930
The first year of life, John Day Comp. N. Y. 1930

beginnt. Erziehungsberatung in Wort und Schrift zu richtiger Behandlung des blinden Kleinkindes durch die Eltern sind von diesem Moment ab — also schon im ersten Lebensvierteljahr — vonnöten. Geschlossene Heime für blinde Kleinkinder sind abzulehnen, weil die Einwirkung des häuslichen Milieus Werte auslöst, die auf andere Weise uneinbringlich sind. Die Familie ist ja nicht bloß die biologische Keimzelle der Menschheit, sie ist auch die soziale und ethische innerhalb der Gesellschaft. Es ist daher klar, daß alles, was an Stelle der Familie geleistet werden kann, nur subsidiär imstande ist, diese zu ersetzen. Selbst in der durchschnittlichen Proletarierfamilie entwickelt sich das Kind dieses Alters, wie eingehende Studien gezeigt haben, viel besser als in der besten Anstalt, in der es scheinbar unvergleichlich bessere Lebensbedingungen hat, soweit es auf Sauberkeit, Sorgfalt, Reinlichkeit, Lüftung u. a. ankommt.[4]) Der Rückstand des einjährigen Anstaltskindes (gegenüber dem Kind in der Familie) beträgt — wie Wiener Untersuchungen gezeigt haben — 3—4 Monate, eine für dieses Alter sehr bedeutende Zeitspanne. Es scheint so, als könnte das, was das tägliche Leben in der Familie dem Kind an unumgänglich notwendigen Anregungen und Gefühlwerten ganz selbstverständlich bietet, durch nichts ersetzt werden — trotz Mühe. Leben ist eben nicht bloß ein Herauswachsen der angeborenen Anlagen, es ist auch ein Hereinleben von Tatbeständen, die außer uns sind und die wir uns zu eigen machen, aus denen wir uns die Umwelt aufbauen, die wir brauchen. Mehr als für das sehende Kind, ist für das blinde Kind entscheidend, daß seine Erzieher die physische Umwelt seinen Bedürfnissen entsprechend gestalten; ist es doch viel weniger in der Lage, Anregungen zu erlangen, die es zu seiner Entfaltung unbedingt braucht. Dieser Mangel, sich Reize aufzusuchen, zeigt sich erstmalig deutlich in dem Augenblick, in dem das Schaualter für das sehende Kind beginnt. Für das blinde Kind kennt man heute noch kein Aequivalent, weiß also nicht, wie ihm in dieser Zeitspanne der Ausfall an Betätigungsmöglichkeiten — wie das Auge sie bietet — zu ersetzen wäre. Daß ein derartiger Ausfall unter Umständen als Unlust und Langeweile erlebt wird, zeigen Beobachtungen an sehenden Kindern, die vorübergehend der Möglichkeit beraubt sind, zu schauen, — einer Beschäftigung, der das viermonatige Kind mehrere Stunden am Tag widmet. Es ist wahrscheinlich, daß die Wurzel der Passivität des blinden Kindes, von der noch später gesprochen werden soll, schon in diesem frühen Stadium zu suchen ist. Denn Mangel an Anregung — und der liegt hier entschieden vor — hat beim Säugling unbedingt Passivität zur Folge. Aber nicht nur der allgemeinen Passivität, auch dem wesentlichsten Unterschiede, der zwischen blindem und sehendem Kinde besteht, ist hier die Basis bereitet. Die erste Erfassung räumlicher Beziehungen, die in der Lokali-

[4]) Die ausgezeichnete Schrift zur Behandlung des Kleinkindes von Prof. Dr. H. Hetzer, Seelische Hygiene — Lebenstüchtige Kinder, Verlag Kleine Kinder, Dresden, 2. Aufl. 1931

sation des Schalles, der Ausbildung der Seh-Gehörs-Verbindung zu beobachten ist, fällt aus. Es wird einer künftigen Untersuchung vorbehalten sein, festzustellen, ob nicht schon in diesem Alter es notwendig erscheint, mit ausgleichenden erzieherischen Maßnahmen einzusetzen und — auf Grund der vorhandenen Möglichkeiten — die akustischen und taktilen Daten, denen ja dieselben grundlegenden Funktionen für den Aufbau der psychischen Komplexe obliegen, die sonst den visuellen zukommen, für eine entschiedenere Einstellung auf die nichtoptischen Gegebenheiten anzuregen. Man wird für alle Fälle einerseits besonderes Gewicht darauf legen müssen, daß dem blinden Kind volle Bewegungsfreiheit zuteil werde; man wird andererseits sich mit ihm mehr als mit dem sehenden Kinde beschäftigen, ihm dadurch, daß man ihm zuspricht, akustische, dadurch, daß man es herumträgt und es sonst berührt, Lage-Empfindungen und taktile Eindrücke vermitteln müssen, die es sich nicht aktiv selbst verschaffen kann. Es wird wertvoll sein, bereits in diesem Alter dem blinden Kleinkinde die Möglichkeit zu bieten, beim Bewegen seiner Hände mit verschiedenen Gegenständen in Berührung zu gelangen, wobei es zu einem Betasten, aber noch nicht zu einem Greifen kommen kann. Diesem letzteren wird in seiner Wichtigkeit die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden sein, sobald das Kind (mit etwa fünf Monaten) ins sogenannte Greifalter tritt. Auch hier bedarf das blinde Kleinkind viel mehr als das sehende fremder Hilfe; denn es kann nicht in demselben Ausmaße Greifbares ausfindig machen, wie das unter der Direktive der Augen möglich ist. Es muß daher immer wieder Gegenstände in die Hand bekommen, die, was Gewicht, Gestalt, Oberflächenstruktur anbelangt, möglichst verschieden sein sollen. Daß es möglichst viele Erfahrungen nach dieser Hinsicht macht, darauf ist größtes Gewicht zu legen. Entdeckt es doch damit den Sinn, der bei der Erfassung seines Weltbildes die entscheidende Rolle spielt. Für den Ausfall der taktil-optischen Eindrücke treten Daten der taktil-motorischen ein, welche die Hand gibt. Alles muß befühlt, muß betastet und so als Rauminhalt erkannt werden. Reichliche Betätigung dieser Art beugt schon in diesem frühen Alter einer späteren Unsicherheit den Raumgegebenheiten gegenüber vor.

Die akustischen Eindrücke, die zu diesem Zeitpunkte der Erfassung des Raumes (von den geringen Erfahrungen im Bereich des Mundraumes sei abgesehen) noch isoliert dastehen, sind nun zur Ausbildung der Verbindung Gehör und Hand vor allem dadurch heranzuziehen, daß man dem blinden Kleinkinde Erfahrung mit tönenden Dingen ermöglicht. Maßnahmen solcher Art festigen die Grundlage zur Erfassung der Welt, fördern die Ausbildung der Raumanschauung und verhindern das Durchsetzen einer den geistigen Fortgang hemmenden Passivität.

Die Forderung nach Bewegungsfreiheit, auf die schon früher ein Hinweis erfolgte, wird besonders bedeutungsvoll, wenn das blinde Kind anfängt, sich von der Stelle zu bewegen, die Umwelt in weiterem Ausmaß, als dies mit der greifenden Hand möglich war,

zu erobern. Bei dieser Eroberung soll alle, falscher Angst und Zärtlichkeit entspringende Einschränkung vermieden werden. Das blinde Kind muß sich schon jetzt in der Welt bewegen, ihre Gefahren überwinden lernen. Der Grund zur Selbständigkeit des blinden Menschen kann — indem man ihm zur Herrschaft über seinen Körper schon in diesem frühen Stadium verhilft — hier gelegt und damit sein Selbstvertrauen bedeutend erhöht werden. Es wäre auch im Sinne Watsons[5]) an die Schaffung von künstlichen Bewegungshindernissen zu denken, um den Erfahrungsbereich des blinden Kindes zu erweitern, denn es hat — wenn vom akustischen Moment abgesehen wird — in diesem vorsprachlichen Stadium an Erfahrung nur das, was es in der Hand hält oder was es räumlich durchmißt. Und der Erfahrungsschatz an räumlich Durchmessenem ist außerordentlich gering, da das Kind noch verhältnismäßig wenig sich selbst in den Raum hinaus zu bewegen vermag. Man vergegenwärtige sich hier — und man wird den Unterschied voll erfassen — was eine Ausfahrt im Kinderwagen dem sehenden Kind zu bieten vermag. Für das blinde Kind dürfte sie als einen der Haupteindrücke höchstens ein Bewegt-Geschüttelt-Geschobenwerden darstellen. Wie die vorstehenden, so können auch die folgenden Fragen hier nur skizzenhaft angedeutet werden; sie alle sollen anregen, durch genaues Erforschen den Problemen der Psychologie des blinden Kindes, die solche systematische Versuche noch nicht kennt, ganz nahe zu kommen.

Einer strengen Forderung muß bereits am Ende des ersten Lebensjahres bei der Pflege der Sprache Rechnung getragen werden. Auf dem Wege der Sprache wird jedem Kind zuerst Ordnung in das Gedankenleben gebracht; erst an der Sprache lernt vor allem das blinde Kind in die Wesenheit der Dinge und ihrer Verhältnisse einzudringen, gedanklichen Inhalt zu gliedern, Klarheit sich zu erzwingen. Schon im ersten Lebensjahr wird die Sprachentwicklung dadurch, daß man sich mit dem Kinde genügend oder ungenügend beschäftigt, im günstigen oder ungünstigen Sinne beeinflußt. Man weiß heute, daß das Verstehen von Ausdruck, das Unterscheiden zwischen einem freundlichen und einem erzürnten Gesicht, das Verständnis der Gebärde Vorstufen des Sprachverständnisses sind und das Kind mit unzulänglichen Erfahrungen nach dieser Richtung hin erst später Sprache verstehen lernt. Beim blinden Kinde beschränkt sich dieses Verständnis von Ausdruck und Gebärde auf ein Verstehen nur der lautlichen Ausdrucksbewegungen; es wird notwendig sein, durch taktile Eindrücke, z. B. Berühren, wenn man das Kind heranruft, sie zu ergänzen. Die für den Sehenden so wichtigen mimischen Ausdrucksbewegungen lernt der Blinde ja überhaupt erst viel später — man könnte sagen, über einen Umweg — kennen: wenn er nämlich selbst in die entsprechende Gefühlslage versetzt, die Spannungsempfindungen, das stärkere Durch-

[5]) Watson, Psychological Care of Infant and Child, New York 1928

blutetwerden des Gesichtes u. a. erlebt, — ein Erlebnis, dem das Kind auf dieser frühen Altersstufe noch völlig ferne steht.

Auch dann, wenn das blinde Kind bereits selbst zu sprechen beginnt, bedarf es ständiger Anregung, da es ja nur im Umgang mit Menschen das Sprechen erlernen kann. Was eine richtige Sprachpflege vermag, zeigt beispielsweise ein Vergleich von sehenden Kindern, um die man sich in dieser Hinsicht bemühte, mit Kindern, die unter Pflegemangel aufwuchsen. Während die ersteren als Zweijährige bereits über einen Sprachschatz von mehr als 200 Worten verfügen, kennen die anderen durchschnittlich kaum 20 bis 30 Worte. Die Gefahr unzureichender Sprachpflege scheint für das blinde Kind, auf dessen Passivität bereits hingewiesen wurde, in hohem Maße zu bestehen. Es fehlen ihm ja auch zahlreiche Anreize zum Sprechen, die das Auge dem sehenden Kind vermittelt; was diesem an unmittelbarer Erfahrung mit dem Leben offen liegt, bedeutet für das blinde Kind einen Abgang, der nur — wenn auch sehr unvollkommen — durch die Sprache abgemildert werden kann. Auch ein Erziehungsmittel, das beim sehenden Kinde auf dieser Altersstufe bereits besondere Bedeutung gewinnt, fällt beim blinden Kind aus: das Bilderbuch. Gleichwertige Anregungen und rezeptive Haltung, die dem sehenden Kind durch dieses zuteil werden, müssen dem blinden Kinde auf einem anderen Wege vermittelt werden; nicht, indem man starr an den Gedanken des Bilderbuches festhaltend, ein mehr oder weniger mit diesem übereinstimmendes Surrogat heraussucht, z. B. reliefartige Abbildungen; sondern indem man sich auf ein der Struktur des blinden Kindes entsprechendes Gebiet begibt, wobei man natürlich Anregungen aufgreifen darf, die einem die Beobachtung des sehenden Kindes bietet. Es wird selbstverständlich das nächstliegende sein, sich hier der Daten des Tast- und Gehörsinnes zu bedienen.

Man weiß, daß das Kind um die Mitte des zweiten Lebensjahres für musikalische Eindrücke außerordentlich empfänglich wird. Diese Eindrücke sind dem blinden Kinde in weitem Ausmaße oft und mannigfaltig zu vermitteln. Gelegenheit zum Mitmachen von Rhythmus, für den es gleichfalls sehr interessiert ist, sollte ihm vom Ende des ersten Lebensjahres an gegeben werden. Erstmalig kann hier dem blinden Kinde auf akustischem Gebiete Anlaß geboten werden, sich in gewissem Sinne produktiv an einem Material zu betätigen, indem man es ihm ermöglicht, mit irgendwelchem Material Lärm zu machen. Lärmmachen ist für das fünfvierteljährige sehende Kind ein sehr bevorzugtes Spiel;[6]) für das blinde Kind dürfte es vielleicht unumgänglich notwendig sein. Alles Material, das sich eignet, ist dazu erwünscht. Bei der Handhabung desselben können zugleich Uebungen der Nachahmungsfähigkeit des Kindes erfolgen, die im ersten Lebensjahr sehr weitgehend zu verkümmern scheint, da — wie man weiß — die ersten Nachahmungen des Einvierteljährigen solche der Mimik sind, zu denen später diejenigen einfacher Be-

[6]) Hetzer, Kind und Schaffen, Fischer, Jena 1930

wegungen hinzutreten. Ohne Vermittlung des Auges ist es natürlich schwer, das, was der andere vormacht, zu übernehmen; nachahmende Manipulationen am Material sind aber beim Einjährigen möglich. Es wäre übrigens zu erwägen, ob der Förderung der Nachahmungsfähigkeit nicht schon im ersten Lebensjahr dadurch erfolgreich vorgebaut werden könnte, daß man lautliche Nachahmungen. zu denen das Kind ja fähig ist, und die es in seinen Lallspielen als Selbstnachahmung übt, in weitem Ausmaße anregt und pflegt. Dasselbe wäre mit einfachen Bewegungsfolgen zu versuchen, die das Kind in der Selbstnachahmung wiederholt. Zu dem, was hier und früher schon im Sinne einer systematischen Uebung gesagt wurde, ist zu bemerken, daß es sich natürlich nicht um ein Belehren und Unterrichten des Kindes handeln kann, sondern um die weitestgehende Berücksichtigung seiner Geneigtheit, die gebotenen Anregungen aufzunehmen. Die gesamte Erziehung in dieser Periode hat darauf eingestellt zu sein, dem Kinde die richtigen Lebensbedingungen zu schaffen, ihm die Reize, deren es bedarf, bereitzustellen.

In seinem Buche „De Anima“ nennt Aristoteles die Hand das „Organ aller Organe“. Wenn irgendwo, dann sieht man beim blinden Kind, daß die Hand ein komplexes Organ darstellt, daß sie Gestaltungs- und Ausdrucksmöglichkeit der gesamten Seele wird. Wir finden sie bei ihm — wie beim sehenden Kind — beim Spiel, beim Greifen, beim Formen, bei der Eroberung des Raumes, und in ihrer höchsten Qualität dort, wo sie schöpferisch zu gestalten beginnt: als befreiendes Organ des Geistes, — das alles aber in einem Ausmaße, das zu beurteilen einem am ehesten möglich wird, wenn man sich klar macht, inwieweit es der Hand obliegt, den Verkehr mit der Außenwelt herzustellen. Jeder Blindenlehrer hat die Erfahrung, daß bestimmte Formen geistiger Eingeengtheit durch die Handkultur überwunden werden; die Wichtigkeit der manuellen Funktionen für die Erschließung aller übrigen geistigen Tätigkeiten ist ja allgemein anerkannt. [7]) Seelische Befreiung, die Entladung des Ich, vollbringt sie. Das psychologische Erfassen der Funktionen der Hand, die Notwendigkeit, daß die Hand des blinden Kindes im Interesse des geistigen Niveaus funktionsdurchgebildet werde, ist ebenso Aufgabe einer möglichst baldigen Forschung, wie die Erörterung der Hand als Arbeitsorgan des Blinden und die Feststellung der Beziehung der Hand zu den höchsten komplexen Leistungen: Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Wille, Intelligenz.

Die Durchbildung der Hand hat schon im ersten Lebensjahr zu beginnen, sobald man dem Kind Bewegungsfreiheit gewährt, ihm Tasteindrücke ermöglicht und es mit Greifmaterial reichlichst versieht. Am Ende des ersten Lebensjahres muß man dann dem Kinde Gelegenheit bieten, im Spiel mit Gegenständen Zusammenhänge herzustellen, Gegenstände ineinander zu stecken und miteinander zu verbinden, Tätigkeiten, bei denen die ersten Ansätze intellektuellen Verhaltens sichtbar werden. Um die Förderung

[7]) Giese, Kinderpsychologie, Reinhardt, München.

des „Werkzeugdenkens“ — der ersten Erfassung von Objektzusammenhängen — wird man sich beim blinden Kind besonders bemühen müssen. Von den Affenversuchen (Köhler, Yerkes) her weiß man, daß — wie das Tier auch das Kleinkind — durch Zusammenschau diese ersten Zusammenhänge verstehen lernt. Systematische Anleitung zum Betasten derartiger Verbindungen wird dem blinden Kleinkind zuteil werden müssen; das sehende Kind entdeckt diese Zusammenhänge meist von selbst; bei ihm genügt es im allgemeinen, es sich — nach Bereitstellung des Materials — selbst zu überlassen. Sobald das Kind z. B. Bauklötze in den Kasten einräumt, das Spieltier an der Schnur heranzieht u. a. fertig bringt, ist die Hand nicht nur mehr ein Werkzeug zum Manipulieren schlechthin, sondern ein Werkzeug des Intellektes geworden. Das Stadium, in dem das Kind mit Material, das es in die Hand bekommt, bloß unspezifisch hantiert, dürfte beim blinden Kind länger dauern, da es einerseits viel mehr auf das Manipulieren hingewiesen wird und die Arbeit, die sonst das Auge nach kurzem Schauen leistet, für die tastende Hand mehr Zeit in Anspruch nimmt, anderseits oft der Uebergang vom Kritzelstadium zum Herstellen eines Werkes — aus irgend welchem Material immer — (Ton, Sand, Bauklötze usw.) an ein Ausscheiden des Kindes aus dem Manipulationsprozeß geknüpft ist, das dort viel schwerer fällt, wo Hand und Auge sich nicht in Hantierung und Betrachtung teilen, sondern die Hand selbst auch Organ der Rezeption ist. Hier muß der Erzieher wieder dem blinden Kinde zu der Entdeckung des Werkes verhelfen, eine Entdeckung, die das sehende Kind meist selbständig macht. Möglichst viel Material zu den verschiedensten Hantierungen ist dem blinden Kinde zur Verfügung zu stellen, und immer wieder ist es auf diese Materialien eindringlichst aufmerksam zu machen, — ein Moment, das sich bei sehenden Kindern fast durchweg erübrigt. Denn von diesen waren — nach einer Erhebung — 80 Prozent Dreijähriger imstande, Baumaterial irgendwelcher Art sich zu beschaffen, wo ihnen die Umgebung keinen Baukasten zum Spiel bereitstellte. Die Auslösung einer derartigen Selbständigkeit und Aktivität dürfte nur bei einem äußerst geringen Prozentsatz blinder Kinder möglich sein. Ist doch für sie die Welt, aus der man das Material herausholen kann, besonders enge; selbst wenn sie für initiative Streifzüge durch die Welt, wie 4—5jährige sehende Kinder sie — sich selbst überlassen — gelegentlich in Hof, Garten und Straße machen, die Agilität und den Mut aufbrächten, aus der Aengstlichkeit der Umgebung heraus würde das verboten werden.

Der Erzieher hat die Aufgabe, das Kind möglichst frei mit dem Material spielen zu lassen und doch zu wissen, wann er diese, für das sehende Kind fast ausnahmslos bestehende Forderung durchbrechen soll, um dem blinden Kinde dann zu helfen, wann es seiner Hilfe bedarf. Diese wird auch dort vonnöten sein, wo das blinde Kind durch eintöniges Material gelangweilt, es zur Seite wirft; dieses eines Gegenstandes müde werden birgt ja die Gefahr, dann ohne Material untätig warten zu müssen. Prinzipiell ist hier noch zu sagen, daß

der Charakter des Spieles bei allen Beschäftigungen und Unterweisungen aufs strengste gewahrt werden muß. Man gebe dem blinden Kleinkinde sehr viel verschiedenes Material an die Hand, lasse es dieses Material in entsprechender Weise behandeln, hüte sich aber vor einem kleinlichen Ueben spezieller Handgeschicklichkeit, für das z. B. eine Gefahr im Montessorimaterial gegeben ist. Dem Uebel einer stückhaften Erfassung der Gegenstände, der allzu spezifischen Beanspruchung eines Organes, kann nur durch Material, das zu komplexen Erfahrungen Gelegenheit gibt, begegnet werden.

Ein anderer Zweig produktiven Tuns, der zur Abmilderung der Passivität des blinden Kindes zu pflegen wäre, sind die Rollenspiele, die beim sehenden Kind von 3—4 Jahren 75 Prozent aller Spiele ausmachen. Das sich Zurechtfinden in praktischen Lebenssituationen, Wirklichkitskorrekturen bei der Eroberung des Raumes und Regelung der Phantasie, von der noch ein Wort zu sagen sein wird, finden vollste Unterstützung durch die Rollenspiele. Ihre besondere Bedeutung liegt in der Förderung der produktiven Entfaltung des Vorstellungslebens; denn neben dem eigenen Körper, der in die nachgeahmte Handlung eingeht, fungiert hier die Sprache als ausgezeichnetes Material, mit dem geschaffen wird.

Noch ein Wort zur Freiheit, die dem Kinde bei allen diesen Betätigungen zu gewähren ist. Es wurde bereits hingewiesen, daß Vormachen, Vorzeigen und ruhiges Abwarten, ob das Kind zur Nachahmung bereit ist, weiters das Bereitstellen von Material und nicht der Auftrag, sich mit diesem zu beschäftigen, die adäquate Form der Unterweisung bis etwa zum dritten Lebensjahr wäre. In der Folge sind dann — allerdings mit Maß — Belehrungen im eigentlichen Sinne und systematische Anleitungen wie Wiederholungen am Platze, deren Intensivierung allmählich zu betreiben ist. Etwa in der Zeit um die Vollendung des vierten Lebensjahres, nach welchem das Kind seine erste Entwicklung — vom Nichts zu den Anfängen von Allem — vollendet hat und die Rahmen der geistigen Fähigkeiten zur Erfüllung nun bereit liegen, ergibt sich der Zeitpunkt, wo das Eingreifen des geschulten Erziehers notwendig und deshalb die Eingliederung des blinden Kindes in einen Kindergarten ratsam ist. Am besten wäre in dieser Phase die Unterbringung nur während einiger Stunden des Tages; da dieser subsidiären Erziehungsmaßnahme aber sicherlich allerlei technische Schwierigkeiten im Wege stehen, wird die Aufnahme des blinden Kindes in einer geschlossenen Anstalt zu vollziehen sein.

In Parenthese: der Anstaltsverwahrlosung (Hospitalismus) entgegenzuwirken, hat ein Programmpunkt eines jeden Blindenerziehungs-Internates zu sein. Darüber müßte auch einmal ein besonderes Wort gesprochen werden, wie sehr unvorteilhaft die Kontinuität innerhalb einer Gemeinschaft ist, wie sehr sie die individuelle Entwicklung hemmt. Es ist sicherlich eine andere Seele, die ein Kind hat, das in seiner Entwicklungszeit immer unter anderen Kindern gesessen ist und niemals die Freiheit der Familie erfahren hat.

Die Aufnahme des blinden Kindes um die Zeit der Vollendung des vierten Lebensjahres ist deshalb zu befürworten, weil nach diesem in der Regel das erste Trotzalter schon vorüber ist, dessen Erscheinungen durch Milieuwechsel häufig ungünstig beeinflußt werden. Wie weit diese für das normale Kind charakteristische Konfliktperiode auch beim blinden Kinde auftritt, bedarf einer ernsten Feststellung. Es wäre denkbar, daß seine Passivität diese entwicklungsnotwendige Erscheinung am Auftreten hindert und die normale Willensentfaltung dadurch wesentlich stört.

Die Unterbringung im Kindergarten ist vor allem auch für die soziale Entwicklung des Kindes unerläßlich. Bisher vielfach verhätschelter Mittelpunkt der Familie, lernt es sich einer Gemeinschaft einfügen, lernt andere Kinder kennen und Beziehungen zu ihnen haben. Der Erkenntnis, daß die Kinder nicht aneinander vorbei leben oder nur als Teil einer Masse um die Kindergärtnerin gruppiert bleiben dürfen, wird mit Sorgfalt Rechnung zu tragen sein. Die Gefahr des Einzelgängertums für das blinde Kind ist viel eher gegeben, als für das sehende unter seinen Kameraden.

Eine Erziehung des blinden Kindes mit den sehenden Altersgenossen scheint im Kindergarten-Stadium noch nicht erwünscht, da die Vorschulkinder kaum die Andersartigkeit ihres Partners zu verstehen, geschweige denn sich in seine Situation hineinzudenken in der Lage sind.

Die Frage nach einer natürlichen Blindenerziehung, einer wertvollen Blindenausbildung ist die Frage nach der Psychologie des blinden Kindes. Nur aus dieser — die vorläufig selbst in ihren Hauptzügen fehlt — können sich klare Richtlinien auch für den Blindenkindergarten ergeben.

Die bisher geübte, aus dem allgemeinen Kindergartenbetriebe deduzierte und daher für die Erziehung Blinder nicht wissenschaftlich fundierte Praxis, erwogen an den hier tangierten Problemen, läßt für den Blindenkindergarten vorläufig Folgendes und zwar zum Grundsätzlichen resultieren: er muß eine Lebensstätte darstellen, die durch sich selbst weckend, lösend und anregend auf das blinde Kind wirkt. Der Tagesplan hat sich ungezwungen und in Notwendigkeit zu ergeben und zwar: aus dem Gemeinschaftsleben, aus den notwendigen täglichen Arbeiten im Hause und der Umgebung, aus den Festen und ihren Vorbereitungen. Anfang und Ende der Arbeit werde durch das Kind bestimmt; niemals darf sie — weder in der Dauer noch in der Art — die Kraft der blinden Kleinen übersteigen; ihre gegenseitige Hilfe untereinander ist zu unterstützen. Was jedes einzelne von ihnen aber selbst tun und schaffen kann, geschehe ohne Eingreifen. Denn Selbsttätigkeit führt zur Selbständigkeit und Werte schaffen bedeutet, innerlich wertvoll werden.

Im Mittelpunkte des Blindenkindergartens müssen Spiel und Beschäftigung stehen, welche die Ausbildung der Hand, schöpferische Betätigung, ermöglichen und die — der Gesetzmäßigkeit seines sich entwickelnden Innenlebens gemäß — frei und doch nicht so frei wie

beim sehenden Kind werden, betrieben werden können. Anreize zu Spiel und Beschäftigung erfolgen vor allem durch Erlebnisse und Erfahrungen im Umgang mit Mensch und Natur, weiters durch die räumliche Umgebung und durch Spielmaterial und Beschäftigungsmittel aller Art. Diese — deren Prüfung auf die Zweckmäßigkeit und Bedeutung hin übrigens auch noch aussteht — und jede Arbeitsmöglichkeit dienen als Reizmittel zur Hervorlockung und Betätigung der schaffenden und schöpferischen Kräfte. Kinderreim und Geschichte werden eine besonders entscheidende Rolle zukommen, in der sich auch musikalische und rhythmische Eindrücke, die ästhetische Erlebnisse auszulösen imstande sind, teilen.

Gut beeinflußt und angewendet werden Spiel und Beschäftigung dazu beitragen, Tast- und Gehörswahrnehmungen aufs innigste aufeinander zu beziehen, dadurch einer durch das Vorherrschen der Gehörswahrnehmung oft eintretenden Ueberwucherung der Phantasie vorbeugen und — da ja eine Korrektur durch die Realität nicht immer eintritt — eine Schädigung der Erwerbung realer Erkenntnisse hintanhalten. Vorstellungen liefern mit das Material für die Phantasieprodukte. Das blinde Kind phantasiert viel freier, weil sein Sinn für das Verhältnis zwischen Phantasie und Wirklichkeit besonders gering ist. Uebungen im Lokalisieren aber tragen in vollstem Maße dazu bei, das Erkennen der Wirklichkeit zu fördern und zu unterscheiden zwischen Phantasiebildern ohne Wirklichkeitsgepräge und phantastischen Bildungen auf Grundlage der Wirklichkeit. Der aus diesen Uebungen sich entwickelnden Fähigkeit und Fertigkeit ist die größte Aufmerksamkeit deshalb zuzuwenden, weil vom Ausmaß und der Qualität dieser Ausbildung Umfang und Sicherheit der meisten Leistungen der Blinden abhängig sind.

Während dieser ganzen Erziehungsperiode, soll man nur unterstützend und ordnend eingreifen, jedoch der Entwicklung nie vorauseilen wollen. Denn ihr Weg gestaltet sich natürlich. Vom Stadium des Spielbezuges zum Material, an dem es sich funktional betätigt, kommt es gegen den Zeitpunkt der Schulreife hin zum Werkschaffen, zum Werkbewußtsein und damit zum Objektbezug auf Arbeit, auf Pflicht. Ohne Beeinflussung durch geübte Kritik, nur im selbständigen Umgang mit Material in einem Reifungsvorgang vollzieht sich diese Einstellung, erfolgt der von einer entscheidenden Wendung im sozialen Verhalten und im geistigen Leben begleitete große Schritt aus der Subjektivität zur Objektivität.

Hier setzen die Probleme der Psychologie des blinden Schulkindes ein, dem in der Entfaltung des geistigen Lebens keine inneren Schranken gesetzt sind. Bei der Betrachtung, wie es an die Bewältigung der Situationen und Aufgaben geht, in die das Leben es stellt, stößt man jedoch auf eine Diskrepanz zwischen Leistung und Effekt, erkennt das große Mißverhältnis zwischen den psychischen Möglichkeiten der Aktivität und dem durch die äußere Abhängigkeit ungemein verengten Spielraum für die angemessene Betätigung der

geistigen Kräfte.[8]) Die fundamentale Spannung, welche dieser Kontrast zwischen der seelisch geistigen Vollwertigkeit und seiner äußeren Abhängigkeit im Seelenleben des Blinden bedingt, bleibt natürlich auch nach außen hin nicht unwirksam. Man leidet unter der Empfindung, daß die ganze Ausbildung nicht das hält, was man sich von ihr verspricht; daß der Aufwand an Kraft, Zeit, Geld, an Menschenglück und Elternsorgen einem ungenügend realisiert erscheint; man möchte gerne erfolgsicherer bauen können und dadurch zugleich den bedeutsamen Weg erforschen, auf dem sich der Blinde bei der eigenartigen Gestaltung seines Innenlebens der Welt der Sehenden voll einzugliedern vermag.

Für all das macht sich der Mangel einer legitimen Instanz fühlbar: der Mangel einer wissenschaftstheoretischen Fundierung der Psychologie des blinden Kindes, die Kenntnis der zeitlichen Entfaltung im einzelnen und in den verschiedenen Stufen der Kindheit und die ihr innewohnende Gesetzmäßigkeit, die Bedeutung ihrer Erkenntnisse für eine sichere Beurteilung und Erfassung der praktischen Arbeit im Blindenbildungswesen.

Für die Wichtigkeit dieser Fundierung alle Einsicht zu gewinnen und für deren Grundlinien einen positiven Ansatz zu bieten, erfolgten diese Ausführungen im Gefühle der Ueberzeugung, daß der Weg: aus der Psychologie des blinden Kindes einen neuen Unterrichtsbetrieb zu folgern und die Berufsausbildung wertvoll zu beeinflussen, für die Lebensgestaltung des Blinden nicht nur aussichtsreich sein wird, sondern noch Ueberraschungen in sich birgt.

*

Die Einzelseelsorge im Erziehungsplan der Anstaltspädagogik.

Eduard Bechthold-Halle a. S.

Die Fülle der Fragen der rein erziehlichen Arbeit im Rahmen unserer Alltagsarbeit läßt uns so selten zu einer ruhigeren Durchdenkung kommen, wie es im Interesse auch einer systematischen Darstellung notwendig wäre. Wir sehen wohl alle mehr oder weniger die Problemlage, sind aber seltener bereit am Einzelfall unser pädagogisches Denken zu klären und ins Allgemeine zu erweitern. Der praktische Anstaltspädagoge ist oft an den realen Fall so gebunden, daß er nicht von ihm loskommt. Das ist inbezug auf die Entwicklung einer Anstaltspädagogik vom Schaden. Wie wenig Material finden wir heute vor, das diesen Ausbau schon gesichert erscheinen ließ.

Dennoch zeigt sich immer, wenn Anstaltspädagogen auf Kongressen oder Tagungen zusammenkommen, regstes Interesse gerade am Erziehungsproblem. Das ist gut so. Mir will beim Ueberblick

---

[8]) Steinberg, Hauptprobleme der Blindenpsychologie, Marburg-Lahn, 1927

über die Gesamtlage scheinen, als seien wir mitten in der Hinwendung zum Erziehungsproblem in der Blindenanstaltspädagogik. Ja, unsere Unterrichts- und methodischen Fragen scheinen mir z. T. schon unter dem Gesichtspunkt des Erziehenden gesehen. Der Gedanke einer Pädagogik aus dem Glauben hat auch uns sehr zu denken zu geben.

Wenn ich heute eine ganz kleine Alltagsfrage des pädagogischen Tuns in den Mittelpunkt meiner suchenden Betrachtung stelle, so brauche ich das vor den Lesern nicht besonders zu rechtfertigen. Ich glaube etwas zu beleuchten, das uns alle angeht, wo und in welcher Art wir auch den pädagogischen Bezug zwischen Zögling und Erzieher herzustellen haben. Die gesamtpädagogische Anstaltslage erfordert es, daß wir zu den Problemen, die im Thema angegeben sind, besinnlich Stellung nehmen. Es soll nicht damit gesagt sein, daß es noch nicht geschehen wäre. Die Belesenen unter uns werden vielfachen Andeutungen zu dem Thema in anderen Abhandlungen begegnet sein. Ich brauche nur darauf hinzuweisen. Heute soll in zusammenhängender Form der Frage nachgegangen werden. Die gesamtpädagogische Lage zwingt dazu! Ist die nicht eigentlich immer dieselbe in unserer Anstaltspädagogik. Wer gewohnt und geschult ist alle pädagogischen Tagesäußerungen in den Blickpunkt größerer Zusammenhänge hineinzubringen, wird mir zugeben, daß heute mächtig um den Sinn der Gemeinschaft in unseren Anstalten gerungen wird. Los von der Masse, hin zur erziehlich wirkenden Gemeinschaft! Die Krisis in der wir stehen, ist m. E. die, daß der Kampf zwischen Individuum und Gemeinschaft zum Einklang kommt. Wir werden um so mehr Gemeinschaft wachsen sehen, als eine individuell seelische Beeinflussung und Kultur den tragfesten Unterbau hergibt. So kommt jeder Anstaltspädagoge und ganz besonders der in der Blindenanstalt an der brennenden Frage nicht vorbei: wie lassen wir den Einzelmenschen zur Gemeinschaft reif werden, wie helfen wir ihm den Einschwung leichter zu gestalten. Hier ist der Punkt, wo alle Theoretisiererei aufhört und mühsame opfervolle pädagogische Kleinarbeit einsetzt. So beginnt das, was ich als Einzelseelsorge im Erziehungsplan eines gesunden Internats verstehe.

Wer sich die Mühe macht, den Gesamtorganismus unserer Anstalten als organisches Ganze zu sehen und seine Aeußerungen zu werten, wird mir beipflichten, daß das Wesen der pädagogischen Lebewesen doch ein gewisser Geist ist, der zum Wirbewußtsein sich erhebt. Es sind wesentlich seelische Werte, die als Voraussetzung einer lebendigen Gemeinschaft geweckt werden müssen. Zum Teil werden die Gefühl- und Willenskomponenten schon durch das Dasein der äußeren Symbole geweckt, genährt und u. U. vergrößert. Aber jede Gemeinschaftsform will im Einzelindividuum lebendig werden, und das kann sie nur in den Individuen, die in ihrer seelischen Bereitschaft dazu aufgeschlossen sind.

Diese seelische Bereitschaft und Aufgeschlossenheit zu erreichen ist die Aufgabe einer seelsorgerischen Bemühung im pädagogischen Sinnbezug. Man lege hier nicht von vornherein eine Wendung ins rein religiöse. Gewiß werden wir das immer wertvolle Gebiet des religiösen Bezugs oft haben, aber Seelsorge ins Pädagogische gewendet bedeutet doch recht viel mehr. Sie umfaßt die Arbeit an der seelischen Gesamtlage unseres Zöglings. Sie wird natürlich in ihrem Wesen und in ihrer Technik nicht immer schematisch eindeutig zu bestimmen sein. Deshalb erscheint mir auch eine wissenschaftlich theoretische Darstellung so ungeheuer schwer. Diese Seelsorge ist ja in ihrer Struktur so wechselvoll, weil die Zöglingsindividualität eine so vielseitige ist. Wem erst für die Feinheiten der Individualität der Sinn aufgegangen ist und wer sie praktisch beobachtet hat, der wird mir darin beipflichten. Seelsorge ist mehr als bloße Erziehung, ist Sorge um die Seele der Anderen mit dem Ziel sie aufzuschließen, aufzuschließen für die Werte der Gemeinschaft und ihre persönlichkeitsfördernde Kraft. Der Bezug, unter dem dieser Aufschluß geschieht, kann nur unter vollster Freiwilligkeit beiderseits irgend welchen Erfolg haben. Das Individuum muß dabei das Gefühl haben, daß ihm hier die gereifte Persönlichkeit als vollständig absichtsloser Helfer entgegenkommt. Darum kann es sich bei diesem seelsorgerischen Tun niemals um irgendwelche Zwangsmaßnahmen handeln. Sobald sich diese Dinge bemerkbar machen würden, dürfte es um die Unmittelbarkeit dieser Beziehungen und damit auch um einen Teil des Erfolges, ja unter struktuell besonders fein gelagerten Fällen geschehen sein. Die Imponderabilien dieser Beziehungen sind so vielseitig, daß sie im Einzelnen garnicht festgestellt werden können. Von seiten des sich um die Seele des anderen Sorgenden sind natürlich auch gewisse Anforderungen zu stellen. Weil der Erfolg dieser Bemühungen sehr von der seelischen Bereitschaft der beiden abhängt, so können diese Dinge nur in der Atmosphäre des Vertrauens gedeihen. Die Intensität des seelischen Konnexes mit dem Zögling muß also immer einen gewissen Grad erreicht haben. Die Stimmung, oder das, was man so gemeinhin Fluidum nennt, ist dabei unerläßlich. Gerade diese Voraussetzungen zeigen, daß man vieles, was dazu nötig ist, hat, oder man hat es nicht. Es gibt eben hier wirkliche Auserwählte, geborene Seelsorger, im pädagogischen Bezug und Dienst. Wir sollten bei der Auswahl unserer jungen Blindenlehrer auch auf diese Dinge ein Augenmerk haben. Vor allen Dingen sollten wir an diesen Charakteranlagen nach diesen Seiten nicht ganz achtlos vorübergehen. Ein glänzendes Zeugnis besagt oft nach dieser Richtung hin garnichts. Die hier in Frage stehende Arbeit ist gekennzeichnet durch einen stark sozialpädagogischen Einschlag und hat etwas von dem, was Spranger unter dem pädagogischen Eros versteht. Es ist die seelische Bereitschaft des Erziehers, sich dem Du des Zöglings ganz zu öffnen und zu verstehen. Aus diesem abgrundtiefen Verstehen erfolgt dann ganz von selbst

der Wille zum Helfen auf der einen Seite und die glückhafte Bereitschaft des Sichhelfenlassenwollens auf der anderen Seite. Dieses Geben und Nehmen, Binden und Befreien, Tragen und Dulden wird in allen seinen vielfachen Verflechtungen und individuellen Berechnungen den Inhalt einer solchen Seelsorge ausmachen. Sie ist letzten Endes reiner selbstloser Dienst am anderen, absichtsloses Streben dem anderen zu helfen. So grenzen diese Arbeiten auch ums und ins Religiöse hinein, denn sie werden nur wahrhaft von den Erzieherpersönlichkeiten geleistet werden können, die selbst gebende sind im Uebersinnlichen, die noch glauben an die Idee, die aus ewigen Kraftquellen immer wieder neu für dieses hohe Amt gespeist werden.

Diese feingeistigen Beziehungen lassen sich schwer in Worte einfangen. Wir wollen aber doch noch einen Blick hinein in die Praxis einer solchen Einzelseelsorge tun, denn auf diesem Gebiet liegt die Schwierigkeit der Arbeit. Sie ist einmal begründet im Objekt im Blinden selbst. Blindheit bedeutet auch hier zunächst Absonderung, Verschlossenheit und ein starkes Zentriertsein auf sich selbst, besonders in einigen Phasen der Reifezeit. Wer um die Seele eines blinden jungen Menschen in diesen Jahren gerungen hat, wird mir diese Schwierigkeit ohne weiteres zugeben. Lange Strecken des Jugendweges Blinder sind von sich selbst benörgelndem Mißtrauen beschattet. Dazu kommen oft noch starke Komplexe von Minderwertigkeitsgefühlen, die zu bewußter Scheu und Abschnürung führen. Der jugendliche Blinde ist dann kaum zugänglich, geht leicht träumerische Wege und kommt nicht recht zur Resignation. Es wäre ganz verkehrt, wollte man sich hier gewaltsam in sein Inneres drängen. Die größte Kunst aller Einzelseelsorge, die des Wartens auf den rechten Augenblick. Ja, ich glaube sogar, daß aller praktische Erfolg, daß aller Erfolg von dieser glückhaften Erfassung des rechten Augenblickes abhängt. Jeder Erzieher wird da seine Erfahrungen machen und wird keine seelische Situation zweimal wiederfinden. Die Stille der Krankenstube, das Erlebnis eines Kunstwerks, das Zerknirschtsein über einen Fehler, ein Todesfall in der Familie, das freudige Erlebnis eines Erfolges, der Konflikt mit einem Mitmenschen, die Ratlosigkeit einer schweren Stunde, alle diese Situationen können unter Umständen Gelegenheit zur Einwirkung in seelischer Hinsicht bieten. Es wird von dem pädagogischen Fingerspitzengefühl abhängen, wie weit der Erfolg nachher sichtbar sein wird.

Aus allem wird eindeutig klar, daß zu dieser Arbeit viel Einfühlungskraft vorhanden sein muß. Dazu muß aber dann auch die Gabe der Wesensschau kommen. Hier entferne ich mich einmal bewußt von aller Buchpsychologie. Es ist sicher ein Mangel, daß uns zusammenhängende monographisch geschriebene Seelenkunden noch nicht vorliegen. Andererseits aber liegt darin auch ein ständiger Anreiz, unsere Zöglinge zu schonen im praktischen Umgang. Ganz allgemein kann gesagt werden, daß nur der Erzieher

die im Thema angedeutete seelsorgerische Arbeit leisten kann, der immer mitten unter ihnen ist. Dieses Mittenunterihnensein bedeutet ganz und gar nicht ein mit ihnen gemein Sein, nein, es ist die seelische Haltung, die Lust am Dabeisein hat. Hier ist die erfolgreiche Praxis gegeben, die die denkbarsten charakterologischen Studien ermöglicht. Verbindet sich dann mit dieser Lust die Gabe der Wesensschau im reifenden Menschen, dann ist eine köstliche Vorbedingung für den Erfolg dieser erzieherischen Absicht vorhanden. Man wird dann aus der Praxis heraus die Anregung empfangen, die uns heute in der Theorie die moderne Charakterkunde gibt. Die wertvollen Neuerscheinungen auf jenem Gebiet sollten von uns allen aufs Genaueste verfolgt werden. Denn in diesen Werken findet der seelsorgende Erzieher immer wieder die Kraft, die zu dem Werke notwendig ist. Wie fruchtbar könnten sich unsere sogenannten „Aufsichtsstunden" gestalten, wenn sie in ihren Trägern diesen Geist lebendig erhielten. Man kann nicht verlangen, daß er immer vorhanden ist, man kann aber den Segen in der Idee einer seelsorgerischen Betreuung am sogenannten — doch sagen wirs ehrlich — lastend empfundenen Aufsichtstage sehn. Wer im eigenen erzieherischen Tun diesen Segen oft und stark empfunden hat, empfunden auch in der Rückwirkung auf die gestaltende Entwicklung der eigenen Erzieherpersönlichkeit, wird mir recht geben.

Die Frage: Wer solche seelsorgerische Bemühung treiben solle, ist nicht etwa nebensächlich. Je mehr wir den Sinn aller Anstaltsgemeinschaft erfassen, desto klarer wird uns, daß das Patent des Erziehers wohl in allererster Linie verpflichtet, daß aber der Ruf an alle Glieder geht. Wenn man die Unsumme der erzieherischen Einflüsse im Anstaltskreis abmessen könnte und dabei exakt feststellen könnte, daß manche einfache aber lebensanschaulich geschlossene mit natürlichen Instinkten pädagogischer Art versehene Persönlichkeit oft stärkeren Einfluß hat als manche mit Bildung überladene, dann wurde man bescheidener. Dem wahrhaften Pädagogen geht es auch so. Darum sage ich: Berufen sind alle Glieder der Gemeinschaft, soweit sie bewußt im Dienste der Anstaltsgemeinschaft stehen. Man soll hier nicht engherzig sein und sichtbare Keime zum Wachstum stärken. Ein edler Wetteifer auf diesen Gebieten kann nur dem Anstaltsganzen von Segen sein. Ein Austausch der Gedanken sollte in freien, zwanglosen Besprechungen — nicht in langatmenden theoretischen Massenkonferenzen — stattfinden. Vielleicht könnte es möglich sein, daß die Anstalten ihre Erfahrungen in irgend einer Form austauschen. Jedenfalls sind diese Fragen der ernstesten Erwägungen wert. Wenn auch die wirtschaftliche Lage uns immer wieder die Frage: wie schaffen wir unseren Blinden Brot? — verpflichtend vorlegt, so werden wir auch andererseits Zeit für diese Dinge haben, denn wir geben unserer Jugend die seelische Widerstandskraft, die sie im Kampf ums Brot sehr braucht. Ich würde mich ins Methodische verlieren, wenn ich nun im Einzelnen die Lage vom Anstaltsleiter bis zum letzten Erzieher und

Meister darstellen würde. Ich habe versucht, diese Zusammenschau in einer Darstellung der Anstaltspädagogik als Gemeinschaftspädagogik darzustellen. Reizvoll ist diese Aufgabe ohne Zweifel sehr. Ich würde aber mit der Methodenfrage sicher in die reine Therorie und zum System kommen, das zur Nachahmung reizte. Das will ich nicht, denn diese Dinge sind zu fein, um sie in ein Schema zu pressen. Es dürfte allerdings von Wert sein, wenn man Berichte aus der Praxis bringen könnte, die zeigten, in welchen Formen seelsorgerische Arbeit möglich wäre. Uns fehlen überhaupt pädagogische Situationsberichte. Eines wollte ich nur erreichen, auf die Wichtigkeit dieser Fragen hinzuweisen und alle die bestärken, die mit mir gehen in dem Gedanken, daß die rein erzieherische Tätigkeit ihre hervorragende Berechtigung im Internat hat und auch die beglückendste ist.

*

Zum literaturgeschichtlichen Unterricht in der Blindenanstalt.

Von Hans Köddermann, Soest.

Der literaturgeschichtliche Unterricht der Fortbildungsschule soll in enger Verbindung mit dem Geschichtsunterricht die Kunde vom Werden und Wachsen des deutschen Volkes, besonders von der Entstehung und Entwicklung des deutschen Geisteslebens erweitern. Er soll bewußt die Liebe zum deutschen Kulturgut bei den Schülern wecken und pflegen. Durch lebendige Herausstellung des Bemühens vieler deutscher Dichter um die Veredlung der Sitten wird der Literaturgeschichtsunterricht zu einem wertvollen Hilfsmittel der religiös-sittlichen Erziehung. Das Bekanntwerden mit den poetischen Formen aller Zeiten und die Vergleichung derselben sollen ein klares Formgefühl und das bewußte Streben nach schönem sprachlichen Ausdruck fördern.

Für die Methodik gilt, daß immer das Werk der Ausgangspunkt der Behandlung sein muß. Weitere Werke des Dichters oder der zu behandelnden literarischen Richtung müssen als Quellenstudium von den Schülern einzeln oder in Arbeitsgemeinschaften gelesen und — das ist die fruchtbarste Weise — in kleinen Schülerreferaten der Klasse zugänglich gemacht werden. So wird ein anschauliches Bild von den Erlebnissen des Dichters gefunden. Die Verbindung unseres Faches mit dem Geschichtsunterricht läßt die gesamten Verhältnisse und geistigen Strömungen zur Zeit des Dichters, seinen Platz und seine Bedeutung in der Geschichte unseres Volkes erkennen.[1])

Für unseren Blindenunterricht ergibt sich besonders dringend die Aufgabe, durch die literaturgeschichtlichen Belehrungen dem Schüler eine breite, gute Grundlage für die eigene Erarbeitung, für

---

[1]) Vergl. „Richtlinien" von 1925.

das Verständnis literarischen Schriftgutes und künstlerischer Darbietungen zu geben.

Die oben geforderte Quellenerarbeitung durch Einzelschüler und Arbeitsgemeinschaften ist sehr erschwert oder scheitert sogar meist an dem großen Zeitaufwand, den das Lesen der Punktschrift mit sich bringt, ferner an dem viel zu geringen Bestande guter Punktdruckausgaben, sowie an der oft unzureichenden Beschaffenheit der meisten in Punktdruck vorhandenen Dramen. Aus dieser Feststellung ergeben sich Wünsche für den Punktdruck zum literarischen Unterricht, die am Schluß dieses Aufsatzes zusammengefaßt werden.

Die Stoffauswahl kann nach zwei Gesichtspunkten geschehen. Folgen wir der geschichtlichen Entwicklung unserer Literatur, so ergibt sich der Vorteil, daß in kurzer Zeit ein historischer Ueberblick erreicht wird. Eine lebhafte Anteilnahme der Jugendlichen am Unterricht ist zumeist gewährleistet, weil ihr historisches Interesse befriedigt wird und der Stoff so schnell wechselt, wie es dem Wesen der Jugendlichen entspricht. Entscheiden wir uns für die breite Behandlung literaturgeschichtlicher Einzelbilder oder Einzelwerke, so können alle weitgesteckten Ziele unseres Faches gesichert erreicht werden. Der Nachteil einer solchen Behandlung ist, daß sie durch die Verwendung der Punktschrift sehr lange währt und infolgedessen das Interesse der Jugendlichen ertöten kann.

Um die Vorteile beider Möglichkeiten unserem Fache nutzbar zu machen, ergibt sich folgender

Lehrplan für drei Berufsschuljahre:

I. Lehrjahr. Ueberblick über die älteste und mittelalterliche deutsche Literatur. Einführung: Wie Lieder der Naturvölker entstanden sind. Die Merseburger Zaubersprüche. Die Nordendorfer Spange. Die Gotenbibel des Ulfilas. Der Heliand. — Die Sagenkreise. Das Hildebrandslied. Das Gudrunlied. (Hierzu „Gudruns Klage“ von Geibel). Das Waltharilied aus „Ekkehard“. — Das höfische Epos: Hartmann von Aue, „Der arme Heinrich“; evtl. noch andere Epen kurz. — Die höfische Lyrik: Walter von der Vogelweide (ausführlich), andere Minnesänger evtl. kurz. — Das Nibelungenlied, ausführliche Behandlung. (Hierzu „Volkers Nachtgesang“ von Geibel). — Komik und Satire: Seb. Brant und Joh. Fischart ausführlich, andere Vertreter evtl. kurz. — Der Meistergesang. Gedichte, Schwänke, Dramen von Hans Sachs. (Hierzu „Hans Sachsens poetische Sendung“ von Goethe). — Die Anfänge des Dramas im Mittelalter. — Der Stabreim, die Nibelungenstrophe, die Meistersingerstrophe, Arten des Endreims, Versmaß.

II. Lehrjahr. Das Märchen. Die Sage. Die Fabel. Allegorie. Legende. Volkslied. Luthers Bibelsprache. Literatur des Dreißigjährigen Krieges, darunter „Simplizissimus“ ausführlich. — Die Sprachgesellschaften. — Gottscheds Bedeutung. — Logau. — Dramen: „Herzog Ernst von Schwaben“ von Uhland. Klopstocks Oden (kurz), Webers „Dreizehnlinden“.

III. Lehrjahr. Goethe und Schiller: Gedichte und Dramen nach Wahl und dem Stande der Klasse entsprechend. — Die Dichtung des Weltkrieges. Kriegsbücher. — Die literarischen Strömungen der Neuzeit. — Arbeiterdichtung. — Der Blinde in der Literatur. Blinde als Dichter.

Die im vorstehenden Plan aufgeführten Stoffe des dritten Schuljahres können in einer Anstalt, in welcher die Berufsschule vier Jahre umfaßt, in den beiden letzten Jahren ohne Schwierigkeiten behandelt werden. In unserem Falle aber, bei nur drei Berufsschuljahren, ist die Behandlung der aufgeführten Stoffe des dritten Schuljahres ohne Vernachlässigung der Literatur der Neuzeit nicht möglich.

Darum übernimmt das literarische Kränzchen eine gründliche und ergänzende Erarbeitung der im Plan für das dritte Berufsschuljahr vorgesehenen modernen Stoffe. Im Kränzchen werden auch die literarischen und künstlerischen Darbietungen unserer Stadt fortlaufend behandelt. Bei der durch die zeitraubende Verwendung des Punktdrucks unleugbaren Behinderung im Stoffplan unseres Faches kann erst das literarische Kränzchen die weitergehende Aufgabe des literaturgeschichtlichen Unterrichts übernehmen, neben den Einzelbildern auch Durchblicke auf größere Zusammenhänge zu bieten und feste Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schlagen.

Das literarische Kränzchen unserer Anstalt besteht seit den beiden letzten Winterhalbjahren. Es entstand auch aus dem Wunsch, den interessierten Jugendlichen und Heimern beiderlei Geschlechts am Sonnabendnachmittag eine Stunde der Anregung zu verschaffen. — Eine gute Gelegenheit, zwanglos eine Hörerschar um sich zu versammeln, fand sich im Oktober 1929 bei einer Einführung in Otto Ludwigs Drama „Der Erbförster“, welches in unserer Stadt aufgeführt wurde. Ich stellte zur Aussprache, ob nicht öfter, möglichst an jedem Sonnabend, eine solche zwanglose Literaturstunde stattfinden könne. Außer der freudigen Bejahung meiner Frage wurde von den anwesenden Anstaltsinsassen zum Ausdruck gebracht, daß zum Verständnis neueren Schrifttums und mancher Rundfunkdarbietungen eine systematische literarische Schulung nötig sei, welche gerade die Späterblindeten vermißten. Gewünscht wurde auch eine Betrachtung der neueren literarischen Strömungen.

In der nächsten Sonnabendstunde einigten wir uns dahingehend, daß zunächst an einem klassischen Drama das Wesen klassischer Kunst erkannt werden solle. Es folgte in den nächsten Stunden die Behandlung des gewünschten Schauspiels „Iphigenie auf Tauris“ von Goethe. Bei einer gelegentlichen Besprechung im Lehrerkollegium regte Herr Direktor Grasemann an, die in unserem Kränzchen zu behandelnden Dramen im Orgelsaal durch die Damen und Herren des Kollegiums und der Beamtenschaft durch Vorlesen mit verteilten Rollen zu vermitteln. Dementsprechend wurde „Iphigenie auf Tauris“

im November 1929 dem Kränzchen und der diesmal darüber hinaus erschienenen Anstaltsgemeinde vorgelesen.

Wir erarbeiteten sodann im Kränzchen das Wesen der realistischen Kunst. Von Heinrich von Kleist, dem ersten deutschen Realisten, lernten wir durch eine Rundfunkdarbietung mehrere Kurzgeschichten kennen. Wir lasen dann „Michael Kohlhaas" und das Lustspiel „Der zerbrochene Krug" von Kleist. Letzteres wurde mit verteilten Rollen von Damen und Herren des Kollegiums und der Beamtenschaft vorgelesen. In der weiteren Besprechung der Realisten kamen wir nunmehr wieder auf Otto Ludwig zurück und das von ihm kennengelernte Drama „Der Erbförster" (s. o.). Von Friedrich Hebbel kannten viele der Kränzchenmitglieder aus kurz zurückliegenden Rundfunkdarbietungen seine hauptsächlichen Dramen. Daraus ergab sich eine rege, mehrere Sonnabendnachmittage umfassende Aussprache. Ebenso konnte eine Besprechung der naturalistischen Richtung auf fast allgemeiner Kenntnis Hauptmannscher Dramen aus Rundfunkdarbietungen fußen. Das Winterhalbjahr schloß mit der Besprechung von Thomas Mann. Diese Behandlung wurde von den Mitgliedern des Kränzchens erbeten. Es wurden vorgelesen die Novellensammlung „Das Wunderkind", sowie ein Teil des Romans „Königliche Hoheit". Diese Textproben aus zweimal zwei Vorlesestunden gaben die Anschauung für eine Behandlung dieses lebenden Dichters. Bei dem üblichen Vorlesen an Aufsichtstagen wurde in Ergänzung hierzu Thomas Manns Roman „Buddenbrooks" vermittelt.

Das Vorlesen von Dramen mit verteilten Rollen durch Kollegium und Beamtenschaft bedeutete ein besonders wirksames literarisches Erleben für unsere Insassen. Dieser Schluß ist gerechtfertigt nach den begeisterten Anerkennungen durch die Kränzchenmitglieder, nach ihrem stets wiederkehrenden Wunsch einer Wiederholung solcher Vorlesungen.

Im literarischen Kränzchen des letzten Winters konnte an Hand des Theaterspielplans unserer Stadt und einiger Rundfunkdarbietungen ein Teil der Dichtung der Gegenwart erarbeitet werden. Es wurden besprochen: Bernard Shaw, sein Lustspiel „Man kann nie wissen" und andere Dramen aus älteren Rundfunk- und Theaterdarbietungen, Sherriffs englisches Kriegsdrama „Die andere Seite", Kolbenheyers Schauspiel „Die Brücke", Goldinis „Der Diener zweier Herren".

In der Zukunft wird das literarische Kränzchen sich bemühen, weiterhin den Unterricht der Fortbildungsschule zu ergänzen. Dabei soll versucht werden, den Lehrer bei der Leitung der einzelnen Stunden immer mehr zurücktreten zu lassen.

Es wurde von mir zu Beginn dieses Aufsatzes angedeutet, daß die Gesamtarbeit in Fortbildungsschule und literarischem Kränzchen sehr erschwert wird durch Mangel an geeigneter Punktschriftliteratur. In den beiden in unserer Anstalt durchgeführten Aufbaukursen für die Vorbereitung der Musikschüler zur Ablegung der

schulwissenschaftlichen Prüfung machte sich dieser Mangel besonders bemerkbar, als es galt, in sehr kurzer Zeit (1—1¼ Jahr) etwa die Stoffe des vorgeschriebenen Lehrplans der Mittelschule zu behandeln.

Ich schlage daher vor:

1. Für die geschichtliche Stoffreihe der ersten 1½ Schuljahre (s. o. Lehrplan) werden ausgewählte Kapitel mit literaturgeschichtlichen Anmerkungen gedruckt. Für dieses ganze große Stoffgebiet liegt in einer brauchbaren Form für den Klassenunterricht nach meiner Kenntnis nur vor das Nibelungenlied und eine handschriftliche vierbändige Auswahl aus Hans Sachsens Werken, welche von der Zentralbücherei für Blinde in Leipzig nach meinen Angaben unlängst angefertigt wurde. So sind z. B. das Waltharilied und viele höfisichen Epen in Prosaübersetzungen großen Umfanges vorhanden. Sie kommen für unseren Unterricht nicht in Frage, da sie ja nicht das poetische Werk wiedergeben. Mit weit geringeren Kosten ist eine methodisch brauchbare Stoffreihe herzustellen etwa in der Art wie die Schwarzdruckausgabe von Stein, „Aelteres Epos" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin).[2]) Die Vorarbeiten für die Herausgabe einer solchen Stoffauswahl habe ich beinahe fertiggestellt, weil ich für meinen Unterricht im Sinne des Vorhergesagten den größten Teil dieser Stoffe selbst in Punktdruck übertragen mußte.

2. Für die weiteren Stoffe des Plans (2. Schuljahr, Mitte bis Schluß) sind literarhistorische Lesehefte zu drucken. Gewiß gibt der Lehrer den Schülern das Rüstzeug für das selbständige Erarbeiten wertvollen deutschen Schriftgutes; das aber, was jedem sehenden Schüler die Vorbereitung für die nächste Stunde so außerordentlich erleichtert, eine Niederschrift über den evtl. Lehrervortrag und über den Gedankengang der Stunde, fehlt zumeist. Der Versuch, solche Stichworte zu diktieren, auch selbst in Punktschrift aufzuschreiben und den Schülern zu geben, zeitigte eine dauernde, untragbare Belastung des Lehrers. Auch erwies es sich, daß das Nacharbeiten an Hand der Stichworte des Lehrers den Schülern sehr schwer fiel. Jeder, der einmal versuchte, nach einem in Stichworten gehaltenen Kollegheft eines Kommilitonen zu arbeiten, muß das bestätigen.

Um nun diesen Schwierigkeiten für die Zukunft zu entgehen, rege ich an, Lesehefte zu besonders wichtigen Teilgebieten aus der Literaturgeschichte der klassischen Periode und der Neuzeit in Punktschrift drucken zu lassen. Die neueren Bestrebungen im literaturgeschichtlichen Unterricht lehnen eine Benutzung von Erläuterungen, Kommentaren, Aufsatzsammlungen im Unterricht mit Recht ab. Das von mir beabsichtigte Hilfsmaterial beschäftigt sich nicht mit den Einführungen und technischen Erläuterungen zu Dichtwerken und Dramen, die dem Lehrer vorbehalten bleiben müssen; sondern es werden geschichtliche und biographische Grundlagen, sowie der große Gedankengang, die vom Dichter aufgeworfenen

---

[2]) Vergl. Hartmann - Salomon - Weidel, Literaturkundliche Lesehefte, Verlag Teubner.

Probleme behandelt. Ueber den Rahmen des Anstaltsunterrichts hinaus liest vielleicht mancher interessierte Blinde gern ein solches Heft. Zwar erfolgen z. Zt. im Rundfunk Einführungen in die Dramen vor deren Uebertragung; viele Blinde bedauern aber, daß solche kurzen Vorbemerkungen nicht immer für ein restloses Verstehen der nachfolgenden Darbietungen ausreichen und daß dann hernach für sie wieder keine Möglichkeit besteht, selbständig in den Gedankengehalt des Stückes einzudringen.

Nachstehend folgt eine Aufstellung des bisher vorliegenden, von mir zusammengestellten Materials:

1. Heft: Goethe, „Iphigenie auf Tauris“.
2. Heft: Goethe, „Egmont“.
3. Heft: Goethes Lyrik. (Zueignung, Ilmenau, Euphrosyne.—Lied an den Mond, der Fischer, Erlkönig, König in Thule. — Prometheus, Ganymed, Das Göttliche, Grenzen der Menschheit. — Gesang der Geister über den Wassern, Mahomets Gesang).
4. Heft: Schiller, „Die Räuber“.
5. Heft: Schiller, „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua“.
6. Heft: Schiller, „Kabale und Liebe“.

Inhaltsverzeichnis von Heft 2 als Beispiel:

„Egmont“ von Goethe.

1. Wie Goethe vom Götz zum Egmont kam.
2. Wie verhält sich das Drama zur Geschichte? (Zeit, Person Egmonts, Einheit des Orts).
3. Züge, die das Drama in bezug auf die Handlung beeinflussen.
4. Wie erfüllt „Egmont“ die Anforderungen, die man an eine gute Exposition stellt?
5. Das Dämonische als Goethes neues dramatisches Motiv.
6. Wie zeigt sich das „Dämonische in uns“ im Leben Goethes?
7. Wie spielt das „Dämonische außer uns“ in das Erleben Goethes zu dieser Zeit?
8. Wie kommt das Dämonische im „Egmont“ zur Geltung?
   a) frevelhafter Leichtsinn,
   b) ungemessene Lebenslust,
   c) grenzenloses Zutrauen zu sich selbst.
9. Der Ausklang.

Die Verwendung solcher Hefte gestattet eine gründliche Behandlung der Klassiker unter großer Zeitersparnis zugunsten der neuzeitlichen Literatur.

Die beabsichtigten Punktdruckausgaben würden etwa im Umfang und in der Ausstattung der Sachlesehefte ausreichen.

3. Die vorhandenen Punktschriftausgaben von Dramen sind heute größtenteils wegen der „alten Kurzschrift“ und der zumeist unzweckmäßigen, unübersichtlichen Anordnung ein fragwürdiges, oft erschwerendes Lehrmittel des Unterrichts. Außer einer Erweiterung der Anzahl von Dramen in Punktdruck müssen bei der Neuübertragung unbedingt folgende Wünsche berücksichtigt werden: Jedem Drama muß ein genaues Inhaltsverzeichnis vorausgeschickt werden,

welches die Buchseite angibt, auf welcher der Beginn jedes Aufzuges, vor allem aber auch der Beginn jeder Szene zu finden ist. Das Fehlen dieser Angaben in den alten Ausgaben erschwert den Klassenunterricht. Im Buche selbst muß der Beginn eines Aktes, der Anfang einer jeden Szene durch mehrere freie Zeilen und geeignete Zeichen (Punktstrich durch eine ganze Zeile) deutlich angezeigt werden. Dem nichtsehenden Leser muß das schnelle Zurechtfinden im Textbuch ermöglicht werden wie dem Sehenden in seiner Schwarzschriftausgabe. — Jedem Dramenband sollte eine Lebensbeschreibung des Dichters vorausgehen, etwa in der Art der „Lebensbilder unserer Klassiker“ (Verlag Bong). Diese sind ausreichend, um bei einer Privatlektüre den geschichtlichen Zusammenhang des Werkes mit der Entstehungszeit und den Erlebnissen des Dichters herzustellen. Die Lebensbilder erleichtern ja auch die Lehrerarbeit und geben Zeit frei für wichtigere, oben erörterte Aufgaben unseres Faches.

Es würde die angeschnittenen Fragen gewiß fördern, wenn diesem Aufsatz ein reger Meinungsaustausch folgte.

*

Die Weltkonferenz des Blindenwesens in New York.

Eindrücke und Gedanken.

Von P. Grasemann-Soest.

Internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Blindenbildung und Blindenwohlfahrt, das ist nicht etwa ein in den letzten Jahren erwachter, völlig neuer Gedanke. Wer die Entwicklung unserer Kongresse kennt, weiß, daß Dr. Ludwig August Frankl 1871 eine Einladung erließ an die Leiter und Lehrer von Blindenanstalten auf der ganzen Erde, und daß die beiden ersten Blindenlehrerkongresse den Zusatz „europäische“ trugen, um damit die ursprünglich gewünschte Internationalität zum Ausdruck zu bringen. Der erste Kongreß zu Wien wies auch tatsächlich unter den 100 Teilnehmern 30 Ausländer auf, wobei die Kollegen aus Oesterreich-Ungarn zu den Unserigen gerechnet wurden, und der erste Vortrag dieses Kongresses berichtete über das Blindenwesen in Amerika. Die Teilnahme der Ausländer nahm schon vom zweiten Kongreß an ganz bedeutend ab, so daß man den Beinamen fallen ließ und in der Folge die Ausländer nur noch Einzelerscheinungen auf unsern Kongressen bildeten, obgleich die fremden Staaten stets Einladungen erhielten.

Ich halte diese Entwicklung nicht für zufällig, glaube vielmehr, daß die Angehörigen fremder Länder wohl erkannten, daß die Einrichtungen der einzelnen Staaten doch viel zu abweichend voneinander waren, als daß eine internationale Behandlung der Fachfragen möglich und ersprießlich gewesen wäre.

Es erhebt sich nunmehr die Frage, ob es von Herrn Dr. Strehl recht getan war, den Gedanken internationaler Zusammenkünfte neu aufzugreifen. Der Vorkongreß in Wien, der nur mit der allgemeinen Organisation zu tun hatte, konnte noch zu keinem endgültigen Urteil darüber führen. Anders die Weltkonferenz zu New York.

Sicherlich sind ja auch jetzt noch die Verhältnisse der Blindenerziehung und der Berufsausbildung der Blinden in den verschiedenen Ländern ganz uneinheitlich, aber es haben sich doch schon bestimmte Fragen herausgeschält, die eine internationale Lösung heischen. Ich nenne nur die Notenschrift, die Lehrmittelfrage, die Beschaffung von Spielen und Unterhaltungsmitteln für Blinde, den Austausch Blinder zum Zwecke der Spracherlernung, ohne damit erschöpfend sein zu wollen.

Dazu kommt, daß gerade die Verschiedenheit der Maßnahmen zum Unterricht und zur Ausbildung der Blinden in den verschiedenen Ländern dem eigenen Blindenwesen neue Antriebe geben und zu neuer geistiger Durcharbeitung der heimischen Verhältnisse anregen können. Wir müssen uns allerdings dabei von zweierlei freimachen. Erstens dürfen wir nicht glauben, daß unsere Maßnahmen so vollkommen seien, daß sie von keinem anderen Lande erreicht werden und keiner Verbesserung mehr bedürfen. Und zweitens dürfen wir das, was wir in andern Ländern sehen, nicht mit dem Gedanken abtun, daß die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den andern Ländern so grundverschieden von den unsern seien, daß die dortigen Maßnahmen nicht für uns in Frage kommen. Vielmehr sollten wir die fremdstaatlichen Verhältnisse durchdenken und überlegen, ob sie nicht auch uns etwas Neues sagen können.

Unter diesem Gesichtspunkt können internationale Zusammenkünfte sehr wohl auch für uns von Bedeutung und bleibendem Wert sein.

Allerdings wäre zunächst ein Wort über die Organisation solcher Kongresse zu sagen. Herr Kollege Müller hat ja bereits über die vortreffliche Abwicklung der ganzen Angelegenheit berichtet,*) und ich kann ihm in dieser Beziehung durchaus zustimmen. Wir müssen unseren amerikanischen Freunden dafür unsere Anerkennung zollen und unsern herzlichsten Dank aussprechen. Trotzdem habe ich den Eindruck gewonnen, daß die eigentlichen Verhandlungen nicht das Ergebnis gezeitigt haben, das man bei so großen finanziellen Anstrengungen hätte erwarten können. Das lag einmal an den sprachlichen Schwierigkeiten. Man hatte zwar die englische Sprache zur Kongreßsprache ernannt, trotzdem beherrschten aber einige Vortragende und Diskussionsredner die Sprache nicht genügend und ließen sich in ihrer Muttersprache hören. Man kann nun aber beim besten Willen nicht verlangen, daß die Teilnehmer englisch, deutsch, französich, italienisch und spanisch beherrschen. Nun hatte man zwar ein wunderbar auf-

*) Juni 1931. S. 121.

gezogenes Dolmetschersystem eingerichtet, so daß jeder vermittels eines hinter dem Stuhl befindlichen Kopfhörers die Vorträge in seiner Muttersprache verfolgen konnte, aber diese Vermittlung war doch recht dürftig, so daß man nur jeweils Bruchstücke der Reden hören konnte, da die Redner vielfach so schnell sprachen, daß eine irgendwie verständliche Uebersetzung überhaupt unmöglich war. Entweder müßten also nur solche Teilnehmer erscheinen, die genügend englische Kenntnisse besitzen, so daß man nur diese Sprache zuläßt. Oder es müßte für wirklich ausreichende Uebersetzung in 2 oder 3 Sprachen gesorgt werden, in ähnlicher Weise etwa, wie es auf dem Vorkongreß in Wien geschah. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß der Gang der Verhandlungen dadurch außerordentlich schleppend würde. Ich persönlich möchte daher für die ausschließliche Benutzung einer Sprache sein und bitte Herrn Dr. Strehl, gerade die Sprachenfrage demnächst innerhalb der bestehenden Kommissionen zur Aussprache zu stellen, damit diese Schwierigkeit bis zum nächsten Kongreß behoben ist.

Dann aber war die Tagesordnung der Konferenz derart bepackt, daß zu einer gründlichen Behandlung der einzelnen Punkte überhaupt keine Zeit war, zumal die Amerikaner beim jedesmaligen Beginn der Verhandlungen von einer bewundernswürdigen Unpünktlichkeit waren. Diese Bemerkung werden mir die amerikanischen Freunde nicht verübeln; denn es wurde ihnen schon in einer launigen Ansprache des Direktors aus Kalkutta während des Kongresses gesagt. Wenn man bedenkt, daß in 4 Verhandlungstagen 26 Themata behandelt werden mußten, so kann man sich ungefähr denken, was dabei herauskommen kann, wenn auch jedem Redner nur 10 Minuten Zeit gelassen wurde, um das kurz zusammenzufassen, war er schon vor der Konferenz in einem längeren Aufsatz ausführlich niedergelegt hatte. Leider erhielten wir diese Aufsatzsammlung erst bei unserer Ankunft in New York, und es wäre für die Zukunft unbedingt zu fordern, daß die Aufsätze mehrere Wochen vor der Konferenz in die Hände der Teilnehmer gelangten, damit man Zeit hat, sie in Ruhe zu lesen.

Als früherer Kongreßleiter weiß ich recht wohl, woher diese reiche geistige Speisekarte kam, man wollte keiner Nation und keiner Einzelperson wehetun und hat daher alle Redner zugelassen. Gewiß, das ehrt unsere Gastgeber, aber um der Sache willen brauchen wir in Zukunft mehr Straffheit, mehr Disziplin und mehr Beschränkung in Bezug auf die Fülle des Stoffes.

Veranstalter des Kongresses waren die: „Amerikanische Blindenstiftung", der „Verein der Blindenfürsorge" und der „Verein der Blindenlehrer". Wir hatten den Eindruck, daß nicht nur alle diese Organisationen, sondern auch Blinde und Sehende recht einträchtig miteinander arbeiten. Ja, daß man mit zielbewußter Absichtlichkeit die führenden Blinden herausstellte, und doch ist in der gesamten Blindenfürsorge der Einfluß der Allgemeinheit der Blinden doch nicht so groß wie bei uns, da der Gedanke der Selbst-

hilfeorganisation in unserm Sinne in Amerika noch nicht festen Fuß gefaßt hat. Im Gegenteil sucht man mit Absicht, die Oeffentlichkeit zur Mitwirkung an den Aufgaben des Blindenwesens heranzuziehen, um auf diese Weise das Interesse für die Sache in weiteste Kreise zu tragen. Die Anstalt in Pittsburg z. B., die größtenteils aus staatlichen Mitteln erhalten wird, hat trotzdem ein Direktorium von 9 Personen und ein Mitarbeiterkollegium von 56 Personen, deren Namen selbst auf jedem Briefbogen zu lesen sind.

Mich hat diese Tatsache nachdenklich gemacht. Haben wir uns in Deutschland vielleicht allzuviel auf die Hilfe des Staates und auf unsere eigene Kraft eingestellt? Fast alle unsere Anstalten sind jetzt staatlich im weitesten Sinne, und die Blindenvereine sind Selbsthilfeorganisationen geworden. Gewiß, in einer Notzeit, wie wir sie jetzt haben, konnten sich die privaten Anstalten durch die freie Liebestätigkeit allein nicht mehr halten, und daß unsere Blindenvereine sich auf Selbsthilfe einstellten, ist sicher ein erfreuliches Zeichen von geistiger Selbständigkeit und innerer Kraft unserer blinden Freunde, aber ich möchte dabei doch zu bedenken geben, ob wir auf diese Weise nicht den Kontakt mit den Männern und Frauen des öffentlichen Lebens und der freien Wirtschaft verloren haben. Mit gesetzgeberischen Mitteln allein kommen wir nicht zum Ziel, das hat, glaube ich, das Versagen der Anwendung des Einstellungszwanges auf Blinde, wie es aus dem Schwerbeschädigtengesetz abgeleitet wurde, zur Genüge bewiesen. Ich meine daher, wir sollten darüber nachdenken, wie wir vor allem bei unseren Ortsgruppen des RBV. einen möglichst großen Kreis von interessierten Sehenden gewinnen, ohne daß der Charakter der jetzigen Gestaltung dabei verloren geht.

Empfangsabende und Festessen zu veranstalten, verstehen die Amerikaner meisterhaft. Fast waren es der Ansprachen zuviel, ich habe an einem Abend deren 20 gezählt. Man übt allerdings die schöne Sitte, daß man zunächst die verschiedenen Gänge in Ruhe passieren und dann erst dem Redestrom freien Lauf läßt, der von einem besonderen „Toastmaster“ geleitet und gezügelt wurde.

Besonders festlich verlief der einleitende Begrüßungsabend, der am Montag, dem 13. April, in dem mit zahlreichen Fahnen aller Nationen geschmückten Festsaale des Internationalen Hauses stattfand. Bei dieser Gelegenheit kamen alle Führer und großen Wohltäter auf dem Gebiete des Blindenwesens zu Worte. Ich nenne Mr. William Nelson Cromwell, den Präsidenten der Amerikanischen Braille Druckerei, Mr. Migel, den Präsidenten der amerikanischen Blindenstiftung, Dr. John H. Finley, den Vorsitzenden der New York Vereinigung für Blinde. Von den amerikanischen Blinden sprach nur Mr. Thomas P. Gore, Doktor der Rechte und Senator der Vereinigten Staaten. Von den fremden Nationen hatte man nur Schweden, England und Italien zur Begrüßung aufgefordert, eine Maßnahme, die verständlich erschien; um so mehr mußte es allerdings befremden, daß beim Abschiedsessen am Schlusse des Kon-

gresses Deutschland in der Rednerliste absichtlich übergangen wurde, was aber nicht unsern amerikanischen Freunden sondern persönlichen Einflüssen anderer Vertreter zuzuschreiben war.

Den größten Eindruck aber machte am Begrüßungsabend die Rede Helen Kellers auf uns. Ich möchte bemerken, daß ich ihren Leistungen gegenüber etwas skeptisch eingestellt war, muß aber bekennen, daß mich ihr Können geradezu überrascht hat. Sie hielt eine Ansprache an den Kongreß über das Thema: „Welteinigkeit". Ihre Aussprache wies natürlich Mängel auf, war aber dennoch so deutlich, das selbst wir Ausländer imstande waren, ihr Englisch zu verstehen; und was vor allem überraschte, war die Tatsache, daß sie nicht monoton, sondern mit bewundernswerter Akzentuierung sprach und ihre Rede auch mit passenden Gesten begleitete. Wenn man bedenkt, daß Helen Keller nunmehr bereits über 50 Jahre alt ist, so bedeuten ihre wiederholten fließenden Ansprachen, vor allem vor dem Präsidenten Hoover, bedeutende rednerische Leistungen. Ich möchte aus der Eröffnungsrede einige charakteristische Stellen zitieren:

„Willkommen in den Vereinigten Staaten! All Euch lieben Freunden, die Ihr über Ozeane von fremden Weltteilen zu uns geeilt seid auf der Suche nach neuen Horizonten und einer froheren Zukunft für die Blinden! Eure Hände möchte ich fassen und die ganze Welt in warmer Freundschaft in meine Arme schließen.

Zwar ist meine Stimme unvollkommen; aber wollen Sie damit vorlieb nehmen und darin die Stimme der Blinden Amerikas hören? Ich wünschte, das Wort stünde mir vollkommener zu Gebote, und ich könnte unsere Freude, Sie hier bei uns zu sehen, überzeugender zum Ausdruck bringen.

In fernem, fremdem Lande sind Besucher leicht geneigt, dort die Schwächen und unangenehmen Seiten hervorzuheben, und die wertvollen Eigenschaften — die doch immer neben den Fehlern vorhanden -- zu ignorieren.

Weil dies, unser Land, reich ist an materiellen Gütern, betonen oberflächliche Kritiker unseren Materialismus. Sie sagen, unser Gott ist der Dollar und unser Ideal: um jeden Preis reich zu werden auf Kosten geistiger Werte.

Dennoch bin ich überzeugt, daß Sie auf Ihren Reisen von einer großen Stadt zur anderen und bei Ihren Besuchen unserer großen Anstalten und Schulen außer Lärm, Geschwindigkeit und kaufmännischem Geist doch noch etwas anders entdecken werden.

Wenn Sie unter die Decke des amerikanischen Materialismus schauen, so können Sie tausende und aber Tausende von Männern und Frauen am Werke sehen, die ihr Bestes für das Prinzip der Zusammenarbeit einsetzen und im Dienst für andere Freude finden.

Nicht als Amerikaner, Engländer, Franzosen, Deutsche und Japaner treffen wir hier zusammen, sondern als Arbeiter für eine gemeinsame Sache. Glücklich sind diejenigen aus unserer Mitte, die erfassen, daß sich hier eine Gelegenheit bietet, einen Bund der

Sympathie und der Beratung zu gründen, der die dunkle Welt der Blinden bis in die tiefsten Winkel erhellen kann.

Der Augenblick ist gekommen, die Ketten alter Ideen und Traditionen abzuschütteln. Wir dürfen nicht länger bei dem toten Gestern verweilen, sondern müssen im Verein mit der Jugend, stets vorwärtsblickend, dem neuen Morgen entgegenwandern, der für unsere Taten bereit.

Auf unseren Schultern ruht die Verantwortung eines unerbittlichen Kampfes für das Wohl aller Blinden, und die Aufgabe, Millionen die Augen zu öffnen, damit sie uns folgen. Oh Freunde! Ein neuer Tag steigt herauf — der Tag einer edleren Menschheit. Laßt uns gemeinsam ihm entgegenschreiten, einig, entschlossen und ohne Furcht!"

Die Ansprachen des Begrüßungsabends wurden von musikalischen Vorträgen eingerahmt, unter denen vor allem der „Ausflug in die Volksmusik" eindrucksvoll war. Volkslieder der verschiedenen Länder in Verbindung mit entsprechenden Lichtbildern zogen an uns vorüber. Das deutsche Volkslied wurde durch eine schwäbische Landschaft mit Bauern in den bekannten Trachten illustriert. Erfreulich war, daß wir an diesem Abend das Bach'sche Konzert in D-moll für 2 Violinen und Klavier hören durften, wie auch bei manchen anderen Gelegenheiten die Werke der deutschen musikalischen Klassiker geboten wurden.

Den Schluß des Abends bildete das Sternbannerlied.

Es würde zu weit führen, über alle Aufsätze und Reden zu berichten, die uns während der Tagung geboten wurden. Vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit, auf diesen oder jenen Vortrag näher einzugehen. Im Rahmen dieses Berichtes möchte ich nur die allgemeinen Eindrücke wiedergeben, wie wir sie während der eigentlichen Tagung und auf der Reise gewonnen haben.

Während bei uns die Blindenbildung durch gesetzliche Maßnahmen und die vielfachen gemeinsamen Beratungen einheitlich geregelt ist und die deutschen Anstalten und Fürsorgeeinrichtungen daher im großen und ganzen ein gleiches charakteristisches Gepräge tragen, zeigen die amerikanischen Anstalten eine auffende Mannigfaltigkeit. Dies ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die einzelnen 48 Staaten in ihrer Gesetzgebung völlig frei sind und die Blindenbildung und Blindenfürsorge nach ihrem Belieben gestalten können.

Amerika hat 55 Internatsanstalten, meist staatliche, 21 Tagesschulen und etwa 36 Blindenklassen an öffentlichen Schulen (Brailleclasses), dazu kommen noch die Heimlehrer für Späterblindete in vorgerücktem Alter.

Während man die Anstalten vielfach luxuriös aufzieht und mit allen modernen Hilfsmitteln ausstattet, glaubt man an anderen Stellen mit der Beschulung blinder Kinder in den öffentlichen Schulen auskommen zu können. Ja, man hat diese Einrichtung nach reiflicher pädagogischer Ueberlegung getroffen und rühmt sie als besonders

vorteilhaft für die Erziehung der blinden Kinder, da diese in der Familie und in ihrem Lebenskreise verbleiben und sich später viel leichter in demselben betätigen können. Wir sind in einer solchen Blindenklasse in Cleveland gewesen. Der Besuch war natürlich zu kurz, als daß wir darüber entscheidend urteilen könnten. In der Volksschulklasse des 2. Schuljahrs saßen 2 blinde Kinder mit etwa 18 sehenden zusammen. Man war am Buchstabieren. An der Tafel standen einige Wörter, die von den sehenden Kindern, nachdem sie sich herumgedreht hatten, auswendig buchstabiert werden mußten. Als diese Uebung vorüber war und es ans Schreiben ging, verließen die blinden Kinder ihre Klasse und wanderten in die Braille-Klasse, wo sie nun von einer anderen Lehrerin zum Schreiben oder zu Fröbelarbeiten angehalten wurden. Man unterscheidet in den amerikanischen Schulen scheinbar immer scharf zwischen Stunden für mündlichen Unterricht (recitation) und solche für darstellenden Unterricht (manual work). Die ersteren Stunden haben die Sehenden und Blinden zusammen, die andern haben sie getrennt, von den 42 Stunden Unterricht fällt etwa die Hälfte auf jede Gruppe. Gegen diese Art der unnatürlichen Trennung von Geistes- und Handtätigkeit muß man doch schwere psychologische Bedenken haben, zumal, wenn man weiß, daß die Schulen keine Lehrmittelsammlungen besitzen. Es kommt das schließlich wieder auf die frühere in unserer Fachliteratur schon wiederholt erörterte Frage hinaus, ob wir im Unterricht überhaupt auf eine deutliche Veranschaulichung Wert legen sollen oder uns mit Surrogatvorstellungen begnügen dürfen. Es gibt, vor allem auch unter den Blinden, Anhänger der letzteren Meinung, ich erinnere dabei besonders an Hitschmann (Prinzipien der Blindenpädagogik). Ich persönlich kann mich nicht mit diesem Gedanken befreunden, daß man die blinden Kinder von Anfang an in die Schulen der Sehenden steckt. Ob man evtl. in den späteren Schuljahren einen Versuch mit dem Unterricht unserer blinden Kinder in der Volksschule machen sollte, dieser Gedanke ist bereits früher, zuletzt im Rahmen des Fortbildungslehrganges in meinem Vortrage „Die Theorie der Hausordnung“ erörtert worden. Auf die Frage, ob und wie man einerseits die Teilnahme der Kinder an dem gewöhnlichen Unterricht gutheißen und andererseits die großen Ausgaben für die Einrichtung von Musterblindenanstalten verantworten könne, ist man mir die Antwort schuldig geblieben. Leider war zur weiteren Erörterung dieses Problems, das ich in meinem Vortrage „Allgemeine Erziehung und und Berufsbildung“ angeschnitten hatte, keine Zeit mehr. Vielleicht wird aber dieser Bericht, wenn er in Amerika gelesen werden sollte, zur ausführlichen Diskussion auch drüben anregen. Ich hoffe, daß der Kollege French aus Berkeley in Kalifornien, der meinen Vortrag übersetzt hat, auch zur Uebertragung dieses Berichtes ins Englische bereit sein wird.

Als Musteranstalt gilt in Amerika anerkanntermaßen die bisher von Dr. Allen geleitete Anstalt in Watertown bei Boston. Das

Anstaltsgebäude umfaßt 56 Morgen Land und ist am Karlsfluß gelegen. Die Mitte der Anstalt bildet die Kapelle, an die sich nach einer Seite ein Flügel für die Schule der Knaben und nach der anderen ein solcher für die Mädchen anschließt. Man führt also die Trennung der Geschlechter schon in der Schule durch mit der Begründung, daß man auf diese Weise die Blindenheiraten verhindern wolle. Ob das so gelingt, erscheint mir zum mindesten zweifelhaft, denn die Berührungen der Geschlechter wird im späteren Leben doch kaum zu vermeiden sein. An der Schule, die etwa 240 Zöglinge umfaßt, sind etwa 60 Lehrkräfte tätig, unter denen etwa 55 Lehrerinnen und nur 5 Lehrer tätig sind, wozu dann noch einige Schulleiter kommen, headmaster genannt. Es ist das eine Erscheinung, die auch in den Volksschulen zu beobachten ist. Man spricht daher allgemein von einem gewissen Femininismus in der amerikanischen Erziehung; die Auswirkung für die charakterliche Entwicklung vermag ich nicht zu beurteilen. An die Schulflügel schließen sich dann nach jeder Seite wieder einige Wohnpavillons an, cottages genannt. Man hält auch hier die Geschlechter streng getrennt, dagegen werden die Altersstufen gemischt, um das Familiensystem zu wahren. In den etwa 12 Wohnhäusern befinden sich unten zwei Aufenthaltsräume mit dicken Teppichen und bequemen Klubsesseln sowie das Speisezimmer, oben die Schlafzimmer. In jedem Häuschen wohnen etwa 20 Zöglinge, die von 3 Lehrerinnen betreut werden, die mit den Zöglingen eine mustergültige Familie bilden. Für das leibliche Wohl sorgen eine Hausmutter und ein Hausmädchen, die Speisen werden in eigener Küche bereitet, und die Zöglinge nehmen an der Hauswirtschaft tätigen Anteil. Wir haben zwei Tage in diesem gastlichen Hause gewohnt und uns sehr wohl gefühlt. Die Zöglinge werden von den Lehrerinnen zu feiner Sitte und gebildeten Tischmanieren angehalten. Wir staunten über die Reichhaltigkeit der Mahlzeiten und sahen abends die Sänger im Frack, die Sängerinnen sämtlich in weißen, vielfach sogar in seidenen Kleidern. Der Zweck der Ausbildung ist weniger eine berufliche Anleitung als vor allem ein Emporheben der Zöglinge auf eine höhere Stufe der Lebenshaltung und eine Anregung zur Aktivität in jeder Form. Mit Stolz berichtete uns der Direktor, daß auch die Vorbereitungen zum Empfange der Kongreßteilnehmer ganz in den Händen der Zöglinge lag, diese absichtliche Erziehung zur Gesellschaftsfähigkeit soll die Zöglinge zu entsprechender Berufstätigkeit befähigen. Ich nenne folgende Berufe: Kaufleute, Versicherungsagenten, Schreibmaschinenschreiber, Garagenhelfer, Mutterhelfer (Stützen der Hausfrau), Köchinnen, Kinderfräulein usw., wobei wieder zu bemerken ist, daß der Prozentsatz der Sehschwachen ein ganz erheblicher ist. Man sagte uns, daß in den letzten Jahren allerdings die Unterbringung erhebliche Schwierigkeiten gemacht habe, und daß die Zöglinge sich daher auch mit einfacherer Berufstätigkeit begnügen mußten.

Ich muß bekennen, daß alle jungen Leute einen netten Eindruck

machten, so daß man sich in ihrer Mitte unbedingt wohlfühlen mußte — ich grüße auch in Gedanken das oliver-cottage mit seinen lieben jungen Mädchen — aber ich habe doch meine Bedenken für den Fall, daß die jungen Menschen später wieder in ihre Familie zurückkehren müssen oder daß sich ihre Berufshoffnungen nicht erfüllen sollten. Könnte nicht das Lebensglück an der Diskrepanz zwischen Anstalt und Leben allzuleicht zerschellen? Ich habe diese Bedenken bereits in der Anstalt geäußert, und man konnte sie nicht zerstreuen.

Und dann noch eins. Wenn wir an die Kosten denken, die ein solcher Betrieb verursachen muß, so wird uns — die wir jetzt mit jedem Pfennig rechnen müssen — vor den Ziffern schwindelig. Ich habe etwas von 1000 Dollar Kosten je Kopf und je Jahr gehört, glaube aber kaum, daß diese Summe stimmt; denn sie würde, wenn wir die Kaufkraft eines Dollars mit zwei Reichsmark bewerten, nur 2000 Mark entsprechen. Ich habe leider nicht genau feststellen können, wie hoch die tatsächlichen Kosten sind, aber man erhebt von den Staaten, die ihre Zöglinge in diese Anstalt schicken, tatsächlich nur 400 Dollar, die andern Kosten werden aus den riesigen Kapitalien gewonnen, welche diese Privatanstalt im Laufe der Jahre angesammelt hat, und deren Zinsen einfach nicht aufzubrauchen sind. Helen Keller hat doch recht, wenn sie uns sagte: „Sie werden zweifelsohne Reichtum und Mechanik Triumphe feiern sehen, aber darüber hinaus sind auch uneigennützige Triebkräfte an der Arbeit."

Es war uns bei dem Eiltempo, dem wir auf unserer Reise folgen mußten, nicht möglich, einen wirklichen Einblick in die Unterrichtsmethode zu gewinnen. Wir konnten lediglich feststellen, daß man sich in seinen methodischen Maßnahmen absichtlich an die Normalschule anlehnt. Die Bücher der Schulen für Sehende sind meist wörtlich übertragen, und nach ihnen wird gearbeitet. Wenn man dazu bedenkt, daß Lehrmittelsammlungen fast nirgends vorhanden sind, ist man doch wohl zu dem Schluß berechtigt, daß eine gewisse Buchmethodik vorherrschend ist. Aber wie gesagt, ein abschließendes Urteil möchte ich persönlich nicht fällen; vielleicht kann uns der Kollege Dr. Löwenfeld von dem Israelitischen Blindeninstitut Wien-Hohenwarthe, der mit Hilfe eines Rockefeller-Stipendiums ein ganzes Jahr lang das amerikanische Blindenwesen studiert, später einmal ausführlich darüber berichten.

In beruflicher Hinsicht weichen die amerikanischen Verhältnisse wesentlich von den deutschen ab. Nicht nur, daß man eine ganze Reihe anderer Berufsarten kennt, sondern wir konnten feststellen, daß man die handwerklichen Betätigungen viel rationeller und maschineller durchgearbeitet hat, als es bei uns der Fall ist.

Das fiel vor allem bei der Besenfabrikation auf, die aus einer Art Schilf in Form der Reisstrohbesen gefertigt werden. In der richtigen Erkenntnis, daß der Blinde nur gewisse Teilarbeiten ausführen kann, und darin nur dann ein schnelleres Tempo erreicht,

wenn er sich auf einer derselben beschränkt, hat man die ganze Fabrikation in Einzelvorgänge aufgelöst und nach Möglichkeit maschinelle Vorgänge eingeschoben. Die Arbeitsvorgänge waren folgende:

1. Das Rohmaterial wird zunächst durch eine maschinelle Einrichtung, einen sog. Wolf gedreht, damit die Samen abgestreift werden, und fallen dann eine Etage tiefer.
2. Dort werden sie in einen Farbbottich geworfen, damit sie eine gleichmäßige Farbe erhalten.
3. Sie werden alsdann in einem besonderen Trockenraum auf Gittern getrocknet.
4. Eine größere maschinelle Einrichtung schneidet mit einem rotierenden Messer die schilfartigen Stümpfe der Pflanze ab und bringt sie mechanisch auf eine Transportvorrichtung, die vorn enger ist und nach hinten weiter wird, so daß zunächst die kurzen und dann erst die längeren Pflanzen in 4 oder 5 Sotierkästen hineinfallen, so daß sie gleich für verschiedene Besengrößen sortiert sind.
5. Dann werden die einzelnen Büschel mit Fäden um einen mechanisch rotierenden Besenstiel gewickelt und zum Schluß mit einem Ledergürtel zusammen gebunden.
6. Dann kommen sie in eine mechanische Nähmaschine, die den Besen mit mehreren Nähten durchnäht, so daß er flach gedrückt und gespreizt wird.
7. Zum Schluß werden sie noch auf einer besonderen Maschine glatt geschnitten und alsdann zu 12 zusammengebündelt.

Aehnlich war es auch bei der Mopanfertigung und bei der Weberei. Ich bin der Ueberzeugung, daß sich noch manche andere Fabrikationsvorgänge ähnlich durcharbeiten ließen, vor allem, wenn man die schwierigen Arbeiten von Sehenden oder Sehschwachen verrichten ließe. Ich werde darüber in einer besonderen Arbeit berichten.

Fast allgemein üblich sind die minimum-wages, auf deutsch Minimallöhne. Jeder, der in die Werkstatt eintritt, erhält einen Mindestlohn zugesichert, allerdings nur dann, wenn er auch eine Mindestleistung hervorbringt. Dieser Minimallohn liegt allerdings höher als seine Leistung, der Zuschuß wird aus Wohltätigkeitsfonds zugeschossen. Wer dann mehr leistet, erhält auch einen höheren Lohn, entsprechend seiner Leistung. Dieses System wird viel umstritten, es hat sicher den großen Vorteil, daß es zum Eintritt in die Werkstatt anreizt, daß es vor dem Erzeugen minderwertiger Ware bewahrt, und daß es zum sparsameren Gebrauch des Materials anhält und vor äußerster Not bewahrt. Allerdings müssen die Werkstätten manchmal erhebliche Zuschüsse leisten, was wieder nur möglich ist, wenn die freiwilligen Mittel reichlich fließen.

Wir müssen bekennen, daß die Berufsmöglichkeiten für Blinde in Amerika entschieden vielseitiger sind als bei uns. Vor allem hat man die nichttypischen Blindenberufe reichlicher ausgenutzt. Ich

möchte nur die Verkaufsstände und das Halten von Automaten erwähnen. Unter den Verkaufsständen möchte ich die Zeitungsstände, die Süßigkeitsbuden und die Kantinen nennen. Ob sich diese Einrichtungen auf deutsche Verhältnisse übertragen lassen, ist zumindest zweifelhaft. Besonders interessant war das Halten von Schokoladenautomaten. Ein Mann erhält etwa 30 Automaten mit vier Reihen zu je 15 Schachteln unentgeltlich von den Zuckerwarenfabriken. Die Automaten werden mit einer Aufschrift versehen:

„Dieser Automat wird von einem Blinden bedient".

Der Blinde hat für jede Schachtel 3 Cent Selbstkosten und ½ Cent als Automatenmiete zu zahlen. Da der Käufer 5 Cent zu zahlen hat, verdient er an jeder Schachtel 1½ Cent. Bei einmaligem Umsatz der ganzen Füllung hat er einen Gewinn von 60mal 1½, also 90 Cent. Die Automaten werden in Krankenhäusern, Fabriken, behördlichen Gebäuden aufgehängt und nur dann dort belassen, wenn der ganze Inhalt wöchentlich einmal umgesetzt wird. Bei 30 Automaten verdient der Mann also 27 Dollar wöchentlich, was einem normalen Arbeiterlohn entspricht. Vielleicht könnte man damit auch bei uns einmal einen Versuch machen.

Ich glaube, mein Bericht hat gezeigt, daß unsere Reise in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht umsonst war. Sollten unsere amerikanischen Freunde diese Ausführungen lesen, so bitte ich sie, mir meine Kritik nicht verübeln zu wollen. Sie sind viel zu objektiv und liberal, als daß sie solche Einwendungen nicht vertragen könnten. Nur durch den Widerstreit der Meinungen kommen wir auch im Blindenwesen voran. Wir danken allen, die zum Gelingen dieser riesenhaften Unternehmung beigetragen haben, von ganzem Herzen für die vielfachen Anregungen, die wir von drüben empfangen haben, und bedauern tief, daß wir die reichlich genossene Gastfreundschaft nicht in gleicher Weise vergelten können.

Gerade jetzt, da der Hooverplan die Welt bewegt, haben wir wieder erkannt, daß jenseits des großen Wassers ein Volk lebt mit weitem Blick und freundschaftlich gesonnenen Herzen. Mögen die Freundschaften, die wir mit unseren Fachgenossen schließen konnten, auch in Zukunft weiter bestehen und durch vielfache Besuche von drüben noch immer mehr gefestigt werden.

*

Kleine Beiträge und Nachrichten.

Die Notenbeschaffungszentrale für Blinde bei der Kreditgemeinschaft e. V., Berlin, hielt am 20. 3. 31 ihre ordentliche Hauptversammlung unter dem Vorsitz des neuen Direktors der Kageso, Herr Dr. jur. Georg Grabkowski ab. Anwesend waren: Herr von Gersdorff als stellvertretender Vorsitzender des Arbeitsausschusses und Blindenoberlehrer Schulz, Berlin, als Nachfolger von Studiendirektor Niepel; ferner Dr. Strehl für den Verein der blinden Akademiker Deutschlands, Herr Brennecke für den Verein der blinden Frauen, Blindenoberlehrer Heimers für den Verband der Blindenanstalten und als außerordentliche Mitglieder die Herren Kreishauptmann Dr. Marcus für die Zentralbücherei Leipzig und A. Reuß als Vertreter der Blindendruckereien.

Als Gast nahm Direktor Becker an der Tagung teil. Ihm und Studiendirektor Niepel sprach Dir. Dr. Grabkowski den wärmsten Dank für die der Nbz. geleistete Arbeit aus; ebenso dankte Dir. Dr. Grabkowski Oberregierungsrat Dr. Bernstein und bedauerte, daß dessen Nachfolger, Oberregierungsrat Dr. Rohde am Erscheinen durch eine Dienstreise verhindert war.

Die Tagesordnung umfaßte den Geschäfts- und Kassenbericht, die Neuwahl des Vorstandes, den Haushaltsplan, Anträge, den Haushaltsvoranschlag und Verschiedenes.

Aus dem Geschäftsbericht ist zu erwähnen: Im Verlage der Nbz. erschienen im verflossenen Jahre 19 Notenwerke mit 33 Bänden in einer Auflage von je 50 Stück, also 1650 Bände. Von diesen wurden 579 Bände verkauft, an die Bibliotheken zu Selbstkostenpreisen, an die blinden Musiker zum Preise des Schwarzdruckes. Den stärksten Absatz fanden die Musikgeschichte von Wolf; Bach, Orgelwerke Band 5 u. 7; Krehl, Kontrapunkt; Krehl, Aufgabenbuch; Reger, 12 Stücke f. d. Orgel. Den geringsten Absatz fanden: Beethoven, Larghetto; Niemann, Singende Fontäne; Mozart, Fugensonate Nr. 17; Reger, 12 geistl. Lieder. Das Uebertragungsbüro der Nbz. beim Rbv. stellte 117 Notenstücke mit 5336½ Seiten handschriftlich her, davon 33 als Eigentum der Besteller mit rd. 1000 Seiten und 84 Stücke mit rd. 4300 Seiten zur leihweisen Ausgabe. Mit der Herstellung der handschriftlichen Uebertragungen und von Druckmanuskripten wurden 10 Uebertrager beschäftigt. Mit mehreren neuen Uebertragern wurden Versuche gemacht. Das Uebertragungsbüro hatte 2000 Postein- und -ausgänge. Der Nbz. sind zurzeit die Anschriften von etwas mehr als 400 Stellen bekannt, die für den Bezug von Noten in Betracht kommen. Die Nbz. zählt von diesen bereits 170 zu ihren Kunden.

Der Kassenbericht besagt, daß die Kosten der Nbz. nur zum Teil durch die Beiträge der Verbände und den Erlös aus dem Verkauf eingebracht wurden, in der Hauptsache wurden sie aus Wohlfahrtsfonds der Kageso gedeckt. Die Kosten betrugen im Jahre 1930 insgesamt: 10099.59 Mk. Die beantragte Entlastung wurde dem Arbeitsausschuß und dem Vorstand einstimmig erteilt.

Die Neuwahl des Arbeitsausschusses hatte folgendes Ergebnis: Zum Vorsitzenden wurde Dir. Dr. Grabkowski als Vertreter der Kageso, zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde Herr v. Gersdorff als Vertreter der Blindenorganisationen, als Mitglied wurde Blindenoberlehrer Schulz als Vertreter der Blinden-Fürsorgeorganisationen einstimmig gewählt. Der Satzung entsprechend bilden die Herren Direktor Dr. Grabkowski als Vorsitzender und Herr v. Gersdorff als Schriftführer den Vorstand.

Der Haushaltsplan umfaßt in Einnahmen und Ausgaben 10 300.— Mk. Die Einnahmen setzen sich zusammen aus Mitgliedsbeiträgen in Höhe von 1800.— Mk., Einnahmen aus dem Verkauf von Werken in Höhe von 2500.— Mk. und einem von der Kageso bewilligten Zuschuß in Höhe von 6000.— Mk. Von diesen Mitteln sollen verwandt werden: 2500.— Mk. für die Herstellung von Uebertragungen, 300.— Mk. für sachliche Ausgaben, 7500.— Mk. für die Herstellung von Druckwerken, jedoch mit der Maßgabe, daß zunächst 1000.— Mk. in Reserve gehalten werden.

Anträge: Ein Antrag der Herren Schulrat Brandstaeter und Blind.-Oberl. Czychy betr. die Anwendung der Systematik der Blindennotenschrift konnte nicht erledigt werden, da sich herausstellte, daß den anwesenden beiden Mitgliedern der Notenschriftkommission Herrn v. Gersdorff und Herrn Reuß die endgültige Fassung der Systematik noch nicht bekannt war. Auch der Nbz. war diese endgültige Fassung bisher nicht zugegangen. Deshalb wurde beschlossen, Herrn Bl.-O. Czychy zunächst zu bitten, die Mitglieder der Notenschriftkommission mit der endgültigen Fassung der Systematik bekannt zu machen. Die Systematik soll im Verlage des Vereins zur Förderung der Blindenbildung erscheinen.

Ein Antrag betr. Uebernahme von Notenwerken, deren Druck im Verlage des Herrn Reuß begonnen ist, in den Verlag der Nbz., wurde an den Arbeitsausschuß überwiesen.

Das Gleiche geschah mit einem Antrag betr. die Ausbildung sehender Hilfskräfte für blinde Mitarbeiter.

Ein Antrag betr. Vermeidung des Druckes zu schwieriger und zu wenig beliebter Notenwerke gab zu einer regen Aussprache über die Aufgaben der Nbz. Anlaß, als deren Hauptzweck die Beschaffung der Noten festgestellt wurde, welcher die blinden Musiker für ihren Beruf bedürfen. Ein erzieherischer Einfluß könne dabei nur in gewissem Umfange ausgeübt werden.

Die bereits gesammelten Vorschläge für moderne Musik wurden der Notenkommission überwiesen.

Der Arbeitsplan für das Jahr 1931 enthält die Bestimmung, daß die Arbeit des Uebertragungsbüros im bisherigen Umfange fortgesetzt werden, ferner enthält er eine Reihe bereits begonnener Werke neben solchen, deren Druck erst beabsichtigt ist. Bezgl. der Uebertragungen wurde er von der H. V. angenommen, bezgl. der Druckwerke wurde er nach eingehender Erörterung der Wünsche dem Arbeitsausschuß zur endgültigen Beschlußfassung überwiesen. Schließlich wurde der in Geltung befindliche Tarif für die Bezahlung der Uebertragungen, der gelegentlich des Geschäftsberichtes eingehend besprochen war, genehmigt und eine Klarstellung betr. den Druck des Gesamtverzeichnisses der Musikalien in Blindennotendruck erzielt: Das Verzeichnis soll so kurz und übersichtlich wie möglich sein, es wird aber voraussichtlich in diesem Jahre noch nicht erscheinen können. Die Verzögerung tritt dadurch ein, daß sich die Notwendigkeit einer völligen Umarbeitung des Verzeichnisses herausgestellt hat.

An die Hauptversammlung schloß sich sofort eine Sitzung des Arbeitsauschusses an, der nach eingehender Beratung den Arbeitsplan verabschiedete. Danach sollen im Jahre 1931 die folgenden bereits begonnenen Werke fertiggestellt werden:

Brahms, Sonate 2
Hamburger Choralbuch, Bd. 1
Händel, 12 leichte Klavierstücke
Küchler, Violinschule
Lübeck, 4 Präludien und Fugen
Reger, Wie schön leucht't uns der Morgenstern
Sattler, Harmonium-Album, Band 2 u. 3
Straube, Alte Meister des Orgelspiels (Neue Folge), Band 1
Verzeichnis der leihweisen Uebertragungen (Wolf-Herget)

Ferner soll gedruckt werden:

Hamburger Choralbuch, Band 2

Schließlich soll aus dem Verlage des Herrn Reuß übernommen und fertig gedruckt werden der 2. Teil der Klavierschule von Zuschneid, Bd. 1 u. 2.

Der Arbeitsplan ist so aufgestellt worden, daß die zur Verfügung stehenden Mittel nicht erschöpft werden und voraussichtlich eine spätere Hinzunahme weiterer von der Nk. vorgeschlagener Werke möglich sein wird.

Sehr erwünscht ist, daß schon jetzt Bestellungen auf die oben aufgeführten Werke an die Notenbeschaffungszentrale für Blinde bei der Kasego, Berlin N 24, Monbijouplatz 3, gerichtet werden. Kürzeste Form und Blindenschrift genügen!

Auch andere Wünsche betr. den Druck von Werken werden von uns sehr gern entgegengenommen.

Dagegen sind alle Wünsche und Bestellungen betr. die Uebertragungen an das Uebertragungsbüro der Nbz. beim Rbv., Berlin SW 61, Belle Alliancestraße 33, zu richten.

Maschinenstricken der Mädchen und Gesellenprüfung. In Ilvesheim wurde nach den Akten Ostern 1905 eine Maschinenstrickerin mit eigener Maschine entlassen; die Ausbildung in Strickmaschinenarbeiten war also damals schon üblich. Daß es sich fast ausschließlich um Anfertigung von Strümpfen und Socken handelte, lag an der Mode; daß für ein ausgebildetes Mädchen nur sehr schwer eine Strickmaschine zu beschaffen war, lag an

den Zeitverhältnissen. Die Knaben wurden Korb- oder Bürstenmacher, ihre Ausstattungskosten mit Werkzeug und Material waren nicht allzu hoch; an größere Auslagen für eine blinde Gewerbetreibende dachte damals selten jemand. Die Strickmaschinen blieben aber üblich, bald auch ruhten die Maschinen, bald aber wurden sie mehr gebraucht. Für die Soldaten wurden größere Mengen Socken angefordert, die Wägen huschten fleißig hin und her, Bedarf und nachfolgend die Mode brachten die Maschinenstrickerei zu neuem Aufschwung; die Fürsorge, die Wertung der ausgebildeten Mädchen, der selbständigen Gewerbetreibenden machten die Aufbringung von 1000 Mark für die Anschaffung einer großen Strickmaschine möglich. Nun tauchte der Gedanke der Gesellenprüfung auch für die Maschinenstrickerinnen auf.

Ich wurde bei der Handwerkskammer Mannheim vorstellig. Dort gehen täglich Anträge auf Anerkennung irgend einer Tätigkeit als Handwerk ein. Mit mir hatte die Zunft der Fensterputzer vorgesprochen; es liegt viel Vorteil in dem Recht der Lehrlingshaltung, manche finanzielle Forderung läßt sich für ein „Handwerk" leichter durchdrücken u. s. f. Die Handwerkskammer befragte selbständige Strickereibetriebe, fragte die Handelskammer. Die Antworten waren nicht günstig: Die Maschinengeschäfte liefern für Heimarbeit neue und gebrauchte Strickmaschinen, schicken auf einige Wochen eine Lehrstrickerin, und der Betrieb kann auf kürzere oder längere Zeit funktionieren. In den Strickereien wechseln die Arbeiterinnen gern; bald sind sie Strickerin, dann arbeiten sie in einer Korsettfabrik, in einer Zigarrenfabrik; die Arbeit selbst spielt weniger eine Rolle, der Lohn ist für die Freude an der Arbeit ausschlaggebend; das verrät wenig handwerkliches Denken. Bleiben die jungen Mädchen in einer Strickerei, so erstreben sie schnellstens Spezialisierung, nur Teilarbeit, um auf diese Weise durch Fixigkeit, große Stückzahl und damit hohe Löhne zu erreichen. Durchbildung in allen Teilen wünschen nur wenige.

Ich konnte nachweisen, daß wir nur die geschicktesten jungen Mädchen zu den Strickmaschinenarbeiten zulassen, daß die berufliche Ausbildung auf gründliche Ausbildung in weiblichen Handarbeiten aufbaut, und daß diese, z T. Kunstarbeiten, die Ausbildung begleiten, daß die Arbeiten an der Strickmaschine vielseitig und gründlich erfolgen, daß nur nach Maß gearbeitet wird, daß für blinde Mädchen das Maschinenstricken ein Beruf ist.

Die Handwerkskammer erklärte die Gesellenprüfung für blinde Maschinenstrickerinnen ab Ostern 1931 zuzulassen und ernannte die Prüfungskommission: einen Maschinenstrickereibesitzer, eine Lehrstrickerin aus einem großen Strickmaschinengeschäft und einen Gewerbelehrer.

Die Lehrzeit dauert drei Jahre; die jungen Mädchen erlernen mehr oder weniger alle Strickmaschinenarbeiten, müssen besonders fix im Anfertigen von Strümpfen und Socken sein. Etwa ½ Jahr vor Abschluß der Ausbildung suchen wir eine eigene Strickmaschine zu beschaffen, wobei Eltern, Blindenverein und Fürsorge bezw. Jugendamt für die Kosten bisher aufgekommen sind. Vor der Entlassung lassen wir, wie das bei den Korb- und Bürstenmachern auch immer üblich war, auf einige Tage eines der Angehörigen kommen, die das junge Mädchen arbeiten sieht und Zweifelsfragen mit der Handarbeitslehrerin erörtern kann, durch die persönliche Verbindung auch für später manche Schwierigkeit leicht zu beheben gewillt und befähigt wird.

Die erste Gesellenprüfung für blinde Strickerinnen fand am 3. Juli 1931 statt. Vorgesehen waren zu Ostern 1931 zwei junge Mädchen, doch erkrankte eine davon plötzlich und für lange, so daß sie ausscheiden mußte. Wir luden eine Strickerin, die schon seit Ostern 1929 im Elternhause selbständig und hinreichend beschäftigt ist, zu Besuch, so daß sich wieder zwei praktisch und theoretisch einarbeiteten; sie fertigten an Gesellenstücken an: Socken, Strümpfe, Pulloverkleider und Ueberjacken und machten in der praktischen Prüfung an vorgelegte Beinlängen vollständig fertige Füße.

Die Prüfung ist geglückt. Das Ringen auf dem allgemeinen Wirtschaftsmarkte setzt immer sorgsamere Ausbildung voraus. Die Prüfung an sich bringt keine größere Sicherheit; doch liegt es in der Natur der Menschen, bei einer Abschlußprüfung vor einer neutralen Kommission gar häufig Rückschau und Vorschau zu halten: Wie weit bist du, wo sind Lücken! und in einem Betrieb oder Geschäft des gleichen Berufes Vergleiche anzustellen; im Hinblick auf die künftige Prüfung wird mehr denkend gearbeitet, was für die spätere Selbständigkeit sich von größtem Werte erweisen wird.
Koch.

In die Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks e. V., Berlin wurden in der Sitzung der Aufnahmekommission vom 5. Juni ds. Js. neu aufgenommen und damit zur Führung des Blindenwarenzeichens auf ihren Erzeugnissen berechtigt: Blindenwerkstätte Düsseldorf-Benrath, Inh. Müller & Co., Flenderstraße 12; Friedrich Kerpen, Trier, Lindenstr. 19; Hubert Küpper, Titz (Rhld.) bei Jülich; Wilhelm Meyer, Munsterlager, Marschweg 57; Josef Ottinger, Mörnsheim b. Eichstätt (Mittelfr.); Josef u. Katharina Metzmaier, Baden-Lichtental. Die nächste Sitzung der Aufnahmekommission wurde auf Freitag, den 4. September 1931 festgesetzt. Bei dieser Gelegenheit werden die mit der Organisation des Absatzes zusammenhängenden Fragen weiter beraten werden, zu deren Entscheidung von der Mitgliederversammlung eine besondere Kommission eingesetzt wurde. Das zurzeit vorliegende Material reichte zu einer klaren Beurteilung noch nicht aus.
Cl.

Fahrpreisermäßigung für Blinde auf Rheinschiffen. Die beiden großen Rheindampfschiffahrtsgesellschaften, die Köln-Düsseldorfer und die Niederländer, gewähren dem Blinden und seinem Begleiter 50 Prozent Fahrpreisermäßigung. In den Verkehrsbestimmungen heißt es: „Blinde — ohne Ausnahme —, die als solche erkennbar sind, oder sich ausweisen können und der dazu gehörige Begleiter zahlen in allen Fahrten denselben tarifmäßigen Fahrpreis. Fährt statt des Begleiters ein Führerhund mit, so wird dieser frei befördert.“ Alle Blinde, die das Rheinland besuchen, dürfen daher nicht unterlassen, auf den bequemen, herrlichen Rheindampfern zu fahren. Dort ist Bewegungsfreiheit, Frohsinn und edler deutscher Wein.
E.

Beitrag zu dem Kapitel „Kurpfuschertum“. Ein schulpflichtiger blinder Junge sollte zu Ostern des Jahres der Blindenschule zugeführt werden. Der Junge kam nicht. Auf eine Rückfrage hin wurde mitgeteilt, der Junge sei in eine Sehschule in Dresden aufgenommen. Gleichzeitig war nachstehende „Reklame“ der neuen Sehschule beigefügt:

An wen wenden wir uns?

1. An alle Blinden, welche noch Augen in den Augenhöhlen haben! Sie sollen und dürfen nicht verzweifeln, vielleicht können wir noch helfen.
2. An alle Starleidende! — Bekannte Augenärzte sagen: Staroperationen werden sehr bald der Vergangenheit und Vergessenheit angehören!
3. An Staroperierte ohne Linsen! — Das Auge kann zum Sehen ohne Starbrille erzogen werden.
4. An alle Brillen- und Augenglasträger! — Werft die Brillen und die Augengläser fort! — Gott schuf den Menschen ohne Brille! — Wir erziehen die Augen zum Sehen ohne Brille.
5. An die schlechtsehende und schielende Jugend! — Verunziert das jugendliche-schöne Antlitz nicht mit häßlichen Brillen! Beim Spiel und Sport können diese zudem gefährlich werden! Lernt sehen ohne Brille bei uns!
6. Wie machen wir das? — Nicht mit Messer oder unnützen Medikamenten. Wir sind keine Augenklinik — sondern eine

   Sehschule.
7. Wir erziehen das Auge zum Sehen und da das leibliche Auge nur zu ein Zehntel am Sehen beteiligt ist, zu neun Zehntel aber das Sehen dem

geistigen Auge zufallen, erziehen wir auch das verfallene, verkümmerte, verärgerte, teilnahmslos gewordene Gemüt!

8. Frohsinn, Sonnenschein, Geduld, Liebe und Gottes Hilfe — sind unsere Instrumente und Medikamente!
Haben wir keine Sonne, nehmen wir gewandelte Sonnenenergie in den verschiedensten optischen und physikalischen Energie- und Strahlenformen.

Institut für Sehleidende nach Augenarzt Dr. Bates, Newyork.

„Erkundigungen in Dresden über das neue Institut brachten einen Bericht einer autoritativen Stelle, dem folgendes entnommen sei:

Anfang des Jahres hat sich eine Frau Anna Dobel gesch. Volck geb. v. Peltzer, deren Ehemann in Berlin Arzt ist, hier in Dresden, Krenkelstraße 13 II bei Meyer zur Behandlung von Augenleiden nach der Methode des Amerikaners Bates niedergelassen. Es handelt sich um die Tätigkeit einer Laienbehandlerin, sogen. Kurpfuscherin. Irgend eine behördliche Aufsicht oder dergl. besteht nicht. Es findet m. W. nur ambulante Behandlung statt. Die ganze Sache besteht, soweit ein Erfolg erzielt worden ist, nur auf Suggestion, mit der eine gewisse Entspannung des Auges und dadurch vielleicht eine Aenderung in den Brechungsverhältnissen eintritt.

Ich erfahre übrigens soeben, daß Frau Dobel verreist sei und wahrscheinlich nicht wiederkehre.“ E.

Ueber das Konzertamt, eine Einrichtung des Reichsdeutschen Blindenverbandes e. V. zur Förderung der Berufs- und Wirtschaftsverhältnisse der blinden Künstler, berichtet eine kleine Flugschrift. Sie begründet die Notwendigkeit der Gründung aus der unheilvollen Entwicklung, die das Agentenunwesen genommen hat, und berichtet kurz von den Aufgaben der „Konzert-Anerkennungskommission“ und des „Konzertamtes“. Die Anerkennungskommission veranstaltete bisher 5 Prüfungen, bei denen Professoren der Musikhochschulen von Berlin, Dresden und Köln als Gutachter tätig waren. Die künstlerische Reife wurde bisher 30 blinden Damen und Herren zuerkannt. Diese Prüfungen werden in zwangloser Form abgehalten, da sie nur den Gutachtern Gelegenheit geben sollen, sich über die künstlerischen Fähigkeiten und die persönliche Eignung des Blinden ein Urteil zu bilden. Die Professoren werden daher auch vor der Prüfung auf deren Zweck besonders aufmerksam gemacht und es wird ihnen nahegelegt, sich in ihrer Urteilsbildung nicht durch die Tatsache der Blindheit oder durch das Gefühl des Mitleids beeinflussen zu lassen. Blinde, die sich ihrer künstlerisch hochstehenden Leistungen bewußt sind, haben sich ohne Scheu vorgestellt. Die Gegnerschaft derjenigen Blinden, die eben nur im Besitze geringerer Fähigkeiten sind, soll groß sein. Als Geschäftsführer für das „Konzertamt“ wurde der Inhaber der Konzertdirektion E. Knoblauch, Dresden, gewonnen. Sein Wirkungskreis wurde zunächst auf den Freistaat Sachsen beschränkt. Vom September bis 31. Dez. 1930 wurden in 31 Gemeinden Konzerte und Unterhaltungsabende durchgeführt. „Es hat sich gezeigt, daß die Beschäftigung der anerkannten blinden Künstler und ihre Existenzsicherung durch eine nach sozialen Grundsätzen geleitete und daher als gemeinnützig zu bezeichnende Einrichtung, Konzertamt genannt, durchaus möglich ist und daß die Ausdehnung des Konzertamts über das ganze Deutsche Reich als ein erstrebenswertes Unternehmen zu betrachten und daher von allen amtlichen und privaten Stellen in jeder Beziehung zu fördern ist.“ Daß der R. Bl. V. die Anerkennung der Gemeinnützigkeit des Konzertamtes erreichen wird, erscheint sehr fraglich. Das sollte aber nicht hindern, die Tätigkeit des Konzertamtes nach Möglichkeit zu unterstützen.

H. Müller.

Aus Zeitungen. Von 51 Masseuren, die in einer Fachgruppe des Reichsdeutschen Blindenverbandes zusammengeschlossen sind, sind nur 7 in fester Anstellung, nur 8 haben eine ausreichende Praxis, die übrigen sind trotz bester Ausbildung und besten Könnens in Not. — Die Nassauische

Blindenfürsorge e. V. Wiesbaden schließt ihren letztjährigen Kassenbericht mit 79 291,94 RM. Einnahmen und 76 628,17 RM. Ausgaben ab. Der Oberpräsident hat eine öffentliche Verlosung gestattet. — Der blinde Bildhauer Jakob Schmitt in Mainz, ein Schüler von Prof. Friedrich Hausmann, findet erfreuliche Anerkennung. Zwei große Aktfiguren Adams und Evas werden in Bronze gegossen. — Die Blindenanstalt Neukloster zählte im Jahre 1930 96 Insassen. Die Schule besuchten 16 Kinder; am Fortbildungsunterricht nahmen 13 Lehrlinge teil, am Musikunterricht 7. 3 Korbmacherlehrlinge bestanden die Gesellenprüfung, einer davon auch noch die Organistenprüfung. Die Arbeitsstätte beschäftigte durchschnittlich 57. — Die Prov. Blindenanstalt Stettin hat vor einiger Zeit mit der Smyrnaknüpferei begonnen und und bisher gute Erfahrungen gemacht. — Der Reichspostminister hat die Oberpostdirektionen angewiesen, die Beschäftigungsmöglichkeit für Kriegsblinde mit besonderem Wohlwollen zu prüfen. — In Persien soll es unter den 9 Millionen Einwohnern 150 000 Blinde geben, von denen 95% im größten Elend leben. — In der Leipziger Blindenbücherei werden gegenwärtig 10 Blinde als Abschreiber beschäftigt. — In der Blindenversorgungsanstalt „Palata" Prag sind 49 Männer und 50 Frauen untergebracht. Die Anstalt erhielt 1930 eine Landessubvention von 140 000 Kc, vom Ministerium für soziale Fürsorge 30 000 Kc und vom Gesundheitsministerium 25 000 Kc. Die Böhmische Sparkasse spendete 68 000 Kc. — In der badischen Blindenanstalt Ilvesheim erwarb sich ein Lehrling das Reichsabzeichen vom Reichsausschuß für Leibesübungen in 300 m Schwimmen, 1,30 m Hochsprung, 1000 m Lauf in 3 Min. 26 Sek., Barrenübungen mit 13 Punkten, 3000 m Lauf in 12 Min. 35 Sek. — Der Sächsischen Blindenerholung (Freistaat Sachsen) wurden im letzten Jahre 10 000 RM. von den Erträgnissen der der sächsischen Fachschule gewährten Wohlfahrtslotterie überwiesen. — Organist Franz Lange, Steglitz, hat vom Evangelischen Oberkirchenrat im Einverständnis mit dem Minister für Wissenschaft, K. u. V., in Anbetracht seiner verdienstvollen Tätigkeit in der Pflege und Hebung des Kirchengesanges und der Kirchenmusik die Amtsbezeichnung „Kantor" verliehen erhalten. H. M.

Aus der **Ostpr. Blindenfürsorge** berichtet Dir. Reckling zur Sache des „Blindenschwindels": Der Händler N. Königsberg, Inhaber der sog. Blinden-Bürsten-Werkstätte — „Friedenau" Verkaufsabteilung Königsberg Pr. war von einem seiner ehemaligen Kolonnenführer und Hausierer, vermutlich aus einer Verärgerung heraus aber wohl auch zufolge seiner etwas spät einsetzenden moralischen Einsicht wegen Betrug polizeilich angezeigt, unter Hinweis auf alle die Momente, die auch uns Blindenfürsorgern derartige Unternehmungen als schändlich erscheinen lassen. Die Staatsanwaltschaft Königsberg griff die Anzeige auf und erhob gegen N. Anklage wegen Betrug beim Schöffengericht, vor das ich als Zeuge geladen wurde. Es fanden verschiedene Termine statt und nun ist der Händler N. zu zwei Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist bis Oktober 1934 verurteilt und hat außerdem als Buße für den leider nicht ziffermäßig feststellbaren Schaden, den er der Blinden-Unterrichts-Anstalt zugefügt hat, 120 Mk. an diese zu zahlen. Natürlich hat der Händler N. das Berufungsrecht.

Bücher und Zeitschriften.

XXVII. Jahresbericht des Schweiz. Zentralvereins für das Blindenwesen (1930). In der Schweiz bestehen 63 Instutustionen zugunsten der Blinden mit einer Gesamteinnahme von 1 719 038 Fr. und Gesamtausgabe von 1 737 278 Fr. Gezahlte Arbeitslöhne 228 071 Fr. Es besteht die Absicht, die Blindenerziehungsanstalten Spiez und Zürich zu einer Institution für die deutschsprechenden protestantischen Kinder zu verschmelzen. Schweizerkolonien in Japan haben Spenden gesandt zu Gunsten des Hilfswerkes für blinde Landsleute im Auslande. M.

Die Nachrichten des Westfälischen Blindenvereins e. V. erschienen im April 1931 als Sondernummer aus Anlaß des 10jährigen Bestehens des Vereins. Wir haben die außerordentliche Rührigkeit der westfälischen Blinden an dieser Stelle schon öfter hervorgehoben. Landesrat Schmidt sagt im Eingangsgruß „der Westfälische Blindenverein, von Blinden aus der Taufe gehoben, von erblindeten Mitgliedern geführt und nur von wenigen sehenden Beiständen betreut, hat in 10jähriger zäher konsequenter und darum erfolgreicher Arbeit bewiesen, daß Menschenschicksale durch Willenskraft zu gestalten sind. Neben der Förderung der geistigen, seelischen und ideellen Belange der Mitglieder sah der Vorstand des Westf. Blindenvereins — in seiner Mehrheit Schicksalsgenossen — seine große Aufgabe darin, die materiellen Bedürfnisse derselben nicht auf dem Wege der Almosenverteilung zu befriedigen, sondern ihnen Lebensinhalt durch Förderung der Berufsfürsorge mit dem Ziele der Selbsterhaltung zu geben." Vollste Anerkennung gebühre besonders der zielbewußten Geschäftsführung und der musterhaften Disziplin und Ordnung der Mitglieder innerhalb des Vereins. „Bringt dem blinden Mitmenschen Verständnis, nicht Mitleid entgegen, gebt ihm verdienstvolle Arbeit, und ihr gebt ihm Brot und Lebensfreude." M.

50 Jahre Odilien-Blindenanstalt für Steiermark in Graz. 1881—1931. Der Festbericht bringt: Die Geschichte der Anstalt (Hofrat Dr. Neuer und Direktor Dr. Kortschak), Ein Blatt aus meiner amerikanisch-englischen Reisemappe (Dr., Kortschak), Unsere Sehschwachenabteilung (Fachlehrerin M. Fromm), Schreibmaschine bei den Blinden (Fachlehrerin K. Nosan), Taubblind (Fachlehrerin L. Eder), Unsere gewerbliche Fortbildungsschule (Fachlehrer A. Fast), Wie wir für die körperliche Ausbildung unserer blinden Jugend sorgen (Dr. Kortschak).

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker † Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 9 **Düren,** September 1931 51. Jahrgang

Allgemeinbildung und Berufsbildung.

Von Dir. P. Grasemann, Soest.

(Vortrag, gehalten auf der Welt-Konferenz für Blindenwohlfahrt in New York.)

Wer das Blindenwesen der verschiedenen Länder aufmerksam studiert, wird zunächst eine gewisse Gleichförmigkeit in der Struktur ihrer Maßnahmen zugunsten der Blindenbildung und Blindenfürsorge finden. Sie erklärt sich teils aus der Gemeinsamkeit der geschichtlichen Wurzel — denn alle ersten Ansätze des Blindenwesens der verschiedenen Länder gehen letzten Endes auf das Vorbild des Institut des jeunes aveugles in Paris zurück — teils aus den vielfachen internationalen Berührungen durch gegenseitige Besuche der Fachleute und durch das Studium der Auslandsliteratur. Und doch finden sich auch wieder spezifische und charakteristische Züge in dem Bilde der Blindenbildung der verschiedenen Länder, die auf landschaftlichen Eigentümlichkeiten und dadurch bedingten eigenen Gedankengängen beruhen.

Auf diesem Kongreß von Fachleuten können die allgemeinen Grundsätze der Blindenpädagogik als bekannt vorausgesetzt werden. Ich möchte daher von einer ausführlichen Abhandlung derselben absehen, vielmehr einige strittige Punkte und Probleme des Blindenwesens, die in den einzelnen Ländern von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden, in den Blickpunkt unserer Verhandlungen rücken und damit zum Gegenstand einer fruchtbaren Aussprache erheben.

In England hat man in den letzten Jahren unser Thema unter einem besonderen Gesichtswinkel ausführlich erörtert. Die Fragestellung lautete dort: Allgemeinbildung oder nur Berufsausbildung? d. h.: Ist für die Blinden überhaupt eine gründliche Allgemeinbildung nötig, oder genügt für sie eine auf den Beruf zielende Spezialbildung?

Die Entscheidung über eine solche Frage greift meiner Ansicht nach tief in das Gebiet der Weltanschauung ein, an ihr scheiden sich Idealisten und Utilitaristen. Hier handelt es sich darum, ob der Mensch nur ein Wirtschaftsfaktor ist, von dem man größtmöglichste Leistungsfähigkeit zu fordern habe, oder ob er ein Individuum, eine Persönlichkeit ist, von der man auch Charakterstärke und Lebensklugheit erwarten muß.

Wo der Utilitarismus zum Erziehungsprinzip erhoben wird, da werden nur Menschen mit engem Gesichtskreis gebildet, die bloß wirtschaftliche Ziele kennen, bei denen der Verdienst groß geschrieben wird, die also im krassen Egoismus ihren Lebenszweck sehen, die sich daher kaum bewußt in die menschliche Gesellschaft und ihre Organisationen einzufügen vermögen.

Wo aber der Idealismus in der Pädagogik herrschender Grundsatz ist, da wird der Mensch in seiner Ganzheit erfaßt, da wird Harmonie in der Entwicklung seiner körperlichen und geistigen Anlagen erstrebt, da werden Menschen mit weitem Horizont gebildet, da werden die Zöglinge zur Gewinnung einer festen Weltanschauung geführt, da werden Charaktere erzogen, die sich auf Grund eines gesunden Altruismus über ihr eigenes Selbst zu erheben vermögen, und sich als vollwertige Glieder der menschlichen Gesellschaft fühlen.

Wenn wir so vom Standpunkt der Menschenwürde aus auch in der Zeit härtesten Wirtschaftskampfes und krassesten Realismusses dem Idealismus in der Erziehung treu bleiben, so können wir uns dabei auf alle großen Pädagogen berufen, unter denen ich nur Rousseau und Pestalozzi nennen möchte, von denen zwar der eine auf der Grundlage der Aufklärung, der andere auf dem Boden des deutschen Idealismus fußte, die aber dennoch beide zu dem Bildungsideal der harmonischen Entwicklung aller menschlichen Kräfte gelangten.

Aber auch wenn wir diese Angelegenheit vom rein praktischen Gesichtspunkte aus betrachten, so müssen wir doch dem Ziele einer möglichst breiten Erziehungs- und Bildungsgrundlage das Wort reden; denn erstens ist es außerordentlich schwierig, schon in früher Jugend die Entscheidung über die Berufsmöglichkeiten eines Zöglings zu treffen, da wir noch nicht wissen, ob er mehr zu einem praktischen oder zu einem höheren Berufe taugt, und ferner würden wir bei der Ausbildung des Spezialistentums erleben können, daß beim Versagen des voraus bestimmten Berufes eine Umstellung auf einen anderen schier unmöglich ist. Auch heute noch gilt der Satz Herders: „Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden, und wehe uns, wenn wir nicht auch in unserm künftigen Beruf

Menschen bleiben!“ Wenn wir so aus praktischen und theoretischen Erwägungen heraus dem Prinzip einer möglichst breiten Allgemeinbildung zustimmen müssen, so soll damit nicht etwa gesagt sein, daß wir den realen Forderungen des Lebens in der Erziehung nicht Rechnung tragen wollten und unsere Zöglinge für ein Leben im Lande Utopien bilden wollten. Wir wünschen vielmehr auch in der Erziehung neben dem idealen Ziel einen gesunden Realismus in der Auswahl der Bildungsstoffe. Wir können uns bei der Auswahl der Bildungsfächer und bei der Aufstellung des Lehrplans den Anforderungen des praktischen Lebens nicht verschließen. Wenn das auch in den ersten Schuljahren weniger zum Ausdruck kommt und hier die psychologischen Gesichtspunkte vorherrschend sind, wird die Rücksichtnahme auf die späteren Berufsmöglichkeiten in den oberen Schuljahren mehr oder weniger vorherrschend sein müssen.

Das hat eigentlich die Blindenschule auch stets getan. Aus Rücksicht auf das spätere Leben ist sie in der Wahl der Lehrfächer vielfach über die Volksschule hinausgegangen: Fast alle Blindenschulen haben einen ausgedehnten Musikunterricht, viele Anstalten erteilen fremdsprachlichen Unterricht und in den oberen Klassen Unterweisungen im Maschinenschreiben.

Ich möchte aber aus dem deutschen Blindenschulwesen noch drei typische Beispiele anführen, die eine deutliche Konzession an die Notwendigkeiten des praktischen Lebens bedeuten.

Wenn man auch vom methodischen Gesichtspunkte aus gegen die frühe Einführung der Kurzschrift starke Bedenken hatte — da die Erlernung einer guten Orthographie dadurch gefährdet schien — so haben die deutschen Blindenlehrer aus praktischen Gründen doch der Einführung der Kurzschrift schon vom 5. Schuljahr an zugestimmt. Da ferner die berufliche Ausbildung der Maschinenschreiber die gründliche Erlernung der Groß- und Kleinschreibung durchaus nötig erscheinen ließ, hat die deutsche Blindenlehrerschaft einem Antrage der Blindenvereine stattgegeben, nach welchem schon in den oberen Schulklassen auch in der Brailleschrift die Groß- und Kleinschreibung durch besondere Zeichen beachtet wird, eine Maßnahme, die gerade den deutschen Schreib- und Leseunterricht ungeheuer belastet, da die Großschreibung bei uns ungleich häufiger ist, als in den anderen Sprachen.

Und schließlich hat man auch dem Drängen der erwachsenen Blinden nachgegeben und sich in vielen Anstalten zur Einübung der gewöhnlichen Schreibschrift entschlossen, damit der Blinde wenigstens lernt, seinen Namen zu schreiben, wenn er irgendwelche Urkunden zu unterzeichnen gezwungen ist.

So möchte ich über die Frage, ob Allgemeinbildung oder nur Berufsbildung abschließend sagen, daß man auch hier, wie so manchmal im Leben zu einem Kompromiß kommen muß, nämlich zu einem idealen Bildungsziel mit realem Einschlag: Allgemeine Bildung und berufliche Vorbildung müssen sich gegenseitig durchsetzen.

In diesem Sinne behält der alte pädagogische Grundsatz seine Gültigkeit: „Nicht für die Schule lernen wir, für das Leben.“

Angesichts der Tatsache, daß wir uns hier in einem Lande befinden, das mehr als 20 Tagesschulen unterhält und diese Maßnahme sicherlich aus ernsten pädagogischen Erwägungen heraus getroffen hat, ist die Frage, ob Internat oder Externat vom Standpunkt der Erziehung aus das richtige ist, sicherlich durchaus berechtigt und interessant.

Es steht für jeden Erzieher außer Frage, daß die gute Familie die geeignetste Grundlage der Erziehung ist, und daß jede andere Gemeinschaft immer nur Erziehungsersatz bleibt. So kann auch eine Anstalt, und sei sie noch so mustergültig, niemals eine gute Familienerziehung ganz ersetzen, da die Bande der Blutsverwandtschaft fehlen, und es sich im Grunde doch immer nur um Fremdbeziehungen zwischen Erzieher und Zögling handelt.

Dazu kommt, daß die Erziehung in einer Anstalt, losgelöst von den Beziehungen des wirklichen Lebens, abgesondert von der Gemeinschaft der Sehenden die Zöglinge ohne Frage lebensfremd und in gewissem Maße unvorbereitet für das spätere Leben unter Sehenden macht. Es wird in mustergültiger Weise für ihres Leibes und ihrer Seele Nahrung und Notdurft gesorgt, sie lernen die Sorgen des täglichen Lebens nicht kennen, werden leicht anspruchsvoll und in ihren Bedürfnissen vielfach über den eigentlichen Stand ihrer Familie hinausgehoben, so daß sich daraus eine Klippe für ihr späteres Wohlbefinden nach der Rückkehr in die Familie ergibt.

Auf Grund dieser Ueberlegungen muß es verwunderlich erscheinen, daß die meisten Länder der Erde immer noch das Internat für die geeignetste Form der Blindenerziehung halten. Die Beschulung der blinden Kinder in der Normalschule wird wohl jeder erfahrene Blindenlehrer für pädagogisch unverantwortlich halten. Das blinde Kind wäre seinen Altersgenossen gegenüber immer im Nachteil, woraus sich bei ihnen erfahrungsgemäß die so außerordentlich schädlichen, lähmenden Minderwertigkeitsgefühle entwickeln, die sofort behoben werden, wenn die Kinder in der Blindenanstalt unter ihresgleichen sind. Aber der schwerwiegendste Grund für die Ablehnung einer Erziehung in der Normalschule liegt wohl darin, daß die Vorstellungsvermittlung in einer solchen Schule dem blinden Kinde nicht adäquat ist. Es hört dort so manches, für das ihm die notwendigen Bausteine der Vorstellungsbildung fehlen, es wird dann notwendigerweise in Surrogat- oder Ersatzvorstellungen leben, die nicht nur für das Vorstellungs-, sondern für das gesamte Seelenleben von Schaden sind, so daß das Erziehungsergebnis eine noch größere Weltfremdheit im psychologischen Sinne wäre. Die Einrichtung von Tagesschulen aber ist nur in größeren Städten möglich, wie sie hier in Amerika in besonderem Maße vorhanden sind. In anderen Ländern muß aber vor allem für die Blinden der ländlichen Bezirke gesorgt werden, und da bleibt kein anderer Weg

übrig, als die Zentralisierung der Blindenbildung in geeigneten Anstalten.

Als positiven Faktor für die Forderung des Internats wäre zu buchen, daß die Familien unserer blinden Kinder, die meist den ärmeren Volkskreisen entstammen, vielfach wenig geeignet sind, die dem körperlichen und geistigen Zustande blinder Kinder angepaßten und unbedingt notwendigen psychologisch wohlbegründeten und pädagogisch durchdachten Maßnahmen durchzuführen. Die Kinder werden in den eigenen Familien entweder vernachlässigt oder verzärtelt und bleiben daher körperlich schwach und geistig unselbständig. In Deutschland beschäftigt uns zur Zeit der Gedanke, ob man größere blinde Schulkinder und Lehrlinge am Anstaltsorte nicht besser in geeigneten Familien unterbringt, so daß sie von dort aus tagsüber die Schule bezw. die Werkstatt besuchen können.

Wenn uns also vom pädagogischen und praktischen Standpunkt aus die Anstalten und ihre Internate als eine unumgängliche Notwendigkeit erscheinen, so möchten wir an das Internat doch gewisse Anforderungen stellen, die geeignet sind, die Schwächen desselben nach Möglichkeit auszugleichen.

Das Internat muß aufgeteilt und aufgelockert werden durch Bildung von kleineren Familien, die von einer echten Erzieherpersönlichkeit geführt werden. Den Familiensinn zu pflegen, den Kleinen eine sonnige Kinderstube zu bereiten, muß das eifrige Bestreben aller sein, die an der Erziehung unserer Jüngsten mitzuarbeiten haben.

Bei den Größeren tritt an die Stelle des Familiensinns der Anstaltsgeist, den zu entwickeln der Erzieher sich als ernste pädagogische Aufgabe angelegen sein lassen sollte. Die Anstalt soll dem Zögling nicht bloße Gesellschaft bleiben, die eine Verbundenheit von Einzelmenschen zu einer Grüppe darstellen, die lediglich ein praktisches Ziel verfolgt. Sie soll ihm vielmehr eine Wesensgemeinschaft werden, die beseelt ist von dem Gefühl eines lebhaften Verbundenheitsbewußtseins, durch das sich der einzelne teils als Glied einer Wechselwirkung, teils als Repräsentant des Ganzen fühlt. Das erstere Gefühl ist die Grundlage für das Verantwortungsbewußtsein innerhalb der Gemeinschaft. Jeder muß wissen und fühlen, daß wirkliche Gemeinschaft nicht auf rücksichtslosen Egoismus, nicht auf Ellenbogenpolitik gegründet werden kann, sondern daß gegenseitige Rücksichtnahme, Verstehenwollen des andern oder gar Nächstenliebe zu den Hausgenossen eine wirkliche Lebensgemeinschaft beseelen muß. Das andere Gefühl aber bildet den Kern des Verantwortungsbewußtseins gegenüber der Außenwelt. Jeder Zögling soll das Gefühl haben, daß er in der Oeffentlichkeit die Anstalt vertritt und soll sich scheuen, ihren guten Namen durch ungesittetes Betragen zu besudeln.

Die Anstalt soll nach Möglichkeit auch die Verbindung der Zöglinge mit der Außenwelt, also mit Sehenden pflegen. Daher muß sie sich den Anschluß der Zöglinge an Vereinigungen Sehender, wie

an Wandervereine, Turnvereine, Schwimmvereine, religiöse Vereinigungen und dergl. angelegen sein lassen.

Auf diese Weise wird die Blindenanstalt aus einem notwendigen Uebel umgebildet zu einem wichtigen Erziehungsfaktor unserer Jugend.

Charakterbildung, das haben wir eingangs besonders betont, ist eine Hauptaufgabe der Erziehung auch in der Blindenanstalt. Und so erhebt sich für uns die Frage nach dem rechten Wege zu diesem Ziel.

Wenn die Eltern unserer blinden Kinder zum ersten Male von der Notwendigkeit und der Pflicht, ihre Kinder einer Blindenanstalt zuzuführen, hören, so weisen sie diesen Gedanken zunächst energisch ab, da sie von der Anstalt eine ganz falsche Vorstellung haben, indem sie glauben, daß dies ein Ort des Schreckens sei, wo es wenig zu essen, dafür umsomehr Strafen gibt, wo die Kinder hart angefaßt werden und kein freundliches Wort zu hören bekommen. In der Tat waren die Anstalten alten Stils auf strenge Zucht aufgebaut, da man glaubte, daß nur durch eine harte Erziehung die Kinder für das Leben recht gebildet wurden, indem sie zur rechten Zeit das Entsagen und Verzichten lernen, so daß es ihnen später nicht schwer falle, die harten Forderungen des Lebens zu erfüllen und die ihnen auferlegten Entbehrungen zu tragen.

Die moderne Erziehung denkt anders. Eine freudlose, lieblose Jugenderziehung ist von ausschlaggebender Bedeutung für das spätere Leben. Wer seine Kindheit im äußeren Entbehren und innerer Hörigkeit verbracht hat, wird im späteren Leben selten froh und frei werden und wird niemals wagen, seine berechtigten Forderungen geltend zu machen. Er wird selten über dem Leben stehen und es zu zwingen wissen. Jean Paul sagt: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen." Darum gebt unsern blinden Kindern, denen der Blick in die äußere Sonne versagt ist, die innere Sonne des warmen Erzieherherzens. Freilich soll damit nicht etwa einer Verweichlichung in der Erziehung das Wort geredet werden. Gehorchenlernen muß das Kind in seiner frühen Jugend, die Erziehung darf der Energie nicht entbehren, aber es muß durch alle Erziehungsmaßnahmen, auch bei der Strafe, die Güte hindurchleuchten, so daß das Kind durch ein inneres Band mit dem Erzieher verbunden wird und von einer heiligen Scheu durchglüht ist, den Erzieher zu betrüben und zu kränken.

Die ganze Anstaltsverfassung muß einen freiheitlichen Geist atmen. Einer unserer ersten deutschen Blindenerzieher sagt einmal, daß seine Anstalt mehr einem kleinen Freistaat als einer unumschränkten Alleinherrschaft zu vergleichen sei. Das Rückgrat der Anstaltsverfassung ist die Hausordnung. Sie darf aber nicht in langatmigen Paragraphen jeden einzelnen Schritt des Zöglings mit Vorbedacht zu regeln suchen. Je mehr Paragraphen, desto mehr Steine des Anstoßes, je mehr Vorschriften, desto mehr Disziplinarfälle! Die Hausordnung soll nur allgemeine Richtlinien geben und

nicht paragraphenweise die Individualität, die eigenen seelischen Regungen des Zöglings töten. Es ist überhaupt ein Problem, wie innerhalb einer festen Gemeinschaftsordnung doch die Individualität zu ihrem Recht kommt, sie kann sich nur entwickeln durch Freiheit auch innerhalb der Anstaltsgemeinschaft. Je mehr Freiheit die Hausordnung läßt, desto größer ist das Maß von Takt, daß zu ihrer Durchführung von dem Erzieher gefordert wird. Zwang ist das sicherste und bequemste Mittel der Aufsicht. Je mehr Gelegenheit aber die Hausordnung zu freier Betätigung und Entfaltung gibt, desto schwieriger wird die Erziehung. Ein Pädagoge, der aufdringlich wacht, ist ein schlechter, unsicherer Erzieher. Man soll den Zögling nicht belauschen und überraschen wollen. Wer rechte Aufsicht in einer Blindenanstalt führen will, der darf keine Gummisohlen tragen, der komme mit festem Schritt und mache sein Nahen durch Reden bemerkbar. Auch in diesem Sinne heißt es in der Blindenanstalt: Rede, damit ich dich sehe! Aber wer Mißtrauen sät, wird auch Mißtrauen ernten.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Erziehungsgrundsätze sich in einer kleineren Anstalt viel leichter durchführen lassen, als in einer größeren. Darum kann ich dem deutschen Blindenerzieher zustimmen, der gesagt hat: „Zerschlagt die großen Anstalten!"

Ich weiß wohl, daß sie manche Vorteile bieten: Die Schul- und Berufsausbildung läßt sich zweckentsprechender gestalten, die Verwaltung stellt sich ohne Frage billiger, aber hier stehen pecunia und intelligentia gegen animum, und da darf uns die Entscheidung nicht schwer fallen. Der Einfluß der Erzieher und besonders des Anstaltsleiters ist in kleineren Anstalten ohne Zweifel viel intimer, viel individueller als in einem großen Massenbetrieb, wo er kaum den Namen der Insassen kennt, viel weniger seine Lebensumstände und seine seelischen Nöte.

Die Charakterbildung wird sich aber besonders schwierig gestalten bei den Jugendlichen, besonders in der Periode, da sie sich langsam loslösen von der äußeren Autorität, in der Zeit des Geltenwollens, das seine psychische Grundlage in dem Selbstdurchsetzungstrieb hat, einem Triebe, der bei gesunden reifenden Menschen mit elementarer Macht auftritt. Er ist in den Kindern schon vorgebildet in dem Eigensinn. Er wandelt sich in der Pubertät zu dem Kampf- und Freiheitstrieb und wird schließlich geläutert in den Willen zur Selbstdisziplin und Selbstachtung. In dieser Zeit gerät der Autoritätsgedanke ins Wanken. Der Zögling ist nicht mehr dem Erzieher unbedingt ergeben, das eigene Nachdenken setzt ein, und der jugendliche macht die Beobachtung, „daß ein großer Unterschied ist zwischen dem, was die Gesellschaft fordert und was sie moralisch wirklich ist und tut." Und solche Wahrnehmungen macht er vielleicht gelegentlich auch an dem Erzieher. Daraus folgt die innere Loslösung von diesem, die ohne Kampf nicht abgeht. Dieser ganze Entwicklungsgang macht es verständlich, daß die Jugend an sich revolutionär und schwer zu organisieren ist.

In dieser Zeit sind Konflikte mit der nächsten Umgebung nicht zu vermeiden. Ja, es sind meist gerade die besten Menschen, bei denen solche Kämpfe mit besonderer Heftigkeit einsetzen. „Bleiben sie ganz aus, so ist es, als wenn Windstille im Augenblick des Absegelns herrscht: die Fahrt wird nicht ins Weite gehen.“ Solche Loslösungen und Verneinungen müssen in diesem Alter sein, sie sind alles andere als bloße Böswilligkeiten und Verstocktheit. Solche Krisen bleiben nur aus bei Jungen, die zu schlapp oder zu beschränkt sind, um sie zu haben. Für die Erziehung oder für die Erzieher sind solche Fälle natürlich spielend leicht, aber für das spätere Leben versprechen sie nicht viel, nur der schäumende Most gibt edlen Wein. Der Jugendliche, der voller Konflikte steckt, kann während der kritischen Zeit gleichsam der Typ der Disziplinarfälle genannt werden.

Die Behandlung solcher Zöglinge fordert ein besonderes pädagogisches Geschick, denn harte Strafmaßnahmen sind hierbei meist nicht am Platze. Diese Naturen sind gewillt, auch das Schwerste, die Entlassung auf sich zu nehmen und werden dann von ihren Kameraden ob ihres furchtlos-männlichen Kampfes bewundert und zum Märtyrer gestempelt. Anders ist es, wenn wirkliche sittliche Verfehlungen, wie fortgesetzter Diebstahl und dergl. die Ursache der Entlassung bilden. In solchen Fällen wird die Strafe sicherlich auch von den Kameraden als gerecht anerkannt. Aber man soll in solchen Fällen auch nach dem Grunde der unmoralischen Handlung fragen. Die proletarische Verwahrlosung erhebt sich vielfach aus dem Umstande, daß der Trieb nach Freude nicht befriedigt wird. Man kann daher beobachten, daß der Zögling, der sich am fremden Eigentum vergriffen hat, mit dem Augenblick geheilt ist, wo er anfängt, selbst zu verdienen. Etwas muß der Mensch sein eigen nennen, oder aber er wird morden und brennen. Es kommt vielmehr darauf an, den Zögling aus seiner seelischen Krisenverfassung heraus zu verstehen. Wir haben ja gehört, daß er in die Periode des Geltenwollens gelangt ist. Nun gut, dann soll man ihn für voll nehmen. Es bedarf allerdings für den Erzieher einer völligen Umstellung dem Zögling gegenüber, sobald er merkt, daß dieser in die Pubertät geraten ist. Behandeln wir dann den Zögling als Erwachsenen, so weiß er eine solche Einstellung unsererseits wohl zu schätzen. Darum müssen wir zur rechten Zeit dafür sorgen, daß der Zögling sich von der Stufe des unbedingten Gehorsams zur Stufe innerer Freiheit entwickelt. Diesem Ziele muß die ganze Anstaltsverfassung dienen, und dabei spielt auch der Erzieher eine bedeutende Rolle. Der Zögling lehnt sich in seiner sittlichen Entwicklung gern an Vorbilder an, die ihn in der Reifezeit besonders stark beeinflussen. Wohl dem Zögling, dem ein Erzieher vorgesetzt ist, der ihm die Moral als lebendes Beispiel vorlebt, an dem er Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, unbedingte Unbestechlichkeit, Arbeitslust und Energie bewundern kann. Um diese Zeit beginnt der Jugendliche, selbst zu wählen, welchen moralischen Mächten er einen Er-

ziehungseinfluß auf sich gestalten will. Wenn er so freiwillig die vorbildliche Person des Erziehers und des Lehrers sich selbsttätig als Erziehungsziel setzt, ist die Stufe der Selbstzucht, die Stufe der inneren Freiheit erreicht, die wir erst als wirkliche Sittlichkeit bezeichnen können. Aus diesen Erwägungen heraus erhellt die besondere Bedeutung der Beispielspädagogik und der ungeheure Wert eines guten und geschulten Beamtenkörpers. Ja, für eine Blindenanstalt muß die Forderung aufgestellt werden, daß alle Beamten und Angestellten charaktervolle Persönlichkeiten sein sollten und daß sie für ihren Beruf auch besonders geschult werden müssen.

Ein besonders wirksames Erziehungsmittel, besonders für die Entwicklung des Zöglings zur inneren Freiheit ist die Selbstverwaltung. Man versteht darunter die Beteiligung der Zöglinge an der Aufrechterhaltung der Anstaltsordnung. Der Jugendliche braucht das Gefühl, irgendwo notwendig zu sein und Achtung zu genießen, und das erreicht man, indem man den wilden Gesellen irgend ein Amt, einen Vertrauensposten anvertraut. Man kann bei der Uebertragung solcher Aemter manchmal Wunder erleben, indem die Gesinnung von Widerspenstigen sich zum Guten wandelt, sobald sie ihr Geltungsbedürfnis befriedigt sehen und es auf verantwortlichem Posten betätigen können. Wer solche Versuche noch nicht gemacht hat, dem möchte ich sie dringend empfehlen.

Ein wichtiges Kapitel der Anstaltsordnung, das besonders tief in den Anstaltsgeist eingreift, ist der Umgangston in der Anstalt.

Wie wird nun die Erziehung zur Gesittung und zum Anstand erreicht? Eine Gewöhnung von frühester Jugend an soll in der Blindenanstalt selbstverständlich sein. Jeder Beamte hat die Pflicht, gerade auch in dieser Beziehung sein Bestes zu tun. Dazu ist natürlich erforderlich, daß der Beamte selbst ein mustergültiges Auftreten zeigt.

Aber mit der Anweisung an die Beamten zur Beobachtung der Umgangsformen und mit dem Vorbild allein ist es meines Erachtens noch nicht getan. Die Erzieher haben sich doch nicht immer so in der Gewalt, daß sie fortgesetzt die Erziehung zum Anstand im Auge behalten. Das Vorbild ist bei unsern Zöglingen leider nicht so wirksam, da ihnen das Auge zur Beobachtung der geübten Sitten fehlt. Daher haben wir eine ständige Unterweisung darin für dringend nötig erachtet und einen besonderen Unterricht in den Umgangsformen eingerichtet. Ich kann versichern, daß dieser Unterricht in der Tat vorzüglich gewirkt hat. Jeder Fachmann, der in unsere Anstalt kommt, wird den Erfolg dieser besonderen Unterweisung an dem Auftreten unserer Kinder und unserer jungen Leute sofort beobachten. Diese besondere Beachtung der Umgangsformen hat aber auch eine tiefere, psychologische Bedeutung, vor allem für den reifenden Zögling. „Wenn man den Jugendlichen sich selbst überläßt, kommt er in eine Periode, da lautes, ungeschlachtes Wesen, ein gewisses Kraftmeiertum, eine ausgesprochene Knotigkeit ihm Ausdruck der Männlichkeit bedeuten. Fleißiges

Spucken z. B. wirkt großartig, weil auch Menschenverachtung darin liegt. Rennomieren, Fluchen, Trinken, Rauchen sind männliche Sitten.“ Der Zögling will nicht mehr Kind sein, er ist aber innerlich noch nicht zum Mann gereift und sucht die Männlichkeit durch die äußeren Formen zu kopieren, wie sie ihm manchmal besonders robust entgegentreten. So ist die Flegelei eine innere Schutzrüstung, die er um seine eigene Ungereiftheit legt. Daß all diese Erscheinungen in den Anstalten, wo die Jugendlichen in größeren Mengen beisammen sind, besonders deutlich ins Auge fallen, ist leicht verständlich.

Ein besonderes Gegengewicht gegen die jugendlichen Unsitten sehe ich aber darin, daß man den jungen Leuten in dieser Zeit die guten Umgangsformen als ein hervorstechendes Kennzeichen gereifter Männlichkeit preist. So hat der Unterricht im guten Umgangston eine tiefe psychologische Bedeutung, und ich möchte aus meiner Erfahrung heraus allen Anstalten die Einrichtung eines solchen Unterrichts dringend empfehlen. Abschließend möchte ich sagen, daß es nicht der richtige Weg ist, die Charaktererziehung nur auf äußere Autorität zu gründen, sie wird nur solange wirksam sein, als der Zögling unter dem Anstaltszwange steht. Der rechte Weg führt durch äußere Autorität zur inneren Selbstdisziplin.

Die Frage, ob Allgemeinbildung oder Spezialistentum das rechte in der Erziehung sei, kehrt auf dem Gebiete der Berufsbildung nochmals wieder. Hier handelt es sich darum, ob der Lehrling eine ordentliche Handwerkslehre oder nur eine berufliche Anlernung erfahren soll.

Ich muß hier allerdings zunächst auf deutsche Verhältnisse eingehen. Das allgemeine Handwerkswesen ist bei uns insofern gesetzlich geregelt worden, als jeder Lehrling bezw. sein gesetzlicher Vertreter einen rechtsverbindlichen Vertrag eingeht, der die Dauer der Lehrzeit und die zu zahlende Vergütung festsetzt und allerlei andere Regelungen trifft. Die Ausbildung endet dann mit der Ablegung einer Prüfung, durch welche der Lehrling zum Gesellen befördert wird.

Wir halten einen solchen Lehrvertrag und die Pflicht der Gesellenprüfung auch für unsere blinden Lehrlinge für notwendig, und zwar aus folgenden Gründen:

Unsere jungen Leute haben ein festes Ziel vor sich, dem sie zustreben müssen. Der Wille wird auf dieses Ziel eingestellt, denn die Prüfung gut abzulegen, gilt als Ehrenpflicht, sich vor ihr zu drücken, als schimpflich. So ist also diese Zielsetzung für die Charakterbildung von hervorragender Bedeutung.

Es kommt aber noch ein praktischer Grund hinzu. Wenn unsere jungen Leute ihrer gesetzlichen Pflicht genau so genügt haben, wie Sehende, und wenn sie den sogenannten Gesellenbrief in Händen haben, so hat dadurch das Blindenhandwerk eine äußere Anerkennung gefunden, die alle Angriffe sehender Handwerker, denen unsere Blinden nur allzuoft ausgesetzt sind, entkräften.

Man soll den Beginn der handwerklichen Ausbildung nicht unnötig hinausschieben. Die ganze psychische Einstellung eines jungen Menschen ist — beeinflußt durch das Beispiel seiner Geschwister und Freunde — mit dem 14. oder 15. Lebensjahr auf den Beruf gerichtet, und auch bei einem normalen blinden Menschen stellt sich dieser Berufswillen, dieser Berufstrieb um diese Zeit ein.

Findet er alsdann keine Erfüllung, so wird dadurch die beste Zeit verpaßt und sein Berufsstreben erhält einen Knacks, den er nur schwer wieder verwindet. Der Haupthebel für die Berufsfreude liegt in einem gesunden Berufsegoismus. Es wird sich nur bei Ausnahmemenschen finden, daß sie einen Beruf ergreifen, um eine wertvolle Kulturleistung zu vollziehen, oder um der Menschheit zu dienen. Meist wird das Erwerbsmoment eine Rolle spielen, und diesem Umstande soll man durchaus Rechnung tragen. Sobald als möglich, wenigstens aber, wenn eine verkäufliche Leistung vorliegt, soll man dem Zögling einen Anteil des Arbeitserlöses geben. Das erste verdiente Geld läßt die Brust schwellen und hebt die Arbeitslust gewaltig.

Ein weiteres, mehr ideales Moment für die Weckung der Berufsfreude ist die Leistungsfreude. Diese zu heben, ist vor allem Sache des Blindenlehrmeisters, der durch Anerkennung meist mehr erreicht als durch Strenge und durch Schelten. Die gemeinsame Freude über ein gut gelungenes Stück führt Meister und Lehrling innerlich näher zusammen, und besonders empfehlenswert ist es, in solchen Fällen den Fortbildungsschullehrer oder den Anstaltsleiter herbeizurufen, damit auch diese sich von der Leistung überzeugen können und auch ihrerseits dem Zögling die verdiente Anerkennung aussprechen. Besonders wirksam ist es, von Zeit zu Zeit die Leistungen der einzelnen Lehrlinge zahlenmäßig festzustellen und bekanntzugeben. Vielleicht empfiehlt es sich auch, besondere Leistungen durch Lohnzulagen anzuerkennen. Auf diese Weise wird besonders das Arbeitstempo des blinden Lehrlings gesteigert, was uns als Vorbereitung für das Leben von ganz besonderer Bedeutung zu sein scheint.

Besondere Sorge bereitet dem Anstaltsleiter die Entscheidung über die Berufswahl seiner Zöglinge. Ideal wäre es, wenn es gelänge, jeden jungen Menschen an die Stelle zu bringen, wo er in seinem Beruf gleichsam seine eigenste, freie Bestimmung erfüllte. Ein solches Harmoniesystem wird aber immer nur ein Ideal bleiben, das gerade bei den Blinden selten erreicht werden wird, da die Auswahl der Blindenberufe so eingeschränkt ist, daß immer nur einige wenige Berufe zur Auswahl stehen, in die sie vielleicht nicht gerade mit geschwellten Segeln hineinfahren.

Aber schließlich hat das Erfüllen und Ueberwinden der nicht immer angenehmen Berufsforderungen einen hohen sittlichen Wert, da heißt es: Was du tust, das tue ganz, Halbheit ist Lauheit, ist Schlappheit. Die Erziehung zum Berufsethos ist überhaupt die höchste Aufgabe der beruflichen Ausbildung. Da kommt es vor

allem wieder auf die Wirkung der Beispielspädagogik, d. h. auf die Persönlichkeit und das erzieherische Geschick des Blindenlehrmeisters an. Er sowohl wie der Fortbildungsschullehrer müssen den Zögling zum Pflichtbewußtsein erziehen und vor allem den Energiefaktor, den Willen zum Emporstreben lösen und entwickeln.

Aus diesen ideellen und praktischen Gründen sind wir in Deutschland der Ansicht, daß der Zögling auch in beruflicher Hinsicht eine gründliche Allgemeinbildung erhalten und nicht nur eine kurze Berufsanlernung erhalten soll. Allerdings bei Späterblindeten ist dieser ausführliche Lehrgang nicht zu fordern, da kommt es nur darauf an, ihn beruflich soweit zu fördern, daß er mit seiner Tätigkeit seinen notwendigen Unterhalt verdienen kann.

Allerdings wird man von solchen Personen niemals erwarten können, daß sie ihr Handwerk vollständig selbständig betreiben können, sie werden vielmehr meist nur als Arbeiter in größeren Werkstätten tauglich sein.

In diesem Zusammenhang erhebt sich für uns überhaupt die Frage, nach dem Ziele der beruflichen Ausbildung. Früher galt in Deutschland allgemein das Ziel der völligen beruflichen und wirtschaftlichen Selbständigkeit als erstrebenswert. Man erwartete von den jungen Leuten, daß sie sich nach erhaltener Ausbildung als selbständige Geschäftsleute niederlassen würden. In ländlichen Bezirken gelingt das vielfach auch heute noch, vor allem bei den Korbmachern, doch empfiehlt es sich dann, daß der junge Mann sich außer seiner Werkstatt einen kleinen Verkaufsladen einrichtet. Wir haben in Deutschland eine ganze Reihe solcher Existenzen, die in ihrer Heimat als geachtete Gemeindemitglieder ihr Gewerbe selbständig betreiben.

Aber seit dem Kriege sind die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland immer weiter bergab gegangen. Sie wissen ja, daß wir zurzeit etwa 4½ Millionen Arbeitslose haben. Dazu kommt, daß gerade die Blindengewerbe in den Fabriken eine unliebsame Konkurrenz erhalten haben. Gerade auf dem Gebiete der Korb- und Bürstenmacherei wird der Markt derart mit billiger Fabrikware überschwemmt, daß eine ausgedehnte Propaganda und Reklame dazu gehört, wenn der Blinde überhaupt noch etwas absetzen will. Das kann natürlich der einzelne Blinde nicht mehr leisten, dazu gehört die Einrichtung eines geordneten Verkaufssystems mit Reisenden, welche die Ware im Lande verteilen. Daher ist man bei uns, und auch wohl hier in Amerika, zur Gründung größerer Werkstätten übergegangen, und man kann die letzten Jahre geradezu als die Zeit der Werkstattgründungen bezeichnen. Diese Werkstätten und Verkaufseinrichtungen sind aber in Deutschland weniger von den Anstalten selbst als vielmehr von besonderen Fürsorgevereinen ins Leben gerufen und haben zum Teil ganz erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Man hat daher vielfach das Ideal der absoluten Selbständigkeit fallen lassen und an dessen Stelle sich mit einer relativen Selbständigkeit begnügen müssen. Von besonderer Be-

deutung ist es daher, daß man sich vor Beginn der Ausbildung mit den Werkstätten und den Heimatgemeinden in Verbindung setzt, um festzustellen, ob der betreffende Zögling in dem geplanten Berufe sein Auskommen wird finden können. Die Berufsberatung ist daher in dieser wirtschaftlich schwierigen Zeit von besonderer Bedeutung geworden.

Es muß daher auch das Bestreben der Anstalten sein, die sogenannten typischen Blindenberufe nach Möglichkeit zu entlasten und zu den nicht typischen Berufen überzugehen. Unter diesen möchte ich vor allem auch die Industriearbeit nennen. Sie wissen wohl, daß wir in manchen Gegenden auch auf diesem Gebiet schon gute Erfolge errungen haben, und vor allem die weltbekannten Siemens-Schuckert-Werke sind in dieser Beziehung bahnbrechend gewesen. Allerdings werden erfahrungsgemäß nur ältere blinde Leute in die Industrie aufgenommen. Daher lassen wir auch solche Blinde, die später Aussicht haben, in der Industrie unterzukommen, zunächst ein Handwerk erlernen, damit sie genügend technische Fertigkeit erhalten. Manche Anstalten sind auch schon dazu übergegangen, besondere industrielle Vorkurse an geeigneten Maschinen einzurichten. Die Blinden lernen das Stanzen, Fräsen, Pressen usw. und verlieren auf diese Weise die Angst vor der Maschine, was wir für ganz besonders wichtig halten.

Ich habe in meinen Ausführungen gemäß unserer deutschen Einrichtungen ohne weiteres den Standpunkt eingenommen, daß die Blindenanstalten auch die berufliche Ausbildung vermitteln. Aus der Fachliteratur habe ich entnommen, daß dies nicht überall so gehandhabt wird, und daß man vor allem hier in Amerika anders denkt. Ich möchte daher unsern Standpunkt in dieser Angelegenheit näher begründen.

Zunächst halten wir es für ausgeschlossen, daß man unsere jungen Leute überhaupt bei sehenden Meistern zur Ausbildung unterbringen würde. Das Vorurteil gegen Blinde ist bei uns und vielleicht auch in andern Ländern viel zu groß, als daß man von sehenden Meistern die Bereitwilligkeit zur Ausbildung Blinder erwarten könnte. Und selbst wenn sie es wagen würden, Blinde in die Lehre zu nehmen, so wäre ihre Unkenntnis in der Beschäftigung Blinder so groß, daß der Versuch durch ungeeignete Maßnahmen doch bald mißglücken würde. Es wäre mir daher sehr interessant, die Erfahrungen kennen zu lernen, die Sie mit der Ausbildung Blinder bei sehenden Meistern gemacht haben.

In den Anstalten aber haben wir besonders vorgebildete Meister, die über eine langjährige Erfahrung in der Ausbildung Blinder verfügen und daher auch in den schwierigsten Fällen noch anerkennenswerte Erfolge erzielen.

Dazu kommt, daß mit der technischen Ausbildung auch noch eine theoretische Schulung nebenher läuft. Diese wird durch erfahrene Fortbildungsschullehrer vermittelt, die alle technischen Behelfe der Blinden beherrschen. Nur so ist es möglich, die blinden

Handwerker in den einschlägigen Gebieten, wie Gewerbekunde, Geschäftskunde, Buchführung, Maschinenschreiben, gewerblichem Rechnen, Kalkulation, Materialkunde fachgemäß auszubilden.

Ob es allerdings zweckmäßig ist, daß alle Anstalten, vor allem die kleineren, sämtliche Berufsmöglichkeiten schaffen sollten, erscheint mir zweifelhaft. Es ist eine Frage der Rationalisierung, ob man nicht manche Ausbildungsmöglichkeiten zentralisieren sollte. So haben denn manche größeren Anstalten in Deutschland ihre Betriebe so erweitert, daß sie auch Zöglinge aus anderen Anstalten übernehmen können. So ist es zurzeit bei der Klavierstimmerei, beim Maschinenstricken, bei der Ausbildung der Stenotypisten usw.

Besonders aber bei der Ausbildung für höhere Berufe haben wir eine strenge Spezialisierung befolgt, indem wir eine Studienanstalt für blinde Akademiker bereits haben und eine solche für blinde Musiker zu schaffen beabsichtigen.

Aus diesem Grunde habe ich mich bei meinen Ausführungen auch nicht über die höheren Berufe geäußert, da dieses Thema meinem Landsmann Dr. Strehl vorbehalten bleiben soll.

Ich bin am Ende. Zwei Hauptgedanken laufen wie ein roter Faden durch meine Ausführungen hindurch: „Anstalt und Leben“ und „Aeußere Autorität oder Selbstdisziplin“. Ich schließe mit den Worten zweier deutscher Dichter: „Die Fenster im Auditorium, wo natürliche Weisheit gelehrt wird, gehen alle ins gemeine Leben!“ (Hippel.) „Je freier lassend die Erziehung, desto wahrer das Kind!“ (Jean Paul.)



Spielturnen als Unterrichtsprinzip im Gesamtunterricht.

Kurt Naumann-Chemnitz.

Unter Spielturnen ist hier das gefühls- und erlebnisbetonte Bewegungsspiel der Kleinen und Kleinsten gemeint. Dieses steht nicht nur im Dienste der Gesunderhaltung und der körperlichen Ertüchtigung. Es hat — rein blindenpädagogisch gesehen — auch noch aus einem ganz anderen Grunde für eine intensive körperliche Aktivierung des neuaufgenommenen blinden Kindes zu sorgen. Stellt doch eine intensive körperliche Aktivierung die unerläßliche Voraussetzung auch für jede nach außen gerichtete, d. h. auf die Durchdringung der realen Umwelt abzielende geistig-seelische Aktivierung dar. Dieser Gedanke soll zunächst noch etwas weiter ausgesponnen werden.

Aus den seitherigen Untersuchungen über die Raumwahrnehmungen der Blinden geht immer wieder zweierlei hervor: 1. Der Blinde wird in der Regel umso weniger weltfremd, umso weniger

nur ideologisch oder illusionistisch und damit umso selbständiger und meist auch umso erwerbsfähiger und glücklicher sein, je besser und genauer er die Dinge seiner Umgebung, nicht zuletzt hinsichtlich ihrer räumlichen Gestaltung, kennt und beherrscht. 2. Als die entscheidenden, die eigentlich konstitutiven Elemente bei der Entstehung von Raumwahrnehmungen, bei dem Aufbau der Raumwelt der Blinden sind dabei die Bewegungsempfindungen bezw. deren Korrelate, anzusehen. Kein anderes Unterrichtsfach, so argumentieren wir weiter, stellt aber an den Bewegungssinn höhere Ansprüche und trägt zu seiner Schulung gründlicher bei als gerade das Turnen. Hat doch auch Horbach für den hohen Einfluß der Bewegungsempfindlichkeit für das Turnen den Korrelationskoeffizienten von 0,75 errechnet (Modellieren 0,64, Handfertigkeit 0,68), und ist doch — und dies, obgleich eine hochentwickelte Bewegungsempfindlichkeit sonst durchaus nicht einem hohen Intelligenzzustand entsprechen muß — auch der Koeffizient für die Intelligenzkorrelation beträchtlich, nämlich 0,64 (Modellieren 0,48, Handfertigkeit 0,55). Mit diesen Zahlen hat sich das Turnen als ein überaus hochwertiges Fach für unsere Blindenschulen ausgewiesen. Dadurch, daß der Turnunterricht den Blinden zwingt, seine Muskeln, Sehnen, Bänder und Gelenke spielen zu lassen und sich über die Verlagerung, die Bewegung seiner Gliedmassen zu seinen Körperachsen fortgesetzt Rechenschaft abzulegen, steht das Turnen mittelbar auch stark im Dienste der Raumerfassung, der Formerkenntnis, der Orientierung und damit (von der Erziehung zu Haltung, Selbstbeherrschung, Mut und Anmut ganz abgesehen) im Dienste der Ueberwindung überwindbarer Blindheitsfolgen überhaupt. Unter diesem Aspekt ist auch schon das Spielturnen der Kleinen und Kleinsten zu betrachten und zu betreiben. Was im Kindergarten und in den ersten Schuljahren versäumt wird an körperlicher Aktivierung bei gleichzeitiger körperlicher Auflockerung, an Vermittlung von Körpergefühl und Freude an zweckvollen und schönen Bewegungsformen, das ist später kaum ganz aufzuholen.

Eine Fülle prächtiger Hinweise und eine brauchbare Zusammenstellung von Uebungen für den ersten Unterricht im Spielturnen verdanken wir Mayntz (M., Leibesübungen im Gesamtunterricht usw., Bldfrd. 1926). Verwiesen sei hier aber auch auf Johann Markers „Das Spielturnen der Schulanfänger“, Dresden 1928. Die in diesem Werkchen gesammelten Uebungen stehen stets in enger Beziehung zu den verschiedensten, dem Kinde interessanten Vorgängen und Erscheinungen in der Pflanzen-, Tier-, Märchen- oder Menschenwelt. Hierin liegt für die Eingliederung des Spielturnens in den Stoffplan des Gesamtunterrichtes ein wichtiger Fingerzeig. Schließlich sollte man aber auch an der Kindertanzturnstunde der Deutschen Welle nicht so ganz achtlos vorübergehen.

Wurde man vom Geist solch' neuen (und doch so alten) Spielens nur erst ein wenig wieder angeregt, so wird man sehr bald auch selbst erfinderisch. Hierauf kommt aber m. E. gerade in der Blinden-

schule sehr viel an. Denn wichtiger noch und wertvoller als eine peinliche Auswahl der Uebungen nach einem bestimmten, an sich überaus beachtlichen System (Mayntz), will mir die Kunst des Lehrers erscheinen, die zu turnenden Uebungen immer und immer wieder mit einem gefühls- und erlebnisstarken, aus dem Gesamtunterricht oder dem Erfahrungskreis der Kinder abgeleiteten und damit leicht verständlichen und darstellbaren aktuellen Sinngehalt zu füllen. Solch' spielendes, dramatisierendes Turnen bleibt dem kleinen blinden Kinde nicht nur interessant, sondern — unfähig, eine vorgeturnte Uebung visuell zu erfassen — kann der in diese Uebung hineingelegte Sinn dem blinden Kinde sehr häufig zu einem recht zweckmäßigen Mittel für die Ausführung der richtigen Bewegungen, der richtigen motorischen Steuerung werden. — Wir müssen daher umgekehrt auch immer danach streben, die im Gesamtunterricht behandelten Gegenstände wenn irgend möglich auch mit Hilfe des eigenen Körpers turnerisch zur Veranschaulichung zu bringen. (Diesen Gedanken hat, soweit ich mich erinnere, auch Mayntz noch nicht scharf genug formuliert.) In diesem Sinne wird das Turnen als Ausdrucksbewegung, als eine der vielen Möglichkeiten und Formen der Darstellung geradezu zum allgemeinen unterrichtlichen Prinzip. So werden wir, um ein Beispiel zu nennen, das Keimen, Wachsen, Blühen, Verwelken und Zusammensinken der Tulpe (nach den erforderlichen Beobachtungen an der Pflanze selbst) auch mit den entsprechenden Körperbewegungen auszudrücken und nachzuerleben versuchen (langsames, zügiges Herauswachsen aus dem Hockstand (Zwiebel) bis in den Zehenstand mit Seithochhalte der Arme (Kopf-Blüte, Arme-Blätter); danach die rückläufige Bewegung als Entspannungsübung). Wir kommen übrigens mit solchem Turnen auch einer alten Forderung Zechs nach, der auf S. 31 der „Blindenschule" von 1918 sagt: „Eine vorzügliche Anschauungskraft haben alle Vergleiche, die sich auf Handlungen des menschlichen Körpers gründen."

Aus demselben Grunde werden wir — von dem hohen Wert alles Motorischen für das Gedächtnis abgesehen — auch ganze Geschichten zu turnen, bezw. turnerisch zu illustrieren versuchen. Man denke nur einmal an das Märchen von Schneewittchen. Das Märchen wird — immer im Sinne und Geiste des Gesamtunterrichtes — nicht nur erzählt, sachlich und psychologisch vertieft, wiedererzählt und frei dramatisiert, es werden nicht nur der Anfang der bekannten Storm'schen Szene „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen usw." und das Lied „Wißt ihr, was Schneewittchen, das Prinzeßchen klein usw." aus „Lied und Spiel" von Gertrud Pappenheim gelernt, es schließen sich nicht nur die schematische Darstellung einer entsprechenden Landschaft im Sandkasten (Schloß, Wald, die sieben Berge, Zwergenhüttchen), das Modellieren, eventuell Zerschneiden des „vergifteten" Apfels, die Darstellung des Jägers vermittels der Materialien des kleinen Matadorbaukastens, die Behandlung oder Wiederholung der Zahl 7 (4 Zwerge suchen Beeren, die übrigen bleiben daheim usw.) wie die schreib- und sprachunterrichtliche Ver-

wertung des behandelten Stoffganzen an, nein, wir werden wie gesagt, unter allen Umständen auch nicht unterlassen, das Märchen auf seine Brauchbarkeit für unser Spielturnen zu untersuchen. Und schon auf den ersten Blick drängen sich einem da die verschiedenartigsten Uebungen nur so auf. Es seien nur die folgenden erwähnt:

1. Wie Schneewittchen mit flehend erhobenen Händen vor dem Jäger auf die Kniee fällt (Aufstellung im Kreis).

2. Wie Schneewittchen flieht (Laufen am Ort).

3. Wie die Hirsche und Rehe Schneewittchen begleiten (Vierfüßlergang).

4. Wie Schneewittchen von den Vögeln umflattert wird (Sprung in die Seitgrätschstellung mit Flugbewegung der Arme).

5. Wie das müde Schneewittchen sich umlegt, schläft und sich wieder aufrichtet (Strecksitz — Rückenlage — Strecksitz).

6. Wie die Zwerge marschieren.

7. Wie die Zwerge in den Felsenhöhlen das Erz (Gold) loshacken (Holzhackerschwung, die Kinder bekommen kleine Hämmerchen in ihre Hände).

8. Wie die Zwerge das gewonnene Erz in kleinen Schubkarren nach Hause fahren. (Ein Kind spielt in der bekannten Weise die Karre, ein anderes den Zwerg.)

9. Wie die Zwerge oft durch enge Felsspalten und -gänge kriechen müssen (Gänsereihe, Grätschstellung, Durchkriechen im Unterarmliegestütz).

10. Wie die Zwerge vor Freude einen Purzelbaum schlagen, wie Schneewittchen Königin wird.

11. Wie auf Schneewittchens Hochzeitsfest sich alles fröhlich tanzend im Kreise dreht usw. usw.

Ein kurzes, turnmäßiges Wiederholen der einzelnen Uebungen zerstört dabei die kindlichen Illusionen durchaus nicht, zumal wenn es der Lehrer versteht, sie durch einen knappen verbindenden Text von Uebung zu Uebung immer wieder neu zu beleben. Auf ein fachgerechtes, schmissiges und exaktes Turnen kommt es dabei vorerst durchaus nicht an. Alle diese Uebungen verfolgen vielmehr zunächst nur den Sinn, Heiterkeit, Bewegungslust und Körpergefühl im Kinde zu wecken.

Nicht immer allerdings wird es wie bei dem Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen möglich sein, sich beim Spielturnen an den Ablauf eines bestimmten, gegebenen Geschehens zu halten. In diesen Fällen muß der Lehrer eine brauchbare Geschichte dann eben selbst zusammenphantasieren. Freilich wird es sich dann in der Regel wohl weniger um den Ausdruck des im Gesamtunterricht seelisch Erlebten, sondern um eine schlichte, anspruchslose Anpassung des Spielturnens an die behandelten Unterrichtsstoffe drehen. Als wir seinerzeit vom Kirschbaum sprachen, haben wir so in Anlehnung an entsprechende tatsächliche Erlebnisse das folgende Geschichtchen geturnt:

Beim Kirschbaum. Heute früh bin ich schon mal bei unserem Freund, dem Kirschbaum gewesen. Aber da waren schon viele kleine Leutchen dort. Die flatterten lustig von Ast zu Ast. Ach, dachte ich, wenn ich doch auch so fliegen könnte! Wollen wir es nicht einmal probieren? — Aber spielen können wir es doch! (1. Uebg.: Wie oben Nr. 4.)

Und wie ich nun so beim Kirschbaum stand, bekam auch ich Appetit. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und reckte mich und streckte mich und griff, als ob ich bis zum Himmel reichen wollte, hoch in die Zweige des Kirschbaumes hinein. Aber o weh! Stets wenn ich eine Kirsche pflücken wollte, plumps, da lag sie auch schon unten auf der Erde. Ja, ja, da habe ich mich tüchtig bücken müssen. (2. Uebg.: Kirschenpflücken; Zehenstand — Hockstand mit entsprechenden Armbewegungen. Pflückt jedes 10!)

Wer aber kam denn da — klingling! — so schnell auf seinem Rad vorbeigesaust? Es war Herr X. Ihr kennt ihn doch? — Ja, Radfahren, das möchtet ihr wohl auch gleich alle können?! Doch freilich, das ist leider nichts für uns. Aber tun können wir doch wenigstens mal so! (3. Uebg.: Aufstellung im Kreis, Laufen am Ort. „Knie bis an die Nasenspitze!")

Da aber kam nun noch jemand dahergebraust und wollte auch ein paar Kirschen haben. Es war der Wind. Er riß und zerrte an dem Baume, als ob er ihn gleich samt seinen Wurzeln aus der Erde reißen wollte. Bald blies er von vorn, bald blies er von hinten. Aber der Kirschbaum stand ganz fest. Er neigte nur seinen Stamm ein wenig, und nur die Aeste und Zweige konnte der wilde Wind bis auf den Boden hinunterbiegen. — Auch das können wir spielen. Ihr seid jetzt jedes ein Kirschbaum. Ich bin der Wind. Jetzt blase ich von hinten, jetzt von vorn: hui! (4. Uebg.: Rumpfbeugen vorwärts und rückwärts mit den entsprechenden Armbewegungen.)

Ja aber, was war denn da nun wieder los? Das rauschte und brauste ja noch lauter als der Wind. Aha, ein Flugzeug! Ei, wie der Propeller sauste! (5. Uebg.: Armkreisen. „Immer schneller, immer schneller saust im Kreise der Propeller!") usw. usw.

Auch die verschiedensten Gang- und Hüpfarten wie Dackellauf, Froschhüpfen, Springen wie ein Gummiball (im Hockstand), Hüpfen auf einem Bein, Steifspringen wie eine Puppe usw. bereiten den Kleinen immer wieder große Freude. Näheres darüber lese man nur bei Mayntz und in der anderen einschlägigen Literatur nach. In der Form von Wettspielen erscheinen solche Uebungen m. E. sehr gut auch dafür geeignet, selbst unsere Kleinen und Kleinsten bei unseren im allgemeinen wohl noch viel zu wenig auf das blinde Kind eingestellten Anstaltsfesten wirklich aktiv mitmachen zu lassen. Wie unsere Feste im Sinne einer möglichst vielseitigen aktiven Beteiligung unserer Kinder zu gestalten seien, das wäre überhaupt eine Frage, die einmal dringend einer grundsätzlichen und breiten Erörterung bedürfte. Das Spielen und Turnen müßte dabei m. E. eine weit größere Rolle spielen als seither.

Zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung mehr formaler Art. Wenn das Spielturnen im Sinne und Geiste der vorstehenden Ausführungen zu einem integrierenden Bestandteil des Unterrichtes im Kindergarten und in den ersten Schuljahren werden soll, so sind blinden Lehrkräften bei dem Versuche, diese Aufgabe anzupacken, sicherlich recht enge Schranken gesetzt. Ich habe dies am eigenen Leibe bitter verspürt und täusche mich über diese Schranken nicht hinweg. Möge die vorliegende kleine Arbeit trotzdem zu ihrem bescheidenen Teile mit dazu beitragen, daß die grundsätzliche Bedeutung und der hohe Wert des Spielens und Turnens in unseren Anstalten immer mehr und mehr erkannt und frisch und fröhlich verwirklicht werde.



Gesamtkatalog der öffentlichen Blindenleihbücherei.

(Eine Buchbesprechung.)

Anfang August dieses Jahres erschien der „Gesamtkatalog der öffentlichen Blindenleihbücherei“ in Marburg-Lahn (1931) und ist indessen den einzelnen mitarbeitenden Blindenbüchereien zugestellt worden. Seine Herausgabe wurde ermöglicht durch die Mitwirkung der zwölf beteiligten Blindenleihbüchereien und mit reichlicher geldlicher Unterstützung des Reichsarbeitsministeriums zu Berlin.

Schon vor sieben Jahren trat Herr Dr. Strehl-Marburg mit den maßgebenden Blindenbüchereien in einen regen Gedankenaustausch, der zum Ziele hatte die Schaffung eines Gesamtkataloges über ihre vorhandenen Bücherbestände. Unendliche Geistesschätze lagerten ohne diesen Katalog bisher unbekannt und ungehoben in diesen Büchereien vergraben. Ihre Erfassung und gründlichste Ausnutzung ist durch dieses jetzt erschienene Werk zur Tat geworden und jeder studierende und gebildete Blinde vermag nun an der Hand dieses Gesamtkataloges seinem Geiste und seinem Streben Flügel zu geben, die ihn durch alle Höhen der Wissenschaft tragen werden. Welches Stück Riesenarbeit mit diesem Werke einen vorläufigen Abschluß fand, mögen einige kurze Zeilen veranschaulichen. Das Werk umfaßt 913 Druckseiten im Lexikonformat, ist also ein bibeldicker Band im Schwarzdruck. Es ist buchtechnisch hervorragend gedruckt, zwar einfach in seinem äußeren Kleide, aber in Papier und Antiquadruck vorzüglich hergestellt, dazu in nicht zu überbietender Uebersichtlichkeit. Ein Zurechtfinden in ihm ist daher eine Kleinigkeit, wenn man nicht versäumt, das Vorwort und die Erläuterungen vor seiner Benutzung gründlich zu studieren. Um Druckfehler zu vermeiden, gingen allen Mitarbeitern die Bürstenabzüge (Druckfahnen) zur genauen Durchsicht zu, danach wurden sie noch einmal einer vierfachen Korrektur in Marburg unterzogen, so daß ruhig gesagt werden kann, daß es schwer halten wird, noch viele Fehler zu finden. Ein Riesenstück mühsamster Kleinarbeit! Mangelhafte Angaben an einzelnen Stellen sind nicht auf das Konto des Herausgebers zu buchen, sondern beruhen auf lückenhafte Angaben der Mitarbeitenden.

Dieser Gesamtkatalog gibt den Stand von Ende 1930 an; er wird durch das „Blindenbörsenblatt“ dauernd auf dem Laufenden gehalten. Wenn die regelmäßig erscheinenden Hefte des „Blindenbörsenblattes“ gesammelt und zu Büchern gebunden werden, so ist auf lange Sicht hin das gesamte Blindenbildungsschriftgut klar zu überschauen und jederzeit für den Suchenden auffind- und lieferbar.

Mit diesem Werke ist aber noch nicht der Gipfel des Berges zur mustergültigen Kenntnis der Blindenliteratur erstiegen, aber ein gutes Stück bergan ist geschafft, eine Plattform ist nun da, von der aus der Weiterstieg gehen wird. Die Durchsichtung der Zehntausende von Buchzetteln hat gezeigt, daß noch viel Eigenart und Buntheit herrscht in der Darstellungsart der Geisteswerte in Blindenschrift. Zur Erreichung einer einwandfreien, mustergültigen und originaltreuen Uebertragung von Schwarzdruckwerken in die Blindenschrift ist der Weg schon lange geebnet und gebaut für alle Büchereien, die willens sind, diesen nun einmal beschrittenen Anstieg, mit der Herausgabe des Gesamtkataloges begonnen, weiter zu gehen bis zur Gipfelhöhe: Benutzt alle künftig die Marburger Systematik (in drei Bänden festgelegt von Dr. C. Strehl) als einigende Grundlage zur Darstellung der wissenschaftlichen Blindenschriftübertragungen, — und wir werden unsern blinden Studierenden bei ihrem an sich schon überschwerem Studium Freudenstunden der Arbeit schaffen. Denn wenn erst Einheitlichkeit in der Darstellung der Blindenschrift herrschen wird (Normung), wird ein „Einlesen" in die Maximen der verschiedenen Bibliotheken überflüssig. Und wie schonen wir durch diese „Normung" die Nervenkräfte unserer Leser! Wo wir mühelos sehen und erfassen, setzt beim Blinden schon eine ungeheure Nervenanspannung ein, z. B.: um sich räumlich nur ein „wenig" zurechtzufinden. Wenn wir ihm an diesem sich schnell verbrauchenden Vorrate der Nervenkräfte auf so einfache Weise, wie vorher angedeutet, sparen und haushalten halfen, werden wir seines Dankes sicher sein. Darum: Einigkeit bei der Handhabung unserer Bibliothekarbeit!

Ein Blick in den Gesamtkatalog zeigt uns, auf welchen Gebieten schon immer viel in Uebertragungen geleistet ward und in welchen Wissensgebieten in der Folgezeit noch große Lücken zu füllen sind. Man möge selbst vergleichen!

Die Einteilung der ganzen Bücherschätze geschah nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen unserer großen Staatsbibliotheken, aber mit Hineinarbeiten von Sonderheiten, wie sie die Blindenbücherei in einigen Punkten verlangt. Ein Blick in die „Inhaltsübersicht" zeigt uns folgende klare Einteilung der Bücherschätze: a) Wissenschaftliche Literatur mit XIX Hauptabteilungen, b) Allgemein belehrende Schriften mit IX Hauptabteilungen und c) Schöne Literatur mit VI Hauptabteilungen. Am Schlusse folgt ein alphabetisches Namenverzeichnis der Verfasser. Wer also nicht unter den wissenschaftlichen Rubriken suchen will, der schlägt das Namenverzeichnis auf und findet im Augenblicke neben dem Verfassernamen die Seitenzahlen des Kataloges, auf denen seine Werke verzeichnet stehen. Mit Hilfe des Kataloges ist es auch eine Kleinigkeit, festzustellen, welche Werke von einem gesuchten Autor in Punktschrift „gedruckt" erschienen sind, wo sie gekauft werden können usw. Diese Angaben stehen bei jedem Werke am Ende, vom übrigen Texte getrennt durch eine eckige, nach rechts offene Klammer. Besonders wertvoll ist auch bei jedem Werke die Angabe des Schwarzdruckwerkes, sofern das feststellbar war, nach Verlagsort, Verleger und Druckjahr. Am Fehlen dieser Angaben kranken alle Punktschrift-Kataloge. Der Blinde, der auf die Mitarbeit eines Sehenden angewiesen ist, vermag sich mühelos das Schwarzdruckwerk (Original) zu beschaffen, ohne Anfragen bei den Büchereien, die oft auch keine Auskunft hätten geben können.

Unter jedem Werke stehen in Schrägdruck (Kursivdruck) alle Blindenbibliotheken, die dasselbe besitzen. Die Angabe der Uebertragungsart (z. B. „k—h."=Kurzschrift, Handschrift; „eins"=einseitig geschrieben usw.) geht liebevoll auf die Lesefähigkeit des Blinden ein und vermeidet damit zwecklose Bestellungen. Diese Angaben sind von besonders hohem Werte für Späterblindete, denen das Fühlen und Lesen noch sehr große Mühe kostet. Sie suchen sich das Werk in der Schriftdarstellung heraus, die für sie am besten lesbar ist.

Jedenfalls ist der Gesamtkatalog, alles zusammenfassend, ein Werk, auf das die deutsche Blindenwelt stolz sein kann und dessen weiteste Ver-

breitung wir unter allen gebildeten Blinden von Herzen wünschen. Der Preis mit 3.— RM. (ohne Porto) ist so niedrig gestellt, daß von einem Verdienste oder von einer annähernden Deckung der Unkosten überhaupt nicht gesprochen werden kann. Der Gesamtkatalog ist ein Werk, aus der Liebe für unsere Blinden entstanden, dem ich recht reichen Segen auf den Weg wünsche!

(Bezugsquelle: Marburg (Lahn), Hochschulbücherei, Wörthstr. 9—11.) Ich spreche Marburg, und insbesondere Herrn Dr. Strehl, für seine treue Arbeit an diesem Werke, und insgesamt allen Mitarbeitern in Bewunderung meinen Dank und meine Hochachtung aus!

Daß jede Blindenbibliothek zum mindesten mehrere Exemplare dieses Gesamtkataloges kaufen wird, betrachte ich nicht nur als Ehrensache, sondern auch als Grundlage für eine einheitliche Mitarbeit am ganzen großen Werke. Jedem kann ich zum Schluß nur sagen: „Nimm und lies!“ Du wirst Dich von Herzen freuen. E. Schulz, Berlin.



Kleine Beiträge und Nachrichten.

— **Geheimrat Dr. Sigmund von Forster**, der vielen Blinden und Blindenfreunden mindestens vom Nürnberger Kongreß her bestens bekannt ist, vollendete am 13. August sein 80. Lebensjahr. Von seiner Arbeit zeugen die Blindenanstalt, das Blindenheim und die Blindenbücherei in Nürnberg. Seine Vaterstadt ehrt ihn als Wissenschaftler, Augenarzt und Förderer des Volksbildungswesens. Möge ihm an seinem Lebensabend die Erfüllung noch manches stillen Wunsches vergönnt sein.

— **Die Kommission zur Beschaffung von Arbeit für Blinde** hat seit kurzer Zeit ihre Arbeit wieder aufgenommen. Wünsche und Anregungen für diese Kommission sind zu richten an Dr. Peyer, Halle a. S., Bugenhagenerstr. 30.

— **Teilnahme an den öffentlichen Reichsjugendwettkämpfen.** Die Niederschlesische Prov.-Blindenanstalt Breslau unternahm es in diesem Jahre zum ersten Male, sehschwache Schüler an den Reichsjugendwettkämpfen der öffentlichen Schulen teilnehmen zu lassen. Der Turn- und Sportverein der Anstalt beteiligte sich mit 8 Wettkämpfen; von den schulpflichtigen Blinden waren 5 gemeldet. Obwohl die Wettkämpfe auf einem unbekannten Platz ausgefochten wurden, gelang es doch 6 Teilnehmern, mehr als 40 Punkte (Mindestgrenze für die Erringung einer Wettkampfurkunde) zu erreichen. Die Leistungen waren wie folgt:

Jahrgang 1916 und älter:

Herbert Steiner 58 Punkte
(100 m Lauf in 13,6 Sek.; Weitsprung 5,00 m; Kugelstoßen 7,47 m)

Karl Dyga 46 Punkte
(100 m Lauf in 14,4 Sek.; Weitsprung 4,33 m; Kugelstoßen 7,30 m)

Karl Soppa 44 Punkte
(100 m Lauf in 14,4 Sek.; Weitsprung 4,20 m; Kugelstoßen 6,88 m)

Jahrgang 1917/18:

Paul Scholz 52 Punkte
(75 m Lauf in 11,3 Sek.; Weitsprung 3,88 m; Kugelstoßen 7,59 m)

Gerhard Trzeziak 49 Punkte
(75 m Lauf in 11,9 Sek.; Weitsprung 3,67 m; Kugelstoßen 7,82 m)

Erich Wende 46 Punkte
(75 m Lauf in 11,9 Sek.; Weitsprung 3,85 m; Kugelstoßen 7,15 m)

Da die weiteren erzielten Resultate ebenfalls sehr zufriedenstellend waren, ist für den Winterwettkampf auch die Teilnahme Vollblinder in Aussicht genommen. A. F.

Der bei der **Staatlichen Anstalt in Berlin-Steglitz** angestellte Blindenoberlehrer Kurt Hildebrandt besuchte mit Genehmigung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung auf 1 Jahr die Staatl.

Kunstschule und Akademische Ausbildungsanstalt für das künstlerische Lehramt zur Ausbildung als Werklehrer und bestand am 26. Juni 1931 nach Maßgabe der Prüfungsordnung vom 20. Mai 1924 die Werklehrerprüfung mit dem Gesamtergebnis sehr gut, wodurch er die Befähigung zum Werkunterricht an Volks-, mittleren und höheren Schulen sich erwarb. P.

— Der **Zugang zum Lehramt an mittleren Schulen** ist durch Verfügung des preußischen Ministers für W., K. u. V. für einige Zeit gesperrt, weil die Zahl der Anwärter weit über den normalen Bedarf hinauszuwachsen droht und die Einschränkungen, die die Not der Zeit allen kulturellen Einrichtungen auferlegt, auch das mittlere Schulwesen stark treffen, so daß auf Jahre hinaus der Bedarf an Anwärtern unter dem früheren Bedarf liegen wird. Zugleich ist die Reform der Mittelschullehrerausbildung und -prüfung auf später verschoben.

— **Danzig** hat seit dem 12. Juni 1931 ein **Blinden-Rentengesetz.** Es gewährt den Danziger staatsangehörigen Blinden, die über 18 Jahre alt sind, Anspruch auf eine „Unterhaltsrente“ und Krankenfürsorge. Für die Ehegatten und minderjährigen Kinder sind Rentenzuschläge und auch Krankenfürsorge vorgesehen. Die für die Rente angegebenen Monatssätze sind Mindestsätze: 55 Gulden für den Blinden, 18 Gulden für den Ehegatten und 12 Gulden für jedes minderjährige Kind. Sie halten sich in der Höhe der bisher gezahlten Wohlfahrtsunterstützungen. Wenn der Blinde die von ihm geforderten Auskünfte verweigert oder falsche Angaben macht oder eine ihm angebotene Erwerbsmöglichkeit nicht ergreift, die seinen Lebensunterhalt sichert und die nach dem Urteil eines beamteten Arztes und eines Sachverständigen für Blindenfürsorge seinen Anlagen und Fähigkeiten angemessen ist, verfällt der Anspruch auf die im Gesetz vorgesehenen Leistungen.

— Eine **neue Führhundschule** ist am 20. Juli in Unna von Ernst Scherwitz, dem Hauptdressurleiter der mit dem 30. Juni geschlossenen Führhundschule in Oldenburg, eröffnet worden.

— Von der **„Deutschen Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus“** geht uns nachstehender, von zahlreichen Lehrerverbänden unterzeichneter Aufruf zu: „Gar mannigfach sind die Leiden, unter denen heute unser Volk seufzt. Kaum eine Familie gibt es, in der sich nicht wirtschaftliche, körperliche oder seelische Not in irgend einer Form eingeschlichen hat. Wir Lehrer und Lehrerinnen wissen und spüren täglich, wie von all dem am schwersten gerade die uns anvertraute Jugend betroffen wird. Da ist es Aufgabe der Volkserzieher, allen Gründen leiblicher und seelischer Not nachzuspüren und nach Kräften helfend einzugreifen. Darum treten wir heute vor die deutsche Lehrerschaft aller Richtungen und Gattungen zum Zwecke gemeinsamer Veranstaltung einer Reichsschulwoche für alkoholfreie Jugenderziehung. Es liegt uns fern, den Alkohol als die einzige Ursache für die gegenwärtige Not hinzustellen. Doch dürfte nicht zu leugnen sein, daß er gerade in unsere Zeit am wenigsten paßt. Keine Not wird durch den Trunk behoben. Das Familienleben wird zerrüttet; die einzelnen werden nur noch ärmer und kränker; Unfälle und Vergehen häufen sich im Gefolge des Alkoholismus. Das seit dem 1. Juli 1930 in Kraft stehende Gaststättengesetz enthält besondere Jugendschutzbestimmungen. Sollen diese befolgt werden und sich segensreich auswirken, so ist es notwendig, der Jugend gründliche Einsicht in die Zusammenhänge des Alkoholismus zu vermitteln, eine Aufgabe, die in der Hauptsache von den Erziehern geleistet werden kann. Darum soll in dieser Reichsschulwoche für alkoholfreie Jugenderziehung vom 26. bis 31. Oktober 1931 die deutsche Lehrerschaft den einmütigen Kampf gegen die Alkoholschäden aufnehmen und durch gründliche Aufklärung die Jugend auf die Alkoholgefahren hinweisen, — mehr, als wir es sonst schon tun —. Damit wird eine umfassende vorbeugende Arbeit im Dienste unseres Volkes geleistet. Tun wir jeder unser Bestes, wenigstens diese Quelle des Unheils zu verstopfen,

da wir so vielen anderen gegenüber machtlos sind. Wir rechnen auf die Mitarbeit eines jeden Lehrers, einer jeden Lehrerin. Es geht um das Wohl unserer Jugend! — Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß die in Hannover-Kirchrode erscheinende Punktschrift-Zeitschrift „Sonnenland" in ihrer Oktober-Nr. die Reichsschulwoche für alkoholfreie Jugenderziehung besonders beachten wird.

— **Aus Zeitungen.** Im Löbenichtschen Hospital in Königsberg, das in diesem Jahre sein 400jähriges Bestehen feiert, versieht der blinde Prediger Senger schon 22 Jahre hindurch den Seelsorgerdienst. — Eine internationale Blinden-Hilfsorganisation soll in Danzig gegründet werden. Sie will ihre Mittel durch ein Sweepstake-Unternehmen (Wettspiele mit Preisen aus Einsätzen) erwerben. — Das Taubstummen-Blindenheim des Oberlinhauses in Nowawes feierte im Juli sein 25jähriges Bestehen. Es hat während der Zeit 126 Taubstummenblinde ausgebildet. — Die „Gesellschaft jüdischer Blinder" in New York hat ein hebräisches Blindenalphabet in Strich-Schrift herausgegeben, das Dr. Men für Späterblindete ausgedacht hat. — Der Hilfsverein für Blinde in der Provinz Sachsen und in Anhalt hat am 16. August einen Blumentag veranstaltet. — In der städtischen Zentralbibliothek in Prag wird eine Bibliothek für Blinde eingerichtet. — Im „Südfunk" hat die Bezirksgruppe Stuttgart des Württembergischen Blindenvereins am 12. Juli eine Sommerfeier geboten. — Das Stuttgarter Neue Tageblatt bringt eine „Beobachtungsaufgabe: An einer Straßenecke steht ein Blinder mit einer blauen Brille und verkauft Streichhölzer. Ein Polizist kommt vorbei und glaubt, in dem Blinden einen gesuchten Verbrecher zu erkennen, der jedoch nicht blind sein soll. Er läßt sich daher von dem Blinden, der eine Tafel „Völlig blind" trägt, seinen Hausierschein geben. Der Polizist prüft den Schein, findet diesen vollkommen in Ordnung und reicht ihn dem Blinden hin. Der Blinde ergreift das Papier und steckt es ein. Im nächsten Augenblick jedoch verhaftet ihn der Polizist und liefert ihn ein bei der Wache, da er erkannt hatte, daß es nur vorgetäuschte Blindheit war. Auf der Wache wird er als der langgesuchte Verbrecher erkannt und gibt schließlich auch zu, daß er ebenso gut sehen könne wie jeder andere. Frage: Woran erkannte der Polizist, daß der Verbrecher nicht blind war? — Die Deutsche Blindenschule in Außig ist durch einen Anbau erweitert, in dem eine dritte Klasse und ein Kindergarten eingerichtet werden. — Der Rheinische Blindenfürsorgeverein hat in Düren eine eigene Dressuranstalt für Blindenführhunde aufgemacht. — Einige Zeitungen berichten unter der Ueberschrift: „Neuer Fortschritt für Blinde" von einem Blindenalphabet aus Knoten, das ein Londoner Blindenlehrer erfunden haben soll. (Längst Abgetanes im neuen Gewande?) — Im Ostseebad Neuhauser ertrank der blinde Dr. Volkmann, der sich an einem Rettungswerk beteiligt hatte. — Der Studienrat Dr. H. Röckel, Heidelberg, wurde zum Professor an der Lehrerbildungsanstalt zu Heidelberg ernannt.



Bücher und Zeitschriften.

Jahresbericht der Blindenanstalt Nürnberg über die Jahre 1929/30. — In den beiden Volksschulklassen mit 4 Abteilungen waren 27 Schüler, in den beiden Fortbildungsschulklassen 29 Lehrlinge. Daneben wurde in 7 Kursen Unterricht in Blindenschrift für Späterblindete, in englischer Sprache, in der Kurrentschrift und im Maschinenschreiben erteilt. Unterricht im Klavier-, Orgel-, Harmonium-, Geigen-, Lauten- und Zitherspiel, in Harmonielehre, Musikgeschichte und Instrumentelkunde erhielten 22 Schüler in 52 Wochenstunden. An Lehr- und Beschäftigungsmitteln wurden hergestellt: Stäbchen-Allerlei zum Ordnen, Sehschwachenallerlei, Aufsteckbretter, Aufsteckspiel in Pilzformen, heimatkundliche Aufsteckspiele, hand-

gymnastische Gummizüge, Würfel- und Gewichtsallerlei, Scheibenturnen, Rollspiele, Stecktafeln für Punktschrift, Reliefbilderlotto in Messing, Würfelmodelle zur Bestimmung der Schwere, Apparate zum Nachweis der eigentümlichen Wärmeleitung der wichtigsten Metalle, kostbare Statistiken und Planreliefs für Natur-, Erd- und Berufskunde, zwei heimatkundliche Lesebände: „Mein Frankenland"; „Mein Bayernland". — Zur Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Bekämpfung der Schwindelunternehmer haben sich die Anstalt, der Nürnberger Unterstützungsverein und die Kreisgruppe Mittelfranken des Bayer. Blindenbundes zu einer Arbeitsgemeinschaft „Mittelfränkischen Arbeitsbeschaffungsstelle für Blinde" zusammengeschlossen.

Dem **Bericht des Blindenunterstützungsvereins Nürnberg für das Jahr 1930** entnehmen wir, daß für die Werkstätten die Fabig'sche Bürsteneinstanzmaschine, eine Abschermaschine und eine Straßenbeseneinzugmaschine angeschafft sind.

Der **Jahresbericht des Bernischen Blindenfürsorgevereins** für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1930 enthält zugleich eine Darstellung über Entstehung und Einrichtung des neuen Berner Blindenheims. Es vereinigt Wohn- und Schlafräume für eigentliche Heiminsassen und allgemeine Räume für außerhalb des Heimes selbständig wohnende Blinde. Das alte Heim ist für den Werkstättenbetrieb ausgenützt.

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 10 — **Düren,** Oktober 1931 — 51. Jahrgang

Zwei Briefe Haüys an Zeune aus dem Jahre 1806

(W. Schmidt, Berlin-Steglitz)

Am 13. Oktober sind 125 Jahre verflossen, daß die heutige Staatliche Blindenanstalt in Berlin-Steglitz durch Zeune in Berlin ins Leben gerufen wurde. Es ist allgemein bekannt, daß die Anwesenheit Haüys in Berlin den äußeren Anstoß gab, diese erste Blindenanstalt für Preußen zu schaffen. Einzelheiten über die damaligen Vorgänge waren bisher spärlich vorhanden. Schon Brandstaeter bedauerte 1883, daß aktenmäßiges Material über diese für die Geschichte des Blindenwesens so wichtigen Ereignisse fast ganz fehle.[1]) Es ist das leicht erklärlich. Abgesehen von der Stiftungsurkunde vom 11. August 1806 wurden Schriftstücke, die Verwaltung der neuen Anstalt betreffend, erst vom Oktober 1806 an aktenmäßig gesammelt.

Von umso größerer Bedeutung ist es daher, daß wir heute in der Lage sind, an Hand authentischen Materials diese Lücke schließen zu können.

Das „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom 6. August 1806 berichtet über die Veranstaltungen, bei denen Haüy seinen Schüler Fournier vorführte. Wir erfahren, daß die erste Vorführung am 10. Juli in der Akademie der Wissenschaften und in der philomatischen Gesellschaft stattfand. Eine zweite, „zu welcher jeder freyen Zutritt hatte“, folgte am 12. Juli im Saale der Akademie. Am 13. gab Haüy Proben seiner Methode im Schloß Bellevue am Hofe des Prinzen Ferdinand, und am 14. Nachmittag 4 Uhr erfolgte dann

[1]) Blindenfreund: Jg. 1883, S. 98.

die bekannte Vorführung im Charlottenburger Schlosse. Das Blatt bringt weiter Auszüge aus einem Schreiben des Königs an Haüy und aus einem Danksagungsschreiben des letzteren an den König.

Weit wichtiger als diese Nachrichten über die äußeren Vorgänge sind aber die Urkunden, die uns zeigen, inwieweit Haüys geistige Anregungen der neuen Anstalt für ihren inneren Ausbau zugute kommen und in welchem Maße Haüys langjährige Erfahrungen grundlegend verwertet werden konnten. Zwei Schreiben Haüys an Zeune geben hierüber die wertvollsten Aufschlüsse. Das eine — 16 Seiten umfassend — konnte vor einigen Monaten durch Vermittlung Herrn Schulrates Matthies für das Steglitzer Museum sichergestellt werden, das andere ist schon seit Jahren im Besitz des Museums.

Nach der Vorführung im Charlottenburger Schlosse übermittelt Staatsrat Beyme am 22. Juli Haüy das oben erwähnte Schreiben des Königs und fügt gleichzeitig ein eigenes Schreiben hinzu, in dem er Haüy bittet, Zeune nähere Anweisungen zu geben. Dieser Brief ist uns in einer Abschrift, die Haüy Zeune zukommen läßt, erhalten. Schon am 26. Juli kommt Haüy dem Wunsche Beymes nach und legt eingehende Ausführungen für Zeune schriftlich nieder. Der Aufenthalt reicht aber nicht mehr aus, die Niederschrift zu beenden. Haüy verläßt Berlin und schickt das Schreiben am 4. August von Vogelsdorf bei Berlin an Zeune. Kaum drei Wochen später schreibt er am 22. August aus Königsberg und bittet Zeune, ihm nach Mitau Antwort zu geben. Am 9. September trifft Haüy in Petersburg ein.[2])

Beide Schreiben Haüys sind für die Entwicklung des Blindenwesens in Deutschland von so ausschlaggebender Bedeutung, daß es sich lohnt, sie in der Uebersetzung weiten Kreisen zugänglich zu machen. Leider konnten die zahlreich eingefügten Zeichnungen von Buchstaben, Zahlen und Noten für Blinde nicht mit dem Text vermittelt werden. Desgleichen mußten die schematisch dargestellten Hilfsmittel zum Lesen, Schreiben und Rechnen fortgelassen werden. Das machte nötig, den Text dieser Stellen entsprechend abzuändern. An einigen wenigen Stellen, wo Worte beim besten Willen nicht zu entziffern waren, mußte sinngemäß ergänzt werden. Wir lassen nun beide Briefe in der Uebersetzung von Frau Hedwig Schmidt folgen.

Berlin, Sonnabend, den 26. Juli 1806.

Herrn Professor Zeune,

Kleine Präsidentenstr. 1.

Hier übergebe ich Ihnen, mein lieber Freund, den versprochenen Brief des Herrn Staatsrates Beyme, den er mir gleichzeitig mit dem Schreiben und der Stiftung des Königs übersandte:

„Charlottenburg, den 22. Juli 1806.

Sehr geehrter Herr,

Der beigefügte Brief S. M. beweist Ihnen seine Anerkennung und sein Interesse für Ihre so nützlichen und wichtigen Gedanken. Ich habe Ihnen unendlich für Ihre Güte zu danken, daß Sie mir Ihre aus-

[2]) Skrebitzky, Valentin Hauy in Petersburg. 1884, S. 11.

gezeichneten Pläne für den Aufbau eines Institutes zu Gunsten der Blinden Berlins mitgeteilt haben. Der König, mein hoher Herr, dem ich heute morgen untertänigst Bericht erstattete, billigt Ihr Angebot, Herrn Zeune vor Ihrer Abreise alle die für seine weiteren Aufgaben wichtigen Details zu überlassen, mit ihm von St. Petersburg zu korrespondieren und nach Ihrer Rückkehr das Ergebnis seiner Arbeit zu prüfen. Ihr Zeugnis über seine Fähigkeit, ein solches verdienstvolles Werk zu übernehmen, ist so glänzend, daß ich Sie im Namen S. M. bitte, ihm Anweisungen geben zu wollen und ihn zu veranlassen, daß er mich besuche.

Ich bin mit größter Hochachtung

Ihr sehr ergebener und gehorsamster Diener

gez. Beyme."

Sie ersehen aus diesem Briefe, mein lieber Freund, die ganze Tragweite meiner und Ihrer Verpflichtungen. Lassen Sie uns unsere Bemühungen vereinigen als Antwort auf die große Güte und den Wunsch S. M., auf die Empfehlungen seines würdigen Ministers, auf die Erwartungen der Einwohner Berlins und besonders als Antwort auf die Hoffnung der Unglücklichen, die der Gegenstand Ihrer und meiner liebevollen Fürsorge sein werden.

Ich werde am Ende dieses Briefes einige allgemeine Ratschläge für Ihr Verhalten anfügen. Leben Sie wohl, lieben Sie Ihre Schüler wie Ihre Kinder, sie sind meine kleinen Enkel geworden. Lieben Sie also auch ihren Großvater. Haüy.

Nun wohl, mein lieber Freund, Sie stellen sich, wie auch einst ich, einer sehr großen Aufgabe zur Verfügung, indem Sie das ehrenvolle Amt annehmen, zu dem Ihnen, dank meiner Vorstellungen und dank der Empfehlungen des Herrn Rates Beyme, S. M. seine Einwilligung gibt.

1. Entreißen Sie alle Blinden dem harten und gefährlichen Laster des Müßigganges. Führen Sie sie wieder der Gesellschaft zu. Zeigen Sie ihnen die Umgangsformen, die sie bisher entbehrten. Veranlassen Sie dann wiederum die Gesellschaft, daß sie sie auf Grund der Erziehung als würdig anerkennt, und zeigen Sie ihr, daß sie nun nicht mehr die Laster eines ungebildeten Blinden zu ertragen habe. Das ist gleichzeitig ein Dienst an der von der Natur vernachlässigten Menschheit als auch am ganzen Menschengeschlecht.

2. Legen Sie eine Arbeit in die Hände der armen Blinden, eine zarte, leichte und lohnende Arbeit, damit sie darin die Vorteile erblicken, die sie dem Elend und der traurigen Verdienstquelle des Bettelns entreißen.

3. Gewähren Sie allen Blinden aus besseren Familien oder auch armen aber begabten Blinden den Genuß der Literatur, Wissenschaft und Kunst. Lassen Sie sie auch darin eine Verdienstmöglichkeit finden.

4. Und endlich gießen Sie über das Unglück, das im allgemeinen alle tragen: nämlich des Lichtes beraubt zu sein, und über jenes, an dem eine Menge noch besonders leidet: vom Glück verstoßen zu

sein, jenen milden Trost, welcher ihnen für den Rest des Lebens ihre traurige Lage erträglich macht.

Ihre ersten Schritte, die Sie in Ihrem Amte unternehmen werden, mein lieber Freund, werden von den Müßiggängern, jenen Leuten, die nichts zu tun wissen, und von den Spöttern kritisiert werden; lassen Sie sie reden. Gehen Sie Ihren Weg weiter und lassen Sie sich nicht beirren, wenn Sie am Anfang nicht immer Erfolg ernten.

Dann müssen Sie sich noch vor einer anderen Menschenart vorsehen, vor den Blinden selbst. Denken Sie, es wäre eine fremde Nation, die man kennen und behandeln lernen muß. Glauben Sie meiner 36jährigen Erfahrung auf diesem Gebiet!

Mit den Blinden läßt es sich im allgemeinen schwer leben. Diese Charaktereigentümlichkeit kommt nicht aus ihnen heraus, sondern von den Sehenden, die sie seit ihrer zartesten Jugend umgeben.

Es ist ein Blinder, sagt man, und weiß nichts mit ihm anzufangen. Man läßt ihn stehen, oder wenn sich ihm einer nähert, so ist es nur, um ihn zu täuschen und um sich selbst zu amüsieren. Ein unglückseliges Kind wird ihm ein heißes Eisen in die Hand reichen, ein anderes führt ihn angeblich zu einem Graben; letzteres verkündet ihm eine vorgetäuschte Gefahr, ersteres läßt ihn einem wirklichen Unglück unterliegen. Daher jenes Mißtrauen, das sie so argwöhnisch macht, bis sich ihnen ein wahrer Menschenfreund naht.

Einige Blinde werden Ihnen ohne fremde Anregung Steine in den Weg legen; das sind die, welche (übrigens sehr häufig) versucht haben, sich durch Vorlesenlassen von der Unwissenheit zu befreien und die nun alle Unterweisung durch Tasten verabscheuen, besonders da im vorgeschrittenen Alter oder bei Späterblindeten die Ungeschicklichkeit groß und wenig oder gar kein Tastgefühl vorhanden ist. Das ist eine Art von Landplage in den Anstalten von Paris geworden, wo sie die anderen ebenso stören und entmutigen als ihre Faulheit begünstigen. Ohne Zweifel ist es für die Sehenden sehr nützlich, sich durch Unterhaltung oder Zuhören Kenntnisse zu erwerben. Aber das befreit doch nicht vom eigenen Lesen, Wiederlesen, Befragen von Werken, sie zu zergliedern, zu kommentieren, selbst neue Werke zu verfassen, sie zu schreiben und mit eigener Hand zu korrigieren. Wo wären sonst Literatur, Künste und Wissenschaften, wenn jene, die sie unter uns pflegen, sich die Augen mit einer Binde der Zufriedenheit bedecken wollten, weil andere für sie lesen oder die Früchte ihres Geistes und ihrer Beobachtungen niederschrieben? Man muß daher große Sorgfalt darauf verwenden, daß die Blinden lesen, schreiben und drucken lernen, damit sie methodisch durch die Lektüre die Elemente der Sprache, Kunst und Wissenschaften sich aneignen können; daß sie abzuschreiben vermögen, Auszüge machen, entwerfen, korrigieren, kommentieren können genau wie wir Sehenden.

Seien Sie geduldig, mein lieber Freund, haben Sie viel Mut und Ausdauer und Sie werden Erfolg ernten. Sie haben einen guten König, gute Minister, gute Zeitgenossen. Ihr Weg liegt zwischen den

Anstalten in Paris und St. Petersburg. Sie sind jung. Ich habe alle die ersten Fehler gemacht, habe Lehrgeld gezahlt aus Unerfahrenheit auf einem neuen Gebiet. Ich habe nur im Groben gearbeitet. Sie können, was sage ich, Sie müssen vervollkommnen. Machen Sie es besser als ich: ich bin weit davon entfernt, neidisch zu sein oder Sie zu hassen, ich werde Sie bewundern. Ich bin der Vater einer zahlreichen, angenommenen Familie, liebkosen Sie meine Kinder, kleiden, ernähren und trösten Sie sie; und Sie werden mir Freude bereiten.

Erinnern Sie sich an meine Abreise, Sonntag, den 3. August 1806. Ich hinterließ Ihnen Modelle und Beschreibungen von fünf wichtigen Lehrmitteln.

1. Schreibtafeln zum Gebrauch für Blinde, deren Größe Sie bestimmen werden nach dem Papier, das Sie wählen wollen.

2. Modelle und Größenangabe einer Platte oder einer Tafel in der Dicke des Stieles der vier Buchstaben, die Sie haben.

3. Modell und Größenangabe einer Platte oder einer länglichen Tafel für das Rechnen mit Brüchen mit Hilfe kleiner Kupferstücke und horizontal eingebohrter Löcher für die Bruchstriche, in derselben Dicke wie die vorherige Tafel.

4. Nachbildung und ungefähre Größenangabe auf der Rückseite der vorhergehenden Tafel für einen Rechenkasten, in welchem jede der 10 Zahlen von 1—0 von unten nach oben in je drei Reihen aufgesteckt werden kann. Daneben Kassetten, die zur Aufnahme der Nenner, Zähler und sonstiger Rechenzeichen dienen.[3])

Ferner ein kleines Pappmodell ohne jedes Größenverhältnis, welches aus drei Teilen bestehend eine Kassette, ihre Stütze und ihren Deckel darstellt.

5. Und endlich ein Plan eines gemeinsamen Arbeitszimmers.

Der Handwerker scheint alle Pläne verstanden zu haben. Schicken Sie sie ihm zu ihrer Ausführung wieder zu, aber erst dann, wenn Sie ganz sicher sind, daß er auch imstande ist, sie Ihnen liefern zu können.

Besondere Ratschläge des Herrn Haüy, dem Begründer der Unterrichtsmethode an Blinden und der ersten zu ihren Gunsten in Europa gegründeten Anstalten, an Herrn Professor Zeune, der von S. M., dem König beauftragt wurde, ein Institut in Berlin zu errichten und Wege zu einem erfolgreichen Ergebnis.

Nachdem Sie dem Staat einen Kostenanschlag über Ausgaben und Einnahmen zu Händen des Rates Beyme gegeben haben, fangen Sie an, mein guter Freund, beginnen Sie, ich beschwöre Sie, ohne den Beschluß des Königs abzuwarten, der dem Unternehmen gewisse Fonds zur Verfügung stellen wird. Machen Sie es wie ich: opfern

---

[3]) Die etwas abgeänderten Rechenkästen sind abgebildet in: Knie, Versuch über den Unterricht der Blinden. 1820. Tafel 6. Ebenso in: Mell, Handbuch S. 626. Vergleiche ferner: Hauy, Essai 1786, S. 72 ff.

Sie etwas von Ihrem Taschengeld, eines Tages wird es Ihnen zurückvergolten.

Sie wissen, daß die Anstalt einerseits für arme Blinde bestimmt ist, aber auch für Kinder aus wohlhabenden Familien in Frage kommt, und daß Sie sie nicht nur in ihrer Jugend unterrichten sollen, sondern auch nach vollendeter Ausbildung ihre Arbeiten überwachen müssen. Man kann nicht behaupten, daß die Blinden auf Grund ihrer Begabung mit den Sehenden konkurieren können. Diese würden sie schlecht aufnehmen, ihnen durch Eifersucht schaden und sie nicht mit Augen der Menschenfreundlichkeit betrachten. Selten würden die Blinden innerhalb der Gesellschaft gesondert beschäftigt werden können. Das Beste ist es, sie zusammen zu unterrichten in einem großen Gebäude zwischen eigenen luftigen Höfen und Gärten und sie auch zusammen zu beschäftigen. Ich nehme an, Sie haben ein solches Grundstück erhalten. Lassen Sie sich täglich wenigstens vier blinde Kinder kommen und widmen Sie ihnen wenigstens drei bis vier Stunden. Vielleicht haben Sie das Glück, unter ihnen ein geschicktes Kind herauszufinden, das Ihnen in 2, 3 und auch 4 Arbeitsgruppen helfend zur Seite stehen kann, wenn es gilt, schnell ein Modell in jedem der vier Arbeitsgebiete herumzureichen. Diese vier Arbeitsgebiete sind, wie Sie wissen, 1. Handarbeiten, 2. alle Unterrichtsfächer, 3. Druckerei und 4. Musik. Ich führe sie hier nach ihrer Nützlichkeit geordnet auf.

1. Handarbeiten.

Wenden Sie Ihr besonderes Augenmerk jenen Handarbeiten zu, die eine geringe Zahl von regelmäßigen, wiederkehrenden Bewegungen erfordern. Lassen Sie die Blinden filieren und stricken, mit großen und kleinen Nadeln, auch Knaben sollen das tun. Ich nehme an, daß Sie die Mädchen in einem besonderen Teil des Gebäudes für sich unter der Aufsicht einer sehenden Frau unterbringen werden. Lassen Sie groß- und kleinmaschige Netze filieren, lassen Sie Stroh flechten, Stuhlsitze aus Binsen oder anderem Material und Matten aus Stroh flechten etc. Lassen Sie Gurte und breite Bänder herstellen, Körbe flechten, Flechtarbeiten oder andere grobe Gewebe aus Weiden, Binsen und dergleichen herstellen. Ein halbes Dutzend Arbeiten habe ich hier aufgeführt. Das genügt bei weitem für den Anfang der Beschäftigung, um allmählich die Gewöhnung und die Liebe zur Arbeit zu erwecken. Von den anderen Arbeiten schreibe ich Ihnen aus St. Petersburg.

Versuchen Sie in Berlin zwei oder drei edelgesinnte und geduldige Damen zu finden, (was Ihnen nicht schwer fallen wird) die sich gern der Unterrichtsarbeit im Stricken und Filieren mit blinden Kindern eine Stunde pro Tag unterziehen würden. Suchen Sie auch in gleicherweise jemanden für die übrigen Arbeitsgebiete, die ich oben angab, aufzutreiben.

Sie fangen mit Handarbeiten an, weil die größte Volksklasse darin ihren Erwerb findet. Sichern Sie sich gegen die Einwendung,

daß diese Arbeit nur geringen Lohn abwirft und daß man durch Betteln mehr verdiene. Denken Sie daran, daß, wenn Ihr Unterfangen erfolgreich ist, was ich nicht bezweifle, Sie eines Tages die Wohltaten der Blindenarbeit denen beweisen können, die es auf den ersten Blick für eine Grausamkeit hielten, von den Blinden Arbeit zu fordern.

2. Unterrichtsfächer.

Unter „des lettres" verstehen wir immer Lektüre, Schrift, Grammatik, Sprachen, Geographie, Geschichte, Mathematik nebst Algebra und Arithmetik, Sittenlehre und Religion. Indem ich annehme, daß Sie vom Pariser Schriftgießer Vafflard Buchstaben erhalten haben, wünschte ich, daß Sie von einem Graveur oder Drucker eine Serie von den stärksten lateinischen Buchstaben haben könnten, die in der Dicke den drei Buchstaben h, m, t, die ich Ihnen hinterließ, ähnlich sind, ferner daß man Ihnen die 25 großen und kleinen Buchstaben, sowie Zahlen und Satzzeichen derselben Art gäbe. Sie müssen dann Ihre Buchstaben ä, ö, ü hinzufügen. Sie können auch, der Größe und den Formen der untenangegebenen folgend, diese von einem Schriftmeister schreiben lassen oder selbst bilden, dann mit einem Material umkleiden, das sie als Relief hervortreten läßt. Dann lassen Sie davon eine Gußform anfertigen, um Gips- oder Zinnabdrücke machen zu können. Diese befestigen Sie auf kleinen Holzbrettchen von gleicher Länge und Breite wie jene, die die Typen tragen, die ich gewöhnlich im ersten Unterricht verwende, jedoch etwas kürzer und schwächer. Man müßte Ihnen, ich nehme 6 „e", 5 „s", 4 „i" etc. an, vom ganzen Rest des Alphabetes je nachdem, 2—4 Typen machen. Dann lassen Sie die Buchstaben von den Kindern betasten, damit sie die Formen kennen lernen, und dann beginnen Sie Wörter und Sätze zu bilden, indem Sie die Buchstaben aneinanderreihen. Ich an Ihrer Stelle würde mir die Arbeit machen und die Buchstaben auf einen wenig glatten Karton schreiben, sie ausschneiden und auf kleine Platten mit Gummi arabicum kleben. Ich würde heute 1, morgen 2, dann 3 etc. auf diese Weise herstellen, und so wüchse mein Vorrat immer weiter. Diese fertigen Buchstaben werden ganz einfach auf eine Tafel aufgereiht und da von zwei Rillenleisten, die an der Tafel befestigt sind, oben und unten gehalten.

Dieselbe Größe müßten die Brettchen mit den Zahlen haben, um sie beim Rechnen ebenso in Reih und Glied aufreihen zu können. Ferner brauchen Sie Formen mit horizontalen Relieflinien. Von da bis zur Darstellung der Notentypen aus Brettchen mit aufgeklebtem Karton ist nur noch ein Schritt, und somit könnte man den Blinden die Elemente auch dieser Kunst lehren. Diese Figuren genügen für den Anfang. Man sieht, daß, wenn man die Notenfiguren mit Ausnahme derer, wo der Notenkopf auf der Mittellinie steht, auf den Kopf stellt, zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen werden. Z. B. ergibt ein „sol" dann umgedreht ein „re".

Und endlich nach demselben Prinzip, nämlich ein leichtes Relief

auf eine Figur zu kleben, nehmen Sie sich eine Karte mit den beiden Erdhälften, Europa, Deutschland oder auch Preußen vor, zeichnen die Grenzen, die Flüsse etc., und Sie haben ein Geographiehilfsmittel.

Nehmen wir nun an, Sie haben die Schriftzeichen heute erhalten, übermorgen schon schreiten Ihre Schüler mit großen Schritten vorwärts.

Die Grundsätze für das Erlernen des Rechnens, Lesens, der Musik, der Geographie sind dieselben wie bei den Sehenden. Hier ist der Moment gegeben, sehende Kinder gleichzeitig mitzuunterrichten. Sie werden Ihnen behilflich sein, die Erziehung zu einer gegenseitigen zu gestalten, immer einer dem andern vorwärtshelfend und alle gemeinsam nach einem Ziele strebend.

Abschweifungen auf das Gebiet der Schrift.

Ich beeile mich, Ihnen zwei Glasschreibgriffel zu übersenden, in der Erwartung, daß Sie ebensolche oder Griffel aus Stahl anfertigen lassen werden. Gehen Sie planmäßig im Unterrichten aller Künste und Wissenschaften vor, mein guter Freund, schreiten Sie immer vom Leichtesten zum Schweren, vom Einfachen zum Komplizierten. Auf einem kleinen Holzbrettchen, ungefähr ein Fuß hoch und acht Zoll breit, lassen Sie oben die unten aufgeführten Figuren in derselben Größe einschneiden. Dann geben Sie dem blinden Kinde den Griffel in die drei Finger der rechten Hand und üben fortgesetzt, nach den Regeln der Sehenden, die Bewegung der Griffelspitze auf der Senkrechten, von unten nach oben und wieder zurück. Dann gehen Sie zur zweiten Figur über und lassen da lange Zeit an der Wagerechten die horizontalen Bewegungen üben. Wenn der Schüler diese Bewegung allein gut ausführen kann, leiten Sie ihn bei dem Einprägen der dritten Figur, einem Rechteck; dann bei der vierten Figur, die ein Oval, und schließlich bei der fünften Figur, die eine Art gedruckter 8 darstellt. Diese fünf Uebungen haben den Zweck, die Finger des blinden Schreibers zu üben. Auf den Rest der Tafel lassen Sie dann Buchstaben ausschnitzen, in der von mir angegebenen Größe der drei Buchstaben, die ich Ihnen als Anfangsfiguren überließ; sie ordnen sie dann nach der Schwierigkeit.

Anstatt diese Tafel in Holz ausführen zu lassen, kaufen Sie sich eine aus Kupfer und bitten Herrn Baron von Haller, der mir schon soviel Gutes erwiesen hat, die Figuren für Sie in Talerbreite ätzen zu lassen. Der Schüler muß daran gewöhnt werden, einigemale die geätzte Form mit der Griffelspitze nachzufahren. Dann kann er auf stärkerem Papier, unter dem 5—6 alte beschriebene Blätter als Polster liegen, dasselbe nochmal tun. Darauf läßt man sofort die Hinterseite des so beschriebenen Blattes vom Schüler betasten, damit er prüfen kann, ob er die Form gut oder schlecht geschrieben hat. Später, wenn Sie die gegossenen Buchstaben aus Paris haben werden, müssen die Schüler erst oft darübertasten, und sie dann nachzuahmen versuchen, denn es ist nötig, daß die Schrift der Blinden vollkommen dem gegossenen Buchstaben Vafflards gleiche.

3. Vom Druck.

Wenn Sie, wie ich schon weiter oben ausführte, mehrere Buchstaben von gleicher Art anfertigen lassen wollen, nehmen Sie sich einen Setzkasten und ordnen Sie sie darin ein, damit die Blinden sich daran gewöhnen, sie beim Zusammensetzen eines Wortes gleich zu finden. Das wäre schon eine Errungenschaft fürs Drucken. Dann, sobald als S. M. Mittel zur Verfügung gestellt haben wird, kaufen Sie sofort zwei Pressen in Berlin und wenigstens vier Sorten von Buchstaben, die Ihnen die Möglichkeit geben, Geschäftsformulare zu drucken, wie Rechnungen, Rundschreiben, Quittungen, Plakate, Annoncen etc.

Zögern Sie nicht, sich selbst alle Kenntnisse, die ein guter Druckereifaktor besitzen muß, anzueignen. Und wenn Ihnen unvermutet eine Arbeit angeboten wird, nehmen Sie sie an, und lassen Sie diese provisorisch von einem Schriftsetzer und zwei Presselehrlingen ausführen. Halten Sie Ihre blinden Schriftsetzer und Druckereilehrlinge zu abwechselndem Dienst an. Sobald Sie die Reliefbuchstaben aus Paris haben werden und diese im Setzkasten eingeordnet sind, und Sie können dann einen Druckauftrag bekommen, z. B. eine Bittschrift, so lassen Sie diese von einem jungen Sehenden einem Blinden diktieren, der es sich auf seiner Tafel zusammensetzt, während ein anderer blinder Schriftsetzer das Gesetzte mit der linken Hand (nachdem Sie alle Fehler verbessert haben) nachlesend, dasselbe in seinem Setzkasten mit richtigen Drucktypen setzt. Der Druckereifaktor bringt es dann sofort in Form, und zwei Blinde beginnen unter Ihrer Aufsicht mit dem Abzug. Bedenken Sie nochmals, daß in jeder Pariser Anstalt zwei oder drei Pressen von Blinden bedient werden, die ihren Arbeitern und dem Unternehmen Gutes einbringen.

4. Von der Musik.

Erwarten Sie die Musikschrifttypen, die aus Paris kommen sollen. Ich habe Ihnen schon weiter oben ein Mittel zur Herstellung von Reliefnoten gezeigt und auch die notwendigen Typen, um den Blinden die ersten Elemente der Musik zu lehren. Ihre Musiker werden leicht die anderen nötigen Figuren dazu liefern. Beachten Sie, daß auch die Blinden Musik lesen sollen, daß sie eine Melodie vom Papier ablesen lernen müssen. Vor meiner Zeit pfiff man ihnen wie den Kanarienvögeln und Hänflingen die Weisen vor, auch heute tut man es leider noch hier und da. Aber das ist ein Fehler und steht im Gegensatz zum Erfolg des Unterrichtes an Blinden. Nach meiner Rückkehr aus St. Petersburg müßte einer Ihrer Komponisten, Haydn z. B., ein Stück komponieren, von welchem jeder Ihrer jungen Blinden seine Partie in Relief druckt. Jeder lerne dann seinen Part allein in seinem Zimmer auswendig. Beim Glockenzeichen nach genügender Einübezeit vereinigen sich alle im Saal und spielen unter Führung der 1. Violine das Stück zusammen. Ich schlage Ihnen hiermit keinen Versuch vor, etwa ein neues und noch nicht erprobtes

Experiment; was ich Ihnen hier vorschlage, tat ich schon in Frankreich und werde es auch in St. Petersburg tun.

Von öffentlichen Veranstaltungen oder Arbeitsvorführungen.

Zeigen Sie nichts, auch nicht den Mitgliedern der Regierung, bevor Sie nicht alle Lehrmittel haben. Sie würden einen zu schwachen Erfolg ernten. Aber einen Monat nach dem Empfang der Sachen aus Paris und nach der Anfertigung aller in Berlin zu erhaltenden Gegenstände, widmen Sie dem Herrn Rat Beyme und sonstigen dem Könige nahestehenden Personen Ihre ersten Versuche, weil nur sie allein einer Einsicht in Ihre Arbeit würdig sind. Bereiten Sie eine Séance für die Königin vor, welcher ich beiwohnen möchte, um Ihnen zu helfen, ein dem wohlwollenden Herzen dieser guten Herrscherin würdiges Schauspiel zu arrangieren. Nun, mein lieber Freund, haben Sie für wenigstens 6 Monate Arbeit ohne mich. Ich gebe Ihnen noch vor Ablauf dieser Zeit weitere Anweisungen. Wenden Sie sich bei Schwierigkeiten an mich.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Haüy.

Vogelsdorf, 3 Meilen von Berlin, Montag, den 4. Aug. 1806.

Ich füge noch einen Brief für den Schriftgießer Vafflard in Paris bei. Sie geben ihn bitte zur Post, sobald man ihm mit Unterstützung eines Bankiers einen Fond oder auch andere sichere und geeignete Mittel zur Verfügung stellen wird. Da ich nicht weiß, welche Summe bewilligt wird, empfehle ich ihm, entsprechende Mengen anzufertigen. Er richtet sich nach dem, was er an Geldmitteln erhält, und Sie setzen dann den Preis fest.

Herrn Professor Zeune, Blindenanstaltsdirektor in Berlin, Kleine Präsidentenstr. 1.

Königsberg, Freitag, den 22. August 1806.

Ja, mein lieber Sohn, ich habe mich entschlossen, Sie immer mit diesem trauten Namen zu bedenken, da ich fühle, daß Sie sich dessen würdig erweisen. Zeigen Sie es im Verkehr mit den Blinden, betrachten Sie die Kleinen als Ihre Kinder, die Großen als Ihre Freunde. Tun Sie es, indem Sie alle Ihre Sorgen darauf konzentrieren, sie dem Müßiggang zu entreißen, sie zu unterrichten, sie glücklich zu machen. Loben Sie mich nicht länger, mein lieber Sohn, geben Sie meine Verteidigung gegen meine Gegner auf.[4]) Denken Sie, daß meine Feinde meine Freunde geworden sind, seit sie schuld sind an dem Genuß, den ich in Ihrer Stadt, an Ihrem Hofe haben durfte, an dem Behagen, das ich hier auskoste und endlich an der Nutznießung, die mich noch erwartet...., daß ich selbst vor diesen meinen glücklichen Stunden allen denen, die mich gequält haben, nichts Böses nachtrug. Die Mühen sind notwendig, sie führen zur Tugend.

[4]) Wie sich Zeune für Hauy einsetzte, geht aus seinen Arbeiten „Ueber Blindenunterricht" in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift" 1808 hervor. Beide sind abgedruckt im Blindenfreund, Jg. 1904, S. 102 ff.

Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Personen ins Gedächtnis zurückrufen, die mich mit ihrer Beachtung in Berlin beehrten. Ich bitte Sie heute nochmals darum: Sagen Sie ihnen wieder, wie stark ihre Güte, die sie mir und meiner Familie erwiesen haben, noch in meinem Gedächtnis wohnt, und daß sie noch heute das Gesprächsthema unserer Briefe ist. Ich habe mir vorgenommen, an mehrere ehrenwerte Persönlichkeiten zu schreiben. Sprechen Sie den Damen meine vorzügliche Hochachtung aus; die Versicherung unserer Wertschätzung, unserer Hochachtung und unserer Freundschaft besonders denen, die uns diese Gefühle einflößten. Ich gebe Ihnen hier eine Aufstellung der Namen, die ich Sie bitte, genau durchzusehen, da ich trotz aller Vorsicht die ich auf die alphabetische Reihenfolge verwandte, vielleicht doch jemanden vergessen haben könnte. Wollen Sie ihn dann bitte noch einfügen. Die Herren Akademiker eröffnen selbstverständlich die Liste, dann folgt sofort Herr Rat Beyme, Frl. Bocquet, Frau Marquise de Brun und Herr Graf Dumontier, an den Sie sich mit der Bitte um Arbeiten wenden dürfen, Herr Delbrück, der gern unsere Huldigungen dem ganzen Hof übermitteln wird, der gute Herr Demechel, Herr Friedländer, der Dr. Grapengießer, der Rat Hermann, Herr Kammerherr von Humboldt, Herr Jahn, Herr Baron von Krudner als russischer Geschäftsträger, der Gesandte von Frankreich sowie die beiden Legationssekretäre, der portugiesische Gesandte, den Sie selbst sprechen können und der Ihnen sein interessantes Kind zum Unterricht überlassen kann, Herr Baron von Haller . . . . . (es folgen noch weitere Namen, die sehr undeutlich geschrieben sind und noch nicht genau bestimmt werden konnten).

Lassen Sie sich nicht dadurch entmutigen, daß der König auf Ihre Bitte zuerst nur eine kleine Summe stiftete. Verdoppeln Sie Ihre Anstrengungen, um das zu verdienen, was S. M. dieser Gabe nachfolgen lassen wird. Ich habe diese Steigerung auch seitens meiner Regierung erfahren. Das ist wenig; aber es ist wichtig unter den kritischen Zeitumständen. Ich finde Sie gut behandelt. Ich ermahne Sie sogar, wenn Sie können, zu Ihrem eigenen Vergnügen kleine Vorschüsse zu leisten, eines Tages finden Sie sie schon wieder. Verwenden Sie nicht alle 800 Taler für die Pariser Buchstaben. Denken Sie daran, daß, um sich ihrer zu bedienen, einige andere Lehrmittel wie Tafeln, Presse noch nötig sind. Daß Sie auch noch einige Schwarzdruckbuchstaben für den Gebrauch der Sehenden benötigen, um durch das Drucken etwas Geld zu verdienen. Wenn es möglich ist, lassen Sie sich durch wohltätige Menschen helfen, aber ohne Aufsehen und ohne den Ruf irgendwie zu verletzen.

Gründen Sie schnellstens auch eine Erziehungsanstalt für sehende Kinder, deren Eltern Ihnen gutes Pensionsgeld zahlen. Unterrichten Sie diese Kinder mit Ihren 4 Blinden zusammen, sie werden sich gegenseitig beistehen. Ja, mein lieber Freund, verheiraten Sie sich: folgen Sie den Gesetzen der Natur und des

Schöpfers. Ein Weib ist der beste Freund, es wird Ihnen bei Ihrer Arbeit helfen und mit Ihnen die Hindernisse überwinden.

Ich konnte Ihnen nicht eher antworten, mein lieber Freund. Die Einwohner Königsbergs wetteifern mit denen Berlins. Sie überschütten uns mit Güte. Ich habe hier 4 Blinde gefunden, von denen die ersten 3 schon gemachte Männer und gut gebildet sind und mich sehr entzücken; es sind dies die Herren Baczko, von Golz und Corsepius. Ich habe drei ausgezeichnete Vorführungen veranstaltet, bei denen sie mir geholfen haben, und bei denen sie selbst Talente zeigten, die sie nicht mir verdanken. Sie haben unter sich den Plan erwogen, eine kleine Anstalt für Blinde zu gründen, um durch Unterricht nach meiner Methode ihren jungen unglücklichen Kameraden zu helfen. Sie wollen bei Vafflard Buchstaben bestellen. Ein protestantischer Geistlicher soll ihnen eine kleine Summe von einer Wohltäterin verschaffen. Wie uns das alles zugute kommt! Leben Sie wohl, mein Sohn. Ich reise nach Memel und Mitau. Sie könnten mir vielleicht nach dem letzten Ort schreiben, und ich bitte Sie darum. Meine ganze sehende und blinde Familie grüßt Sie. Und ich bin Ihr zärtlicher Vater Haüy.

*

Erziehung zu guter Lebensform

Unter den vom 3. Blindenwohlfahrtskongreß zu Nürnberg angenommenen Anträgen befindet sich auch der von mir eingebrachte und vom Deutschen Blindenlehrerverein gestützte Antrag:

> „Der 3. Blindenwohlfahrtskongreß empfiehlt den Blindenanstalten, noch mehr als bisher in geeigneter Weise lebenswirklich und nachdrücklich zu guter Lebensform zu erziehen, damit dem Blinden auch gesellschaftlich der Platz in der öffentlichen Wertschätzung gesichert werde!“

Merwürdigerweise ist im Kongreßbericht der „Verein der blinden Akademiker Deutschlands“ als Träger dieses Antrages bezeichnet. Sollen die blinden Akademiker Deutschlands sich seiner annehmen? Ich habe nichts dagegen. Daß ihm entsprochen werden muß, halte ich nach wie vor für dringend erforderlich. Ich gebe zu, daß dabei verschiedene Wege eingeschlagen werden können; aber nur der Weg kann zum Erfolge führen, der planmäßig, zielbewußt und energisch begonnen und beendigt wird.

Diese Ausführungen wollen das Thema über die „Erziehung zu guter Lebensform“ nicht erschöpfen; sie wollen nur eine Aussprache darüber in die Wege leiten, und ich bitte die Leser des Blindenfreundes, sich über das Für und Wider und über das Wie ausführlich zu äußern. Ein sachlich begründetes Wider kann meiner Meinung nach nicht vorgebracht werden; die Gründe aber, welche für nachdrücklichere Erziehung zu guter Lebensform sprechen, kann und will ich bei einer öffentlichen Besprechung nicht bis ins einzelnste dar-

legen und mit Beispielen belegen, um keine Verstimmung hervorzurufen. Man kann nicht gute Lebensform voraussetzen oder verlangen, wenn die Erziehung nicht entsprechend Wert darauf legte, und wen die Erziehung nicht entsprechend betreute, der kann für ihre Unterlassungen nicht verantwortlich gemacht werden, zumal dann nicht, wenn es ihm unmöglich ist, sich selbst zu korrigieren. —

Die Erziehung zur guten Lebensform hat ein doppeltes Ziel:

1. hat sie für die äußeren Formen und Gepflogenheiten des Umgangs in Anstalt, Familie und Gesellschaft geschickt zu machen, also die äußeren „Umgangsformen" zu lehren und dadurch zum sogenannten „guten Ton" zu führen und
2. hat sie die rechte Einstellung zum eigenen Ich, zum Mitmenschen, zu Vorgängen und Entwicklungen in Familie, Beruf und öffentlichem Leben zu begründen, also Lebenskenntnis und -verständnis zu wecken, anders ausgedrückt: „Lebenskunde" zu treiben.

Die Erziehung zu guter Lebensform vereinigt in sich mithin Unterweisungen in Umgangsformen und in Lebenskunde.

Schon für den normalen Menschen ist gute Lebensform eine Notwendigkeit. Sie gehört, wenn ich so sagen darf, „zum täglichen Brot". Jeder von uns erfährt es, daß gute gesellschaftliche Umgangsformen und zuversichtliche, vorurteilsfreie Lebensauffassung unentbehrlich sind, den Verkehr von Mensch zu Mensch freundlich, liebenswürdig und reibungslos zu gestalten und die Widrigkeiten des Lebens zu ertragen. Sympathie und Achtung, lebenswichtige Anschlüsse und Vorteile, werden damit gewonnen und mit ihnen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Halt. Wem es glückte, beides zu gewinnen, der nur kann sich in seiner Haut wohl fühlen und immer wieder zurechtfinden im Leben. Der lebensgewandte Mensch findet eher und müheloser offene Türen und Herzen als der, der an seiner ungeschliffenen „Eigenart" festhält, und wir gehen mit liebenswürdigen, formgewandten Menschen lieber um als mit solchen, von denen wir sagen müssen, daß sie sich nicht zu benehmen wüßten, daß sie grobe, ungehobelte Klötze seien.

Was für die gesellschaftliche Erziehung der Sehenden gilt, gilt für die der Blinden in besonderem Maße. Wohl weiß ich, daß und wie die Blindenanstalten immer bemüht waren, ihre Insassen nicht nur beruflich, sondern auch gesellschaftlich zu erziehen, soweit Hausordnung, Unterricht und Anstaltston das bedingten, und jeder einzelne von uns wird erforderliche Hinweise in dieser Richtung gegeben und auf deren Beachtung gesehen haben. Aber gelegentliche Unterweisungen genügen nicht! Planmäßiger Aufbau, anschauliche, auf rastlose Selbsttätigkeit gegründete Lehrweise und gründliche Wiederholung und Uebung sind erforderlich. Nur so und wenn unnachsichtlich auf

Anwendung der gelehrten Lebensform gehalten wird, kann sie dem heranwachsenden Blinden zur Gewohnheit werden. Das aber ist erforderlich.

Die gesellschaftliche Erziehung, die durchaus kein nebensächlicher Teil der Erziehung fürs praktische Leben ist, kam bisher nicht zur vollen Auswirkung. Darin läßt sich noch mehr tun und erreichen und es muß noch mehr darin getan werden. Davon sollte man sich durch Bedenken nebensächlicher Art nicht abbringen lassen. Die gesellschaftliche Erziehung ist an sich und in ihren Auswirkungen ganz bedeutend höher zu werten, als es im allgemeinen gang und gäbe zu sein scheint. Sie ist mitbestimmend und steht mit in erster Reihe, wenn es gilt, „den Blinden den Platz in der öffentlichen Wertschätzung zu sichern". So drückte Dr. Bauer sich auf der Nürnberger Tagung aus. Wenn das allseitig geschähe, wenn darin nichts zu erinnern wäre, hätte Dr. Bauer nicht so eindringlich und beredt von der Erziehung zur Selbstdisziplin, zur Einsamkeit und zur seelischen Stärke gesprochen, und Kollege Scheffler hätte in seinem Vortrage nicht die Forderung zu unterstreichen brauchen, daß das Benehmen des Blinden dem des Sehenden anzupassen sei. Professor Dr. Schultz sagt in seinem Vortrage „Die Belange der blinden Geistesarbeiter" ganz allgemein: „Nur das sei hinsichtlich der Schulung hier noch angedeutet, daß sie sich in Marburg wie auch in allen Blindenanstalten in jedem Lebensalter auch auf das savoir vivre erstrecken muß. Der Blinde muß lernen, sich in Haltung, Kleidung und Benehmen nicht von den Sehenden zu unterscheiden; er soll nicht durch irgendwelche Mängel dieser Art unangenehm auffallen, eine Forderung, die insbesondere mit Rücksicht auf die spätere Berufsausbildung unbedingt erforderlich ist." — Fräulein Hölters führt in ihrem Vortrage „Die Not der blinden Frau und Vorschläge zur Abhilfe" u. a. folgendes aus: „Unbedingt muß in den Anstalten ganz besonders Gewicht darauf gelegt werden, daß die jungen Mädchen in Gang und Haltung, in Gebärde, Bewegung und Benehmen sich in nichts von den Sehenden unterscheiden. Ohne der dem weiblichen Geschlechte übel nachgeredeten Eitelkeit oder Gefallsucht Vorschub zu leisten, muß man die Mädchen dazu erziehen, Wert auf ihre äußere Erscheinung zu legen, die erforderliche Sorgfalt auf Frisur und Kleidung zu verwenden. Vor allem auch müssen sie lernen, sich bei Tisch gut zu benehmen. ..., Wir müssen wirklich lernen, uns so zu benehmen, daß jeder Sehende gern mit uns beisammensitzt, auch bei Tische." Was Frl. Hölters für junge Mädchen wünscht, hat Allgemeingeltung für die gesellschaftliche Erziehung der Blinden. — Direktor Schaidler empfiehlt in seinem Vortrag „Die Erziehung des Blinden für das Leben" „eigene Anstandskurse" und sagt u. a.: „Kenntnis und Verständnis der Welt, in die sie eintreten, sollen wir unseren Zöglingen als Erbteil von der Anstalt ins Leben

mitgeben. Doch wichtiger als dieses ist, die Zöglinge auch auf das Leben einzuüben, daß sie später in der Welt, und zwar in jeder Lage sich zurechtfinden, sich zu behaupten und durchzusetzen vermögen." — „Schon die Schüler sind im Umgang mit ihresgleichen an Rücksicht zu gewöhnen! Das ist die erste Stufe des wahren Anstandes; von hier aus können wir dann versuchen, unsere Zöglinge allmählich weiter aufwärts zu führen, ihren Sinn auch für Schönheit im Umgang zu entwickeln und zu pflegen."

Diese Stimmen wollen wir doch nicht unbeachtet und unbefolgt verklingen lassen!

Es muß den Blindenerzieher verdrießen und nachdenklich stimmen, wenn Blinde von Außenstehenden noch heutigentags vielfach von vornherein als Menschen zweiten Grades angesehen werden, die sich in der Welt der Sehenden nicht zurechtfinden. Lebensungeschicklichkeit und -fremdheit einzelner werden fast immer verallgemeinert.

Es wird auch zu wenig bedacht, daß sich der Blinde infolge des fehlenden Augenlichts und der dadurch bedingten starken Behinderung nicht selbst zur gefälligen gesellschaftlichen Form erziehen oder darin vervollkommnen und erhalten kann; sein Körper kann sich auch von einer gewissen Starrheit selbst nicht lösen, da die Beobachtung durch das Auge fortfällt. —

So notwendig es ist, die Blinden zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu führen, so erforderlich ist es auch, sie gesellschaftlich selbständig zu machen. Geschieht das nicht, so sind sie nur halb für das Leben erzogen; denn in der Gesellschaft der Sehenden fühlen sie sich fremd, unsicher und befangen. Das aber macht den einen still, verzagt und verschlossen, den anderen zum verbissenen Verächter und Bekämpfer von Sitte und Ordnung. —

Gute Lebensform bildet neben tüchtiger Arbeitsleistung eine nicht zu unterschätzende Grundlage zur Erwerbung des Lebensunterhalts.

Gute Lebensform ist nicht nur für den privaten Umgang des Blinden Erfordernis, sondern vor allem für den Verkehr mit Kundschaft, Behörden und Organisation. Unsicherheit, Befangenheit und Minderwertigkeitsgefühl, diese schweren Hemmschuhe, werden abgeworfen, wenn der Blinde die gesellschaftliche Form beherrscht, und natürliches Selbstgefühl wird dadurch geweckt und belebt.

Gute Lebensform des Blinden überbrückt auch die Scheu und die Befangenheit und unterdrückt das falsche Mitgefühl, von dem ein sehr großer Teil der Sehenden sich dem Blinden gegenüber nicht freimachen kann. Gesellschaftliche Schulung bringt Blinde und Sehende einander näher. Gute Lebensform schleift die eckigen, linkischen Bewegungen ab und unterdrückt die üblen Angewohnheiten, die manchen Blinden eigen sind.

Durch gute Lebensform fügt sich somit der Blinde gefällig in den Lebenskreis der Sehenden ein, für den er ja doch erzogen werden soll; er wird dem Sehenden dadurch in Lebensart und -auffassung gleichwertig, wird ihm in vielen Beziehungen sogar überlegen und Vorbild sein. Auf alle Fälle aber wird er freier und unbefangener und mit weniger Vorurteilen behaftet ins Leben hinaustreten und den Abstand zwischen sich und den Sehenden sehr wesentlich verringern.

Gute Lebensform ist mehr als Schein, und wenn sie hie und da auch wirklich nur Schein bleiben sollte, wird sie geboten und vorteilhaft sein. Heuchler und Katzenbuckler werden nicht durch gute Lebensform erzeugt, sondern durch Veranlagung.

Wohl macht die gute Lebensform den Wert eines Menschen nicht aus, der liegt im Charakter; aber gute Lebensform ziert und empfiehlt den Menschen, und — wie ich schon hervorhob — sie ebnet ihm den Weg und befreit ihn von Unsicherheit und Befangenheit. Das aber ist gerade für Blinde von weit- und tiefgehendster Bedeutung. Gibt ihm die Arbeit Trost und Ruhe, so verleiht ihm der von Unsicherheit, Befangenheit und Vorurteil befreite, auf gute gesellschaftliche Form gegründete Umgang mit seinen Mitmenschen Sicherheit, Anregung und Lebensfreude, denn er knüpft die Verbindung mit ihnen und erschließt ihm eigentlich erst die Welt der Sehenden, und dadurch wird die persönliche und soziale Stellung des Blinden gehoben und gefestigt.

Der Einwand, daß wir unsere Zöglinge durch gesellschaftlichen Schliff ihrem Elternhaus und dessen Umgebung entfremdeten, sie darüber hinaushöben, mag in vereinzelten Fällen zutreffen, kann mich aber nicht beunruhigen. Wenn zum äußeren Schliff der innere kommt, vermag ich nachteilige Folgen nicht zu erblicken. Ein wohlerzogener Mensch wirkt wie Sauerteig. Warum soll ein blindes Kind seinen sehenden Geschwistern oder den Sehenden seiner Umgebung überhaupt nicht Vorbild sein? Darüber könnte ich mich nur freuen; dadurch gewinnt das Ansehen des Blinden und das Ansehen der Blindenanstalt an allgemeiner Wertschätzung. Es wird kaum Eltern geben, die ihr wohlerzogenes blindes Kind nicht lieben oder sein Verhalten störend und unangenehm empfinden. Außerdem ist der heranwachsende Blinde infolge seiner Tätigkeit stark von der Oeffentlichkeit (Kundschaft — Behörden) abhängig. Von dieser Bindung wird er gehalten und getragen, und sie muß in erster Linie einwandfrei und intakt bleiben fürs ganze Leben. Mit dem Tode der Eltern ist das Familienband gelöst. Vielleicht gründet der Blinde selbst eine Familie, und dann muß er imstande sein, sie in gute Lebensform zu bringen und darüber zu wachen, daß gute Lebensform ihr erhalten bleibt. Darauf wird

er stolz sein, und die Wertschätzung seiner Mitmenschen ist ihm sicher.

Ich kann der Arbeit des Erziehers keinen schöneren Erfolg wünschen als den, daß sie nicht nur unmittelbar das Individuum, auf das sie sich einstellt, über sich hinaushebt, sondern mittelbar durch das Individuum erziehlich auch auf weitere Kreise bis hin zur Allgemeinheit einwirkt.

Der Blinde wird nicht für die Anstalt, letzten Endes auch nicht für seine Familie erzogen, sondern für das Leben, für die Welt der Sehenden.

Mißerfolge sollten uns nicht abschrecken. Wer ein grober Klotz bleiben will, bleibt's eben! Auf einen groben Klotz kommen mindestens zehn andere, die bestrebt sind, sich gute Lebensform anzueignen. Vielleicht gehen wir den groben Klötzen zu behutsam ans Leder, und darum nehmen sie sich heraus, unsere Erziehungsmaßnahmen zu sabotieren und zu diskreditieren. Aber auch ein grober Klotz wird etwas von guter Lebensform verraten, wenn er sich dazu gezwungen fühlt.

Wir wollen uns doch auch vergegenwärtigen, daß gerade die von der Natur stiefmütterlich Behandelten oder Vernachlässigten durch gute Lebensform ungemein gewinnen. Gute Lebensform läßt über natürliche Mängel und Schäden hinwegsehen. Sie ist der Lack, der Unebenheiten und Fehler verdeckt; sie ist das Kleid, das Leute macht. Gute Lebensform ist dem Blinden zugleich Requisit und Aequivalent, und es muß uns ernsteste Pflicht sein, ihm beides in einem für das Leben mitzugeben. — —

An unserer Anstalt wird der Unterricht in guter Lebensform seit April 1926 planmäßig erteilt, und zwar vom 5. Schuljahre an bis zur Schulentlassung als Unterweisung in Umgangsformen, in der Fortbildungsschule als Unterweisung in Lebenskunde. Selbstverständlich werden in der Fortbildungsschule je nach Erfordernis Umgangsformen wiederholend geübt und befestigt oder auch neue behandelt, wenn ein früherer Zeitpunkt dafür nicht gewählt werden konnte, wie es z. B. bei folgenden Stoffgebieten der Fall ist: vom Vorstellen, vom Rauchen, Visite und Visitenkarte, Verkehr mit Behörden, Gesellschaft und Tanz, Verhalten in Vereinssitzungen, bei Tische.

Kollegen, die Gelegenheit nahmen, diesem Unterricht beizuwohnen, haben sich nie anders als befriedigt und anerkennend darüber ausgesprochen; sie haben sich also auch davon überzeugt, daß der Stoff sich unterrichtlich sehr gut erfassen läßt, da er der Selbsttätigkeit weitesten Spielraum gibt. Die zahlreichen Vereine und sonstigen Besucher unserer Anstalt haben oft ihrer Verwunderung über das gute Benehmen und Verhalten unserer Schüler und Schülerinnen Ausdruck gegeben, und vor den Sommerferien hat sich noch der Direktor der Pädagogischen Akademie Dortmund anerkennend

darüber ausgesprochen. Das sind Beweise für den sichtbaren Erfolg dieses Unterrichts.

Ich gebe zu, daß die unterrichtliche Behandlung und Auswertung von Umgangsformen und Lebenskunde nicht allen gleicherweise liegt und nicht jeden freut. Dieses Stoffgebiet ist mehr oder weniger Neuland. Man muß sich alles selbst zusammentragen; man muß unermüdlich üben und immer wieder neue Formen und Zusammenstellungen für Uebungen erfinden. Belehrungen, wie sie Schriften über den guten Ton oder über Lebenskunde bieten, sind nur bedingt und besonders zugerichtet zu benutzen. Aber der Pädagoge ist ja kein Handwerker, der Handwerkszeug und Arbeitsmaterial verwendungsbereit liegen hat.

Was ich schon einmal hervorhob, möchte ich zum Schlusse wiederholen:

Um gute Lebensform zu erarbeiten, genügen keineswegs gelegentliche Hinweise oder Unterweisungen, auch flüchtige Kurse nicht. Es bedarf darin ständiger Arbeit, ständiger Wiederholung, ständiger Uebung und ständiger Beobachtung. Gute Lebensform muß zur Gewohnheit werden! Daran ist und bleibt natürlich nicht nur der interessiert, der sie lehrt. Beamte und Angestellte insgesamt — in erster Linie selbstverständlich die Mitglieder des Lehrerkollegiums — haben unentwegt mit darauf zu achten, daß der gesellschaftliche Schliff nicht vernachlässigt wird oder gar verloren geht. Es gehört eine Unmenge von Klein- und Kleinstarbeit dazu, unendlich viel Geduld und viel Liebe und Energie. Ich bleibe nach wie vor dabei, daß die Schulung zu guter Lebensform infolge ihrer Bedeutsamkeit fürs Leben und infolge der pädagogischen Befähigung, die sie voraussetzt, am besten plaziert und erfolgversprechend ist, wenn sie als Lehrfach in den Unterrichts- und Erziehungsplan der Blindenanstalten aufgenommen wird. Man muß sich nur von ihrer Notwendigkeit überzeugen und Liebe für sie aufbringen.

Liebe aber ist Kraft!
Und Kraft ist Erfolg!

Ueber dem 3. Blindenwohlfahrtskongreß stand das goldene Wort:

„Dem Blinden unser Herz und unsere Hand!"

Ein Gelöbnis ist's, das wir alle freudig mit unserm Herzen umschlossen haben, und es erstreckt sich auch auf meinen Antrag, auf lebenswirkliche und nachdrückliche Erziehung des Blinden zu guter Lebensform. Also frisch und unverdrossen ans Werk!

A. Sawatzki, Soest.

*

Kleine Beiträge und Nachrichten.

Aus der Mecklenburg-Schwerinschen Landesblindenanstalt Neukloster.

1. Schulpflicht für blinde Kinder.

Das Land Mecklenburg-Schwerin hat sich im vorigen Jahre ein neues Schulpflichtgesetz gegeben. (Vgl. Schulpflichtgesetz vom 30. Jan. 1930, Rbl.

Nr. 6 vom 7. Febr. 1930). Das ganze Gesetz enthält nur zehn Paragraphen und hebt frühere Verordnungen über Schulpflicht, Schulversäumnisse, Schulstrafen usw. auf.

Die Schulpflicht beginnt für Kinder, die bis zum 30. April das sechste Lebensjahr vollenden, mit dem Anfang des Schuljahres. Sie endet nach mindestens achtjährigem Schulbesuch mit Schluß des Schuljahres. Für vorzeitig aufgenommene Kinder beginnt sie mit der Aufnahme und endet mit Schluß des Schuljahres, in dem das vierzehnte Lebensjahr vollendet ist. Ein Kind, das also widerrechtlich der Schulpflicht entzogen worden und zum Beispiel erst mit dem achten Lebensjahr in die Schule gesandt worden ist, ist daher bis zum 16. Lebensjahr schulpflichtig.

Bei schulpflichtigen Kindern, die körperlich oder geistig nicht genügend entwickelt sind, kann auf Grund eines kreis- oder schulärztlichen Zeugnisses der Beginn der Schulpflicht hinausgeschoben werden.

In dem neuen Schulpflichtgesetz ist auch die Schulpflicht für blinde Kinder ausgesprochen. Der diesbezügliche Paragraph 6 lautet: „Blinde, taube, stumme und taubstumme Kinder sowie die diesen gleichzuachtenden Kinder sind, sofern sie bildungsfähig sind, in den hierzu bestimmten staatlichen Anstalten schulpflichtig. Für die Durchführung kann die Landesschulbehörde nähere Vorschriften erlassen, durch die Bestimmungen dieses Gesetzes eingeschränkt oder aufgehoben werden können."

In Rbl. 29 vom 22. Mai 1931 sind zu dem Schulpflichtgesetz Ausführungsbestimmungen erschienen. Uns interessieren vor allem die Bestimmungen zu dem § 6: „Ob eines der hier genannten Kinder bildungsfähig ist, wird im allgemeinen der Schulrat entscheiden können. Hat er Zweifel, so hat er ein kreisärztliches Zeugnis zu veranlassen, das gebührenfrei ist. Für die bildungsfähigen Kinder stellt das Gesetz den Grundsatz auf, daß sie in den für sie bestimmten Anstalten schulpflichtig sind, das sind die Blindenanstalt in Neukloster und die Taubstummenanstalt in Ludwigslust. Der Grundsatz gilt für alle Kinder. Soll im Einzelfall ein Kind nicht in die Anstalt geschickt werden, so haben die Eltern einen Antrag beim Schulrat zu stellen, der ihn mit Bericht an die Landesschulbehörde zur Entscheidung weiter gibt. Dem Antrage haben die Eltern ein kreisärztliches oder fachärztliches Erachten darüber anzuschließen, ob das Kind schulfähig ist und ob nach dem Grade seines Leidens für die Erziehung und Erwerbsbefähigung die Aufnahme in eine Anstalt notwendig ist. Der Schulrat hat ferner zu dem Grunde Stellung zu nehmen, aus dem das Kind der Anstalt nicht anvertraut werden soll und, wenn die Notwendigkeit der Unterbringung in eine Anstalt vom ärztlichen Erachten verneint wird, wie für Erziehung und Erwerbsbefähigung des Kindes gesorgt werden soll. — Wenn ein Kind entgegen der Bestimmung des § 6 ohne rechtfertigenden Grund nicht in die Anstalt gebracht wird, so ist zu unterscheiden, ob die Eltern in der Lage sind, die Kosten des Aufenthaltes zu tragen oder nicht. Sind sie dazu in der Lage, so liegt eine schuldhafte Verletzung nach § 1666 des Bürgerlichen Gesetzbuches vor, und es ist das Vormundschaftsgericht zum Einschreiten anzurufen. Auch ist eine Bestrafung nach den §§ 8, 9 des Schulpflichtgesetzes möglich. Sind die Eltern nicht dazu in der Lage, ist das Kind also hilfsbedürftig, so ist nach §§ 1 und 6 der Reichsgrundsätze über Voraussetzung, Art und Maß der öffentlichen Fürsorge vom 4. Dezember 1924 (RGBl. I, S. 765) das Wohlfahrtsamt verpflichtet, für die Unterbringung in die Anstalt zu sorgen. Kommt dies seiner Pflicht nicht nach, so kann der Hilfsbedürftige nach § 7 der Ausführungsverordnung vom 21. Febr. 1929 (Rbl. S. 49) Beschwerde beim Beschwerdeausschuß einlegen. — Inwieweit eine Durchführung des Anstaltszwanges ausgesetzt werden muß, weil der in den Anstalten zur Verfügung stehende Raum etwa zeitweilig nicht ausreicht, bleibt besonderer Verfügung der Landesschulbehörde vorbehalten."

Hoffen wir, daß das neue Schulpflichtgesetz, das auch die Beschulung blinder Kinder fordert und regelt — wir Blindenlehrer danken der Regie-

rung dafür — sich zum Segen unseres mecklenburgischen Blindenwesens auswirken möge.

2. Frohes Wandern.

Unter der obigen Ueberschrift berichtete ich im Bldfrd. vom Oktober 1930 von einer „Großen Fahrt“ unserer Sport- und Wandergruppe im Sommer 1930 an die Ostseeküste. Es geht ja dem Blinden wie dem Sehenden: Wenn die Sonne höher steigt, dann regt sich auch in ihm die Wanderlust. So haben wir auch in diesem Jahre wieder eine lange vorbereitete größere Tour gemacht. Wir statteten der Blindenanstalt Kiel, unserer schleswig-holsteinischen Nachbaranstalt, einen Besuch ab. Die Fahrt ging, wieder meist auf Schusters Rappen, über Splutug, Travemünde, Timmendorf, Eutin und Plön nach Kiel. Ich will hier diesmal kein Stimmungsbild geben — das habe ich zu den Anstaltsakten gelegt — sondern nur kurz über den Verlauf der Fahrt berichten.

Nach dem Grundsatz: Selbst ist der Mann! haben wir uns die Reisegelder selbst beschafft. Wir veranstalteten in der Anstalt eine Verlosung von Gegenständen, die von unsern Sportlern selbst angefertigt und gestiftet worden waren: Zeugleinen, Papierkörbe, Bürsten usw. Eine Mark pro Person spendete uns das Wohlfahrtsamt Wismar, in dessen Bezirk unsere Anstalt liegt. Der Rest der Kosten mußte von jedem einzelnen Teilnehmer selbst aufgebracht werden.

An der Fahrt nahmen diesmal zu unserer großen Freude auch entlassene Blinde teil. Das haben wir sehr begrüßt; denn so wird das gute Einvernehmen zwischen Anstalt und Entlassenen in glücklicher Weise gepflegt. Die Fahrt fand statt in der Zeit vom 15. bis 20. Juli einschließlich. Uebernachtet haben wir in den Jugendherbergen zu Travemünde, Eutin, Plön und in der Blindenanstalt Kiel.

Was wir alles sahen? Die in der Blüte stehende Palinger Heide, Splutug, die Stadt der Fischräuchereien, das vornehme Ostseebad Travemünde, wo wir holländische Kriegsschiffe begrüßten, das Blindenerholungsheim Timmendorferstrand, die schöne Holsteinische Schweiz mit Eutin, Malenta und Plön, das herrliche Kiel mit seiner hübschen Anstalt, dem „interessanten“ Hafen, mit seinem Kaiser-Wilhelm-Kanal, seinen Hochbrücken und Schiffen usw. usw.

Ein Höhepunkt der Fahrt war die Besichtigung des Linienschiffes „Hessen“. Allerdings mußten wir den kleinen schneidigen Leutnant erst „aufklären“; er meinte nämlich, die Blinden müßten wohl draußen bleiben. Wir haben ihn aber davon überzeugt, daß auch Blinde sehr wohl ein Kriegsschiff „besichtigen“ können.

Der Besuch der Kieler Anstalt war für unsere Jungen überaus lehrreich und anregend. Den Kielern, besonders auch Herrn Direktor Kühn, der uns mit Rat und Tat zur Seite stand, sagen wir auch an dieser Stelle für die freundliche Aufnahme herzlichen Dank. Der Kieler Wandergruppe aber, die uns hoffentlich bald einen Gegenbesuch macht, reichen wir im Geiste die Hand und rufen: Herzlich willkommen in Neukloster! Bartels.

Die Notenbeschaffungszentrale für Blinde bei der Kreditgemeinschaft e. V., Berlin, teilt mit: Von den Druckwerken, die für das Jahr 1931 durch den Haushaltsplan vom 20. 3. 31 in Aussicht genommen wurden, sind fertiggestellt:

Hamburger Choralbuch Bd. 1, Selbstkosten Mk. 5,40 (der 2. Bd. ist noch in Bearbeitung).

Küchler, Violinschule, Heft 1—4, Schwarzdruck je Heft Mk. 1,65, Selbstkosten je Mk. 6.— (die folgenden 4 Hefte sind im Druck).

Lübeck, 4 Präludien u. Fugen, Schwarzdruck 4,50.

Sattler, Harmonium-Album Bd. 2, 3, 4, Schwarzdruck à Mark 1,80, Selbstkosten Bd. 2 Mk. 4,60, Bd. 3 Mk. 5,10. (Von Bd. 4 liegen die Platten zum Abzug nach Bedarf fertig.)

Wolf-Herget, Pädagogik für Musik (2 Bände), Schwarzdruck Mk. 6,50, Selbstkosten Mk. 15,—.

Zuschneid, Klavierschule Bd. 2 (1. Bd. des II. Teiles), Schwarzdruck Mk. 3,50, Selbstkosten Mk. 9,—. Bd. 3 (2. Bd. des II. Teiles) ist im Druck.

In Vorbereitung sind noch:

Brahms, Sonate 2.
Händel, 12 leichte Klavierstücke.
Reger, wie schön leucht't uns der Morgenstern.
Straube, Alte Meister des Orgelspiels (Neue Folge) Bd. 1.

Bestellungen nimmt die Notenbeschaffungszentrale für Blinde, Monbijouplatz 3, entgegen. C.

In die **Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks e. V., Berlin,** wurden in der Sitzung der Aufnahme-Kommission vom 3. 9. 31 neu aufgenommen: Alfred Böttcher, Mehle/Nässa b. Triebes Th., August Flöter, Esbeck/Elze, Hannover-Land, Karl Pfeiffer, Stuttgart, Böheimstr. 49, Hermann Repple, Söllingen b. D., Neue Aue 4, Oskar Schneider, Schwarzerden, Krs. St. Wendel, Emil Spielberger, Ingolstadt a. d. Donau, Münchener Str. 113.

Einen Vortrag **„Berufsberatung Blinder"** gehalten von Fräulein M. Mannschatz, Leiterin der Blindenfürsorge beim Rat der Stadt Leipzig, mitgeteilt in der Zeitschrift „Blätter für Wohlfahrtspflege", Dresden, Aug. 31) entnehmen wir, daß im Regierungsbezirk Leipzig auf Grund des Schwerbeschädigtengesetzes 40 Kriegsblinde und 80 Zivilblinde innerhalb der Metall- und Textilindustrie, im graphischen Gewerbe, in chemischen Fabriken, in Betrieben der Schokoladenfabrikation, als Beamte in Verwaltungsbehörden, beim Gericht, bei der Oberpostdirektion, als Maschinenschreiber in staatlichen und städtischen Behörden und auch in Privatunternehmungen tätig sind. Außerdem sind in Leipzig 30 Blinde als Kaufmann, Vertreter, Rechtsanwalt, Privatgelehrter, Handwerker, Musiklehrer und bei Ausübung der Massage tätig; 18 arbeiten als Klavierstimmer für Privatkunden, weitere 30 betätigen sich in den typischen Blindenberufen als Korb- und Bürstenmacher sowie als Stuhlflechter entweder in Blindenwerkstätten oder als Hausgewerbetreibende.

Wettkampf der beiden Provinzial-Blindenanstalten zu Paderborn und Soest in leichtathletischen Uebungen. Es ist heutzutage für jeden Fachmann selbstverständlich, daß man der turnerischen Durchbildung unserer blinden Zöglinge die größte Aufmerksamkeit schenken muß.

Wer aber beobachtet hat, wie unsere jungen Leute sich für alle sportlichen Ereignisse begeistern können, der wird auch begreifen, daß es für unsere jungen Turner eine Selbstverständlichkeit war, auch in unsere Leibesübungen das Leistungsprinzip hineinzutragen. Der gelegentliche, wenn auch sparsame Gebrauch der Stoppuhr und des Bandmaßes in der Hand des Lehrers wirken Wunder. Aber die höchste Begeisterung und die letzte Hergabe aller Kräfte und der letzten Willenskraft wurden erst erzielt, als wir ihnen einen Wettkampf mit den Zöglingen der Schwesteranstalt in Paderborn in Aussicht stellten.

Dieser erstmalig in Deutschland eingerichtete Wettkampf fand am 22. Juli d. J. in Paderborn auf dem Sportplatz der Reichswehr statt.

Es standen sich zwei ebenbürtige Mannschaften gegenüber. Umso interessanter war der Kampf. Wenn die Blindenanstalt Soest in diesem Jahre den Preis in Gestalt eines Banners holen konnte, so wissen unsere Leute doch, daß auch da drüben in der Schwesteranstalt mit allem Ernst und aller Energie gearbeitet wird, und daß wir das nächste Mal die größten Anstrengungen machen müssen, wenn wir das Banner erfolgreich verteidigen wollen.

Es wird vielleicht für manchen interessant sein, die geübten Sportarten und deren Ergebnisse zu erfahren.

Wir bildeten jeweils eine Gruppe für Schwachsichtige (A-Mannschaft) und eine solche für völlig Erblindete (B-Mannschaft). Die in Klammern angeführten Zahlen geben die Bestleistung, die von jeder Anstalt erzielt wurde. (Die erste Ziffer gilt für Soest, die zweite für Paderborn.)

A-Mannschaft: Hochsprung (1,45 m, 1,40 m);
Weitsprung (4,27 m, 4,30 m);
Kugelstoßen, 10 Pfd. (8,60 m, 9,76 m);
Schleuderball (43 m, 32,10 m);
100 m Lauf (12,9 Sek., 13,4 Sek.);
800 m Lauf (2,50 Min., 2,43 Min.).

B-Mannschaft: Hochsprung aus dem Stand (1,20 m, 1,20 m);
Weitsprung aus dem Stand (2,46 m, 2,43 m);
Kugelstoßen (7,20 m, 7,85 m);
Schleuderball (31,65 m, 28,50 m);
50 m Lauf (6,9 Sek., 8 Sek.).

Grasemann.

Bücher und Zeitschriften.

Die Gebrechlichen im Deutschen Reich nach der Zählung von 1925/26. Herausgegeben vom Statistischen Reichsamt. Statistik des Deutschen Reiches, Band 419. Verlag von Reimer Hobbing, Berlin SW. 61. Ladenpreis 11.— RM.

Der Band bringt in einem ersten Teil eine textliche Darstellung der Ergebnisse und im zweiten Teil ein ausführliches Tabellenwerk. Die Ergebnisse der Blindenzählung sind von dem Facharzt für Augenkranke Herrn Sanitätsrat Dr. med. Wilhelm Feilchenfeld in Charlottenburg bearbeitet unter nachstehenden besonderen Abschnitten: 1. Grundsätzliches zur Statistik; 2. Begriff der Blindheit; 3. Allgemeine Blindenziffer; 4. Die Blinden in den deutschen Ländern; 5. Mehrfach-gebrechliche Blinde; 6. Geschlecht der Blinden; 7. Lebensalter der Blinden; 8. Familienstand der Blinden; 9. Unterbringung der Blinden; 10. Religionszugehörigkeit der Blinden; 11. Schulbildung der Blinden; 12. Beruf und Berufsstellung der Blinden; 13. Art der Renten und Unterstützungen; 14. Gebürtigkeit der Blinden; 15. Lebensalter der Blinden zur Zeit der Erblindung ohne Bezugnahme auf die Erblindungsursache; 16. Erblindungsursachen; 17. Lebensalter der Blinden zur Zeit der Erblindung nach den Erblindungsursachen; 18. Oertlicher Augenbefund; 19. Vererbung; 20. Vermeidbare Blindheit. — Wir werden diese eingehende, sehr sorgfältige und zugleich wertende Darstellung noch besonders zu würdigen haben.

Statistik des Württembergischen Blindenvereins E. V., bearbeitet von der Vereins-Geschäftsstelle Heilbronn nach dem Stand vom 1. Jan. 1931.

Anspach hat eine sicherlich sehr mühevolle, beachtliche Arbeit geleistet. Er gruppiert seine Vereinsmitglieder unter den verschiedensten Gesichtspunkten, um desto deutlicher und überzeugender die gegenwärtigen Vereinsaufgaben herausstellen und den Trägern der öffentlichen und privaten Fürsorge zeigen zu können, unter welchen schweren wirtschaftlichen Verhältnissen die Mehrzahl seiner Schicksalsgenossen zu leiden hat und wie notwendig eine durchgreifende Hilfe ist. Man hält den Atem an bei der Feststellung, daß unter 809 Mitgliedern zwar 229 Männer und 51 Frauen notdürftig, ausreichend und gut versorgt, aber 280 Männer und 249 Frauen unzureichend versorgt sind und von der „Gnade Anderer“ leben müssen. Dabei schätzt A. für Württemberg noch etwa 350 im erwerbsfähigen Alter stehende Blinde, die nicht Vereinsmitglieder sind, und unter der Gesamtzahl (1155) der im erwerbsfähigen Alter Stehende 796 erwerbsunfähige. Wir empfehlen die Statistik zur sorgfältigen Durchsicht und anderen Bezirksverbänden der Blindenvereine zur Nachahmung, damit wir Vergleichsmaterial bekommen gegenüber den Zahlen, die seit dem Vortrag von Dr. Marx auf dem Nürnberger Kongreß allenthalben ungeprüft verbreitet werden. H. M.

Der gregorianische Choral in Punktdruck. Vor einiger Zeit erschien im Blindendruckverlag A. Reuß, Schwetzingen-Baden, der 3. Band des Graduale

Romanum als 4. Band der von A. Reuß besorgten Punktdruckchoralausgabe. Diese ist ein genauer Abdruck der Choralausgabe von Dr. Fr. X. Mathias, (Friedrich Pustet, Regensburg 1908/09), welche in allem mit der typischen, vatikanischen Ausgabe übereinstimmt, obwohl nicht, wie im gregorianischen Choral sonst üblich, die mittelalterliche Choralnotenschrift, sondern die moderne Notenschrift angewandt ist. Die Vorteile einer solchen Ausgabe in moderner, rhythmisch bestimmter Notation sind nach Dr. Mathias' eigenen Worten vornehmlich folgende: „1. die alten Tondenkmäler werden dadurch allen, mit der modernen Notenschrift Vertrauten zugänglich; 2. eine derartige Uebertragung erspart auch dem in der mittelalterlichen Notenschrift bewanderten Sänger die Notenentzifferungs- und Rhythmisierungsarbeit und ermöglicht hierdurch einen sicheren und leichteren Vortrag; 3. sie schließt beim Chor- und Massengesang eine mehrfache rhythmische Notendeutung aus und gewährleistet damit einen durchaus einheitlichen, geschlossenen und stark ausgeprägten Vortrag". — Das Werk bringt die Meßgesänge (ohne Orgelbegleitung, mit dem unterlegten lateinischen Text) nicht immer in den originalen Kirchentonarten, sondern in geeigneten Transpositionen, wobei meist darauf Rücksicht genommen wurde, möglichst wenig Vorzeichen anzuwenden. Die klare, eindeutige Notierung dieser Ausgabe und die gegebenen Anleitungen ermöglichen auch ohne Spezialkenntnisse einen guten Vortrag des Chorals.

Mit der Herausgabe dieses Werkes in Punktdruck hat sich der Verlag A. Reuß ein ganz besonderes Verdienst erworben. Schon vor ihm hatte in den Jahren 1912/13 die Association Valentin Haüy in Paris das Graduale Sacrosanctae Romanae Ecclesiae (Rom 1908) in Punktdruck erscheinen lassen. Es handelt sich bei diesem Werke um den Versuch, die Choralnotenschrift in Punktschrift wiederzugeben. Hierfür werden die dem Normalzeichen, — der Achtelnote —, in der gleichen Zelle beigefügten Punkte 3, 36 oder 6, oder besondere, der Note in der folgenden Zelle beigegebene Zeichen verwandt. Die praktische Verwendbarkeit wird jedoch dieser Pariser Choralausgabe in Punktdruck durch das gänzliche Fehlen des zu singenden Textes genommen. Somit kommt für die Praxis nur das von A. Reuß übertragene Römische Graduale in Betracht. Der Wert dieser Reuß'schen Punktdruckchoralausgabe wird für die des Lateinischen nicht Kundigen noch gesteigert durch die vom Herausgeber besorgte deutsche Uebersetzung der auf die Ausführung verschiedener Gesänge bezüglichen Anmerkungen. Die zur genauen Wiedergabe des Schwarzdrucks von Reuß eingeführten Zeichen sind klar, die Darstellung überhaupt ist durchweg einwandfrei, der Druck (Großdruck) überall gut.

Bisher sind folgende Bände (im großen Buchformat) erschienen:

1. Kyriale; enthält die feststehenden Gesänge wie Kyrie, Gloria usw. für 18 verschiedene Messen, die Totenmesse u. a.);
2. Graduale Romanum, Band 1 (die wechselnden Gesänge wie Introitus, Graduale usw. für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, vom 1. Adventssonntag bis zum Passionssonntag);
3. Graduale Romanum, Band 2: (dasselbe, vom Palmsonntag bis zum 5. Sonntag nach Ostern);
4. Graduale Romanum, Band 3 (dasselbe, von den Bittagen bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten).

Der Preis jedes Bandes beträgt RM. 7.—. Bestellungen sind zu richten an den Blindendruckverlag A. Reuß, Schwetzingen Baden, Zähringerstr. 53.

Wenn durch regen Kauf der erschienenen Bände dem Verlag Interesse für die Punktdruckchoralausgabe bewiesen wird, wird derselbe sicherlich die noch fehlenden Bände der Gesamtausgabe bald folgen lassen. Sache aller Interessenten, der katholischen Organisten, der Musikstudierenden und aller Freunde mittelalterlicher Tondenkmäler ist es nun, die Fertigstellung dieses bedeutsamen Werkes zu ermöglichen und zu beschleunigen.

Franz Loeffler-Würzburg.

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 11 **Düren,** November 1931 51. Jahrgang

Notwendigkeit und Bedeutung der Jugendpflege für den Erziehungs- u. Bildungsprozeß in der Blindenanstalt

E. Günther - Königsberg (Preußen)

II.[1])

Jede Jugendpflege hat erst dann einen Sinn und erhält erst dann einen Wert, wenn sie nicht so an den Jugendlichen herangetragen wird, daß er von außen in ein jugendpflegerisches Geschehen hineingezogen, hineingelockt wird, sondern wenn der Jugendliche von sich aus mitmacht, wenn er von selbst kommt. Denn dann bekundet er seine Bereitschaft, sich „pflegen“ zu lassen. Ohne diesen Willen des Jugendlichen ist der Erfolg einer Jugendpflege illusorisch. Kommt aber der Jugendliche von selbst? Sicher kommt er, 1. weil er überall da zu finden ist, wo er sein Streben nach Geltung verwirklichen kann, 2. wenn die Jugendpflege ihm einen Nutzen verschafft, d. h. wenn sie in ihrem Tun Rücksicht nimmt auf seine Bedürfnisse, die sich aus seinem augenblicklichen Entwicklungszustande erklären lassen, und 3. wenn die Jugendpflege zeitgemäß gestaltet wird.

Die zweckmäßigste Form der Jugendpflege in der Anstalt ist die Jugendgruppe, die freiwillig von den Jugendlichen gebildet worden ist. Welche Jugendlichen sich in den einzelnen Gruppen zusammenfinden wird davon abhängen, was in der jeweiligen Gruppe getrieben wird, also vom Bildungsstoff. Der Jugendliche macht nur das mit,

[1]) Teil I Siehe Blfrd. Juni 1931 S. 128.

was ihn interessiert, und dann das, wovon er sich einen bestimmten Nutzen für seinen Beruf oder für seine Lebensgestaltung verspricht. Deshalb wird er Gruppen, die ihm das nicht geben, was er will, meiden. Wenn es möglich ist, in einer Anstalt verschiedenartige Gruppen zu schaffen, kann jedem Jugendlichen damit eine Gelegenheit gegeben werden, das seinem Wesen gemäße Bildungsgut zu suchen, wenn er überhaupt danach sucht. Ob Jungen und Mädchen allein oder beide in einer Gruppe sind, wird lediglich von der Arbeit, die die Gruppe vornimmt, abhängen; auch das Alter der Gruppenmitglieder kann davon abhängen.

Die weiteren Ausführungen gründen sich auf die augenblicklich vorhandene jugendpflegerische Situation in der Königsberger Anstalt. Eine Reihe von Jugendgruppen, zu deren Einrichtung in den meisten Fällen die Jugendlichen den Impuls gegeben haben, kann genannt werden. Da finden wir vor 1. eine Musikgruppe, 2. eine Bastelgruppe, 3. einen Mädchenturnverein, 4. eine Laienspiel- und Sprechchorgruppe, 5. eine Wandergruppe, 6. eine Literaturgruppe, 7. eine Lesegruppe, die immer im Winterhalbjahr ihre Tätigkeit aufnimmt. Mit den Ausnahmen derjenigen, die schon in der Schule kaum den Unterrichtsstoff des zweiten und dritten Schuljahrs zwangen, arbeitet fast jeder Jugendliche in der einen oder in mehreren Gruppen mit. Jungen und Mädchen gemeinsam sind in Gruppe 1, 4, 6, 7; nur Mädchen in Gruppe 3, nur Jungen in Gruppe 2 und 5; Schüler finden wir nur in Gruppe 4. Im folgenden soll über die Arbeit in der Literaturgruppe, der Wandergruppe und im besondern der Laienspielgruppe gesprochen werden, da diese Gruppen von mir geleitet werden.

Die Literaturgruppe nimmt im Rahmen des jugendpflegerischen Tuns hinsichtlich ihrer Zusammensetzung und ihrer Arbeitsweise eine besondere Stellung ein. Sie wird fast ausschließlich von reiferen Jugendlichen und Insassen der Heime gebildet. Die Besonderheit des Arbeitsgebietes bringt es mit sich, daß die Teilnehmer dieser Gruppe nach außen hin weniger aktiv sind. Ihr Verhalten ist stark rezeptiv, da es sich in erster Linie um eine Wissensübermittlung handelt. Denn nur die Absicht, ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der deutschen Literatur zu vergrößern, hat die Jugendlichen bewogen, eine solche Gruppe zu schaffen. Trotzdem trägt die „Literaturstunde“, so werden die wöchentlichen Zusammenkünfte genannt, nicht den Charakter einer akademischen Vorlesung. Schon deshalb nicht, weil von den Jugendlichen der Wunsch geäußert worden ist, daß eine möglichste Bezugnahme auf das literarische und verwandte geistige Geschehen der Gegenwart vorgenommen werden möchte. Das führt zu lebhaften Aussprachen, die allmählich diesen und jenen recht aktiv machen. Dazu kommt dann die gemeinsame Feststellung des künstlerischen und ästhetischen Wertes eines Literaturprodukts. Schon aus diesen wenigen angeführten Momenten können wir Schlüsse auf die gegenwärtige Haltung dieser Generation tun. Das möchte ich einmal so

formulieren: erstens, wir bilden eine Gruppe derjenigen, die sich für die Literaturgeschichte interessieren, und suchen uns einen Leiter. Das tun wir, weil wir etwas wissen wollen, was nützen kann; denn eine vertiefte Allgemeinbildung ist uns z. B. von Nutzen in der Unterhaltung mit andern Menschen, die außerhalb unseres Kreises stehen, fördert das Verständnis der Rundfunkdarbietungen und der Aufführungen der Theater, sie ist auch wichtig für unsere Stellung im späteren Beruf; das letztere führen besonders die in der Ausbildung befindlichen Musiker an; zweitens wir wollen die Literaturgeschichte nicht bloß als Geschichte und die literarischen Produkte als den geformten Ausdruck einer gewesenen Lebens- und Weltanschauung, einer historisch gewordenen geistigen Haltung lediglich als Wissensbereicherung, wir wollen möglichsten Bezug auf unsere Zeit. Das heißt also: orientiert sein über das, was gewesen ist mit kritischer Auswahl dessen, was mir als heutigen Menschen zur Förderung und Bereicherung meines geistigen Lebens dient.

Um die Berücksichtigung solcher Einstellung kommt der Leiter einer solchen Gruppe nicht herum, wenn seine Arbeit einen Sinn haben und den Teilnehmern Befriedigung verschaffen soll. So erhält die „Ergänzung des literaturgeschichtlichen Unterrichts" (wir haben in der Fortbildungsschule keine Literaturgeschichte und werden sie auch jetzt nicht bekommen) bei uns ein etwas anderes Aussehen wie die literaturgeschichtliche Arbeit in Köddermanns „Literarischem Kränzchen" (s. Blfd. 1931 Nr. 7/8, S. 169—175). Dieser schon längst notwendige und wertvolle Anregungen enthaltende Aufsatz kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit leider nicht eingehend diskutiert werden. Es erwächst aber in diesem Zusammenhang die Frage, Literaturgeschichte um der Kenntnis der einzelnen Werke und ihrer Formen willen (Einführungshefte von Köddermann), oder Beschäftigung mit den Werken der deutschen Literatur in materialer und formaler Hinsicht als gestalteter Ausdruck der geistigen Haltung einer vergangenen Zeit mit kritischer Auslese, Wertung und Vertiefung dessen, was der geistigen Haltung des heutigen Menschen entspricht.[1]) Daraus ergibt sich auch das

[1]) Während der Ausarbeitung dieses Aufsatzes las ich in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte" von dem bedeutenden, neue Wege weisenden Prager Literarhistoriker, Prof. Dr. Herbert Cysarz, eine Veröffentlichung: „Literaturwissenschaft als Forschung und Lehre", die unsere eingenommene Haltung stützt. Einen kurzen Abschnitt möchte ich zitieren: . . . . „So werden Einst und Jetzt in einen Lebenskreislauf, einen Schicksalskreis geschlossen . . . . Nicht in ein Jenseits richtet die Geistesgeschichte ihr Steuer, sondern sie zwingt gerade umgekehrt noch alle Grenzwerte des Menschentums, vorzüglich die Grenzwerte All und Unsterblichkeit (den räumlichen und den zeitlichen Grenzwert), herein in den menschlichen Ring. Die Geisteswissenschaften bergen die Lehre von der Immanenz nicht Transzendenz auch noch der sogenannten letzten Dinge: Sie zeigen den Grenzbegriff Welt in einer nirgends sonst erreichbaren Intensität der Realisation. Der klassischen Erfahrungs- und Erkenntniswissenschaft weiß dieser Aspekt sich in allem und jedem verantwortlich. Desto weniger freilich sieht er sich jenen Schildbürgern verbunden, die es für wissenschaftlich halten, das Licht in Säcken schleppen und das fließende Wasser mit Latten vermessen zu wollen . . . ."

methodische Vorgehen, und bei Einhaltung unserer Einstellung kann auf ein Heft wie das von Köddermann angeführte „Goethe, Egmont“ verzichtet werden. Die „Literaturstunde“ als Mittel der Jugendpflege soll den Jugendlichen, zumal den blinden Jugendlichen dahin führen, auftauchende Probleme nicht nur möglichst selbständig zu durchdenken, sondern auch vor den andern brauchbar zum Ausdruck zu bringen. Es erfolgt damit eine gewisse Schulung des mündlichen Ausdrucks in Rede und Gegenrede. Es fällt den Jungen und Mädchen immer noch recht schwer, etwas so zu sagen, wie sie es meinen. Oft ist es auch ein bloßes munteres Drauflosschwatzen, oder es wird eine Behauptung in das Gespräch geworfen, der dann ein Schweigen folgt, statt einer gedanklich und sprachlich geordneten Begründung. Diese Uebung hat der blinde Jugendliche besonders nötig, weil er ja verhältnismäßig wenig aus seinem Kreise herauskommt und weniger Gelegenheit findet, mit andern ernsthaft zu diskutieren. Seltsam ist es, daß sie sogar voreinander eine gewisse Scheu zeigen, obwohl sie Tag für Tag zusammen sind, und erst Hemmungen überwinden müssen, ehe sie vor der ganzen Gruppe sprechen. Achtung vor der Meinung des andern Menschen und die notwendige Einstellung auf den andern mußten erst erzeugt werden. Die erzieherische Absicht, die mir hier als Jugenderzieher höhersteht als die bloße Vermittlung des Bildungsgutes aus der Literaturgeschichte, muß der Jugendliche in den meisten Fällen nur so „durchfühlen“, denn er ist ja gekommen, etwas „Literaturgeschichte zu lernen“. Will man den Jugendlichen in der Gruppe halten, müssen die erzieherischen Einwirkungen mit großer Vorsicht geschehen. Es will mir scheinen, als ob der blinde Jugendliche darin sehr empfindlich ist. Hinweise so nebenbei ganz im allgemeinen und Aussprachen unter vier Augen schienen mir am erfolgreichsten. Wenn ich so die Arbeit in der „Literaturgruppe“ innerhalb der letzten 2½ Jahre überblicke, möchte ich sie als Mittel der Jugendpflege ungern vermissen.

In unsern Fachzeitschriften finden wir da und dort kurze oder umfangreichere Berichte über eine stattgefundene Wanderung, die zwei, drei Tage oder noch länger gedauert hat. Diese Bekanntmachungen lassen vermuten, daß diese Wanderungen als etwas Besonderes, etwas Neues in der Arbeit am blinden Jugendlichen angesehen werden. Gewiß sind diese gelegentlichen Wanderungen ein Fortschritt gegen früher, wo nur ein „Ausflug“ gemacht wurde, und zeigen die verhältmäßig späte Einwirkung der „Wanderbewegung“ auf die Blindenbildungsarbeit. Der Weg zur „Wandergruppe“ führt von dem anfänglich einmaligen jährlichen Ausflug in einen mehr oder weniger entfernt gelegenen Ausflugsort, an dem sich meistens alle Insassen der Anstalt beteiligten, über das gelegentliche Wandern, das durch das Schulwandern zu Unterrichtszwecken angeregt ist, zum planmäßigen Wandern der jugendlichen Blinden. Es ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden, ob in einer deutschen Blindenanstalt das Wandern so aufgezogen ist, das

es als ein wertvolles Mittel der Jugendpflege zu bezeichnen ist. Der starke Wunsch unserer Jugendlichen, wandern zu wollen, hat dahin geführt, daß wir seit zwei Jahren in unserer Anstalt eine Wandergruppe haben, die im Sommer jeden Monat (außer Ferienmonat) ein- bis zweimal ein- oder zweitägig auf „Fahrt geht". Die Gruppe besteht aus zwölf Jungen im Alter von 15 bis 21 Jahren. Jeder Junge hat eine Wanderausrüstung, die kurze Wildlederhose, das Wanderhemd, den Rucksack. Hier ist nicht der Ort, die Notwendigkeit einer zweckmäßigen Wanderkleidung aufzuzeigen; aber es ist eindeutig klar, daß Wandern in langer Hose, mit Schlips und Kragen, Zigarette und dergl. nicht gut möglich ist, wenn Wandern auch eine Leibesübung ist. Und diesen Charakter hat es bei uns in einem hohen Maße. Die Anstalt ist korporatives Mitglied des deutschen Jugendherbergsvereins, und die Gruppe ist im Besitze eines Herbergsausweises. Die Gruppe hat auf meine Anregung hin einen Obmann gewählt, der gewisse Vorbereitungen, die vor jeder Wanderung nötig sind, durchführt. So viel über die äußere Gestalt der Wandergruppe.

Die im ersten Teil der Arbeit ausgeführten theoretischen Ueberlegungen haben im allgemeinen schon die Antwort auf die Frage: Warum wandern wir? gegeben. Der Jugendliche ist auf Erweiterung seines Lebenskreises bedacht, will möglichst viel erleben, um so ein eigenes Weltbild auf Grund seiner selbst gemachten Erfahrungen zu bauen, und er will seine Kraft betätigen. Der blinde Jugendliche drängt in erhöhtem Maße danach. Er will die Welt jenseits der Internatswände erfahren, jene Welt, von der er sich mitunter die seltsamsten Vorstellungen macht, und die ihn deshalb manchmal enttäuscht, wenn der Schleier über dem Geheimnis gehoben wird. Er wird aber lebensklüger. Dann will der blinde Jugendliche aber vor allem seine Kraft üben, Leistungen im Wandern erzielen und Schwierigkeiten überwinden. Wenn wir den Wanderplan aufstellen, heißt die erste Frage: Wieviel Kilometer? So wird eine Tagesleistung von fast 40 Kilometer (Wanderung über die Kurische Nehrung) als „Rekord" mit viel Stolz und Genugtuung andern Wanderungen mit weniger Kilometern gegenübergestellt. Zum andern ist eine Wanderung dann eine „echte Wanderung", wenn es galt, viel Schwierigkeiten des Weges und des Geländes zu überwinden. Erstes Gebot für den Wanderführer einer Wandergruppe blinder Jungens muß während der Ausführung der Wanderung sein: Möglichst herunter von der Landstraße! Quer durch den Wald, im Gänsemarsch durch das Unterholz, gebückt unter den herabhängenden Tannenzweigen hindurch, hinüber über Gräben, entweder springend oder auf schmalem Steg balanzierend, über den schwankenden Moorboden, steile Sturzdünen hinauf und hinab, an der Steilküste entlang über abgestürzte Erdmassen, Bäume und Gestrüpp, über Geröllfelder usw.! Das macht Spaß, da fühlen sie ihren Körper. So könnte ich von unsern Wanderungen noch eine Menge Schwierigkeiten aufzählen. Sie bilden den doppelten Inhalt unserer

Wanderungen: 1. Kraftanstrengung, Kraftsteigerung, Förderung der körperlichen Geschicklichkeit und Elastizität, der Geistesgegenwart und Entschlußfähigkeit, daraus resultiert Bewußtsein des Könnens, Freude, erhöhtes Lebensgefühl; 2. Erlebnis der Landschaft, Vermehrung der Kenntnisse durch eigene Arbeit und Anschauung, Klärung vieler Vorstellungen, Verständnis mannigfacher Zusammenhänge, bessere und richtigere Urteile, daraus resultiert Bewußtsein der geistigen Bereicherung, Freude, erhöhtes Lebensgefühl. Das Gesamtergebnis kann Steigerung der Lebenstüchtigkeit genannt werden. Somit wird durch das Wandern fernab der Landstraße, die durch die Autos und Motorräder nicht ungefährlich ist, dem blinden Wanderer doppelt gedient. Für mich ist in erster Linie das Moment des „Kennenlernens" der Landschaft leitend gewesen, meine Gruppe also dahin zu führen, wo etwas landschaftlich Charakteristisches zu erfahren war. Daß die Jungen die damit oft verbundene Ueberwindung von Schwierigkeiten als eine Leistungssteigerung freudig annahmen, war meinen Absichten sehr förderlich. Da ist es uns gelungen, eine ziemlich umfassende Kenntnis der weiteren Umgebung Königsbergs, der Steilküste, der beiden Haffe und der Kurischen Nehrung durch unsere Wanderungen zu erlangen.

Solches Wandern, und das kann für Blinde nur in Frage kommen, stellt allerdings an den Wanderführer neben der körperlichen Leistung immerhin einige Anforderungen: ganz genaue Vorbereitung des Wanderplans und Kenntnis des zu durchwandernden Gebietes, besonders hinsichtlich der Schwierigkeiten, Kenntnis der Leistungsfähigkeit der Geführten; während der Wanderung ständige geistige Konzentration in zwei Richtungen, konzentrieren auf den Weg, um jeden Unfall zu verhüten, konzentrieren auf die dauernden und mannigfaltigen Fragen der Jungens, die ständig etwas wissen wollen, sonst befriedigt die Wanderung weder die Gruppe noch den Führer.

Was nun die erzieherische Seite anlangt — Wandern ist ja dem Jugendführer ein wertvolles Erziehungsmittel — birgt eine Wanderung eine ganze Fülle erziehender Momente. Von Beginn der Wanderung, wo die „Proviantlasten" „gerecht" verteilt werden, bis zum Abschiedsgruß „Gut Fahrt!" ist eine Reihe erzieherischer Einwirkungen da, die nicht immer vom Führer ausgehen und ihn nicht auch auf der Wanderung als den „Erzieher" hinstellen. Während der Wanderung wird nicht geraucht, daß kein Alkohol genossen wird, ist selbstverständlich; Gastwirtschaften werden gemieden. Jeder hat seinen verhältnismäßig knapp bemessenen Trinkvorrat richtig einzuteilen, wenn er nicht Durst leiden will. Dann birgt der Aufenthalt in der Jugendherberge eine Reihe erzieherischer Maßnahmen. Schon das eine: da gibt es auch eine Hausordnung, die genau befolgt werden muß, sonst wird man hinausgeworfen. Man ist mit vielen andern zusammen, im Schlafraum, im Tagesraum, und „blamieren" will man sich auch nicht. Ab 22 Uhr muß absolute Ruhe herrschen! Rücksichtnahme auf die andern, die am nächsten

Morgen länger schlafen wollen. Da ist auch niemand, der einem alle Arbeit abnimmt. Es heißt, alles selbst tun, den Schlaf-, Wasch- und Tagesraum ausfegen, die Decken gut zusammenlegen und abliefern, die Kaffeetöpfe holen und aufstellen usw. Die Einsicht, daß eine Hausordnung notwendig ist und eingehalten werden muß, wo viele Menschen zusammenkommen und gut auskommen wollen miteinander, wird größer. Das Zusammentreffen mit andern Wanderern in der Herberge schleift ab, der Internatston und -jargon verschwindet leise. Dann muß noch auf eins hingewiesen werden, die Kosten der Wanderungen werden zu einem Teile von den Jungen selbst getragen. Mit fremdem Gelde läßt es sich leicht wandern, aber auf die eigenen Pfennige angewiesen sein, führt zu einer etwas anderen Regelung der Bedürfnisse. Eine Erziehung zur Selbstverantwortung und eine Gewöhnung an gewisse Unabhängigkeit und an ein „Unabhängigmachen" aus eigener Kraft ist heute mehr denn je notwendig. Das erreichte Ziel wird viel höher gewertet, wenn man selbst mitgeholfen hat, es zu erlangen, oder wenn es ohne Selbsthilfe gar nicht erlangt werden konnte. Immer habe ich die Feststellung gemacht, daß jeder aus der Gruppe gern seinen Beitrag zahlte. Für die Wintermonate ist der Plan gefaßt, von dem Taschengelde einen Teil zu sparen, für neue Wanderfahrten im nächsten Sommer. Erziehung zur Sparsamkeit durch das Mittel des Wanderns! Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß jeder Wanderung nicht nur eine Vorbereitung und Orientierung über das, was wir erwandern wollen, vorausgeht, sondern das jede Wanderung auch noch eine „Nachbereitung" hat, in der wir das durchsprechen, was wir tatsächlich erlebt haben. Für diese Stunden werden die „Fahrtenberichte" angefertigt, die den Ausgangspunkt für die Aussprache bilden. Dann werden sie ins „Fahrtenbuch" geheftet.

Ueber die Erziehung zur „Gemeinschaft" durch das Wandern soll zusammenhängend am Schluß der Ausführungen gehandelt werden.

Welchen Wert das Wandern mit den jugendlichen Blinden für mich selbst hat hinsichtlich des Kennenlernens der Jugendlichen und der mannigfaltigen jugend- und blindenpsychologischen Beobachtungen, des Feststellens der verschiedenen Verhaltungsweisen bei geänderten Situationen und dergl., darüber soll bei anderer Gelegenheit berichtet werden.

Meine älteste Jugendgruppe, sie besteht fast drei Jahre, ist die Laienspielgruppe. Hier ist die praktische Arbeit wohl am interessantesten, weil das Laienspiel eine reiche Fülle der verschiedensten Möglichkeiten der Jugendbildung und Jugenderziehung aufzuweisen hat. Vorerst ganz kurz etwas Allgemeines über das Laienspiel. Es ist leider noch oft so, daß über das Laienspiel die seltsamsten und eigenartigsten Ansichten in einem Tone der Geringschätzung zu hören sind. So weit wie in England z. B., wo das Laienspiel eine Selbstverständlichkeit ist, sind wir bei uns noch

nicht; die Laienspiel„bewegung“ ist ja auch noch verhältnismäßig jung bei uns. Zu wünschen ist nur, daß die „Bewegung“ aufhörte und ständiges Sein erlangte. Aus der Ablehnung des Dilettanten-, des Vereins- und Dorftheaters, das eine Nachahmung, und zwar eine fast immer unerträglich schlechte Nachahmung der Kunstbühne war und noch ist, entstand die Laienspielbewegung. Das neue Lebensgefühl, das aus der Jugendbewegung emporwuchs, hatte an diesem Kitsch keine Freude mehr, weder an der Gestaltung, also an dem Spielen, noch an dem Spiel selbst, an dem „Theaterstück“. Darüber noch etwas zu sagen erübrigt sich, denn alle kennen diese notwendige Programmnummer eines „Festes“. Man war stolz darauf, eine möglichst „gute“ Verkleidung mit Schminke, Perücke und Bart fertiggebracht zu haben, und die Angehörigen oder Bekannten im Zuschauerraum freuten sich herrlich, wenn sie einen Spieler erkannt hatten. Wir kennen auch all’ die Spiele mit ihrem Geschmacksniveau, das kein Niveau mehr ist, die in gröblichster Weise das ästhetische Empfinden des Zuschauers vergewaltigen. Noch heute leben solche Spiele: „Schuster Fritze als Millionenbraut“ oder „Der zerrissene Adolar“, und sie werden noch gespielt. Nicht, weil sie anscheinend noch gefallen, gute Laienspiele haben eine größere und vor allem eine tiefere Wirkung, sondern weil man in den gut ausgefahrenen Gleisen bequem und ohne Anstrengung weiterfahren kann. Das Laienspiel verlangt eine ganz andere Arbeit und Leistung hinsichtlich Spielgestaltung, Sprache und Bühnenbild. In den letzten Jahren hat das Laienspiel das nachgeahmte Theater doch etwas zurückgedrängt, auch aus den Schulen. Man hatte auch dort fast keinen Maßstab, keinen Sinn für das, was Kinder und Jugendliche eigentlich spielen können und wollen. So sind die früher so beliebten Ausschnitte aus Schillers „Wilhelm Tell“ und aus „Wallensteins Lager“ keine Spiele für Kinder und Jugendliche, sondern für die Berufsschauspieler und können auch nur von ihnen gespielt werden. Es ist nicht alles, was eine dramatisierte Form hat, auch für den Laienspieler brauchbar. Ein Spiel, das Laien spielen, muß dem Gestaltungs- und Ausdrucksvermögen der Spielenden angemessen sein. Alles, was süßlich, sentimental, gewollt naturalistisch ist, zwingt den Spieler zur Täuschung, zur Unwahrhaftigkeit. Psychologisches, Problemhaftes ist zu kompliziert. Alle Spiele, die von Charakteren getragen werden, sind nicht möglich für den Laienspieler, sondern gehören der Berufsbühne, wo nur der Künstler imstande ist, einen Charakter zu formen. Einfache, großzügige Handlung, typische Personen, beschwingte Sprache, Symbolisches kennzeichnen das brauchbare Laienspiel. Es will ja nicht Theater, sondern ein neues Ausdrucksmittel sein, deshalb ruhen seine Wurzeln in der gesamten Persönlichkeit des Spielers. Aus ihr erwachsen Darstellung und Sprachgestaltung und machen eine Maske überflüssig. Ist es zum Beispiel nicht widersinnig, einem Jungen einen Bart anzukleben, ihm eine gebeugte Haltung zu geben, d. h. ihn äußerlich in das Bild eines Greises zu verwandeln und

dann ertönt aus dem „bärtigen Munde“ eine Kinderstimme, meistens eine entstellte Kinderstimme, und man sieht Bewegungen, die in striktem Gegensatz zur Maske stehen, soll der Zuschauer wirklich glauben, der Junge spielt einen alten Mann? Ein solches Tun reizt allenfalls die Lachmuskeln, und deshalb kann man Schminke und Bart beim Groteskspiel durchaus verwenden. Wir wissen es aus den Kinderspielen in unserer Schularbeit, wie glaubhaft die Kinder aus sich heraus darstellen können ohne all' die Verkleidungen, glaubhaft in Haltung, Gebärde und Sprache. Trauen wir doch auch unserer Einbildungskraft, unserer Phantasie etwas zu! Sie ist ja nie so kümmerlich, auch beim erwachsenen Menschen nicht, wie man bei derartigen Spielgestaltungen anzunehmen scheint. Daß Jungen Mädchenrollen oder, was häufiger vorkommt, Mädchen Jungenrollen spielen müssen, widerspricht auch voll und ganz dem Sinn des Laienspiels, warum, brauche ich wohl nicht auszuführen. Im Laienspiel steht nicht einer oder wenige im Mittelpunkt des Geschehens, Laienspiel ist Gruppenarbeit, und jeder dient mit seinem Tun dem Gelingen der Aufführung, es ist ein Gemeinschaftsdienst. Und in welchem Umfange erfaßt dieser „Dienst“ den Menschen? Im Laienspiel finden wir gewisse Totalität: Dichtung, Sprache, Gesang, Musik, Tanz, Farbe, Architektur, die im Spiel zu einer Einheit gestaltet werden müssen. Danach braucht also nichts mehr über den Bildungswert des Laienspiels gesagt zu werden, das Laienspiel ist ein „lebendiger Weg zur Kunsterziehung“.

Mit diesen schlagwortartigen Ausführungen ist bei weitem noch nicht alles über das Laienspiel gesagt worden, manches wird in den nachfolgenden Ausführungen noch hinzukommen, Vieles muß ganz wegbleiben.

Es wird in den andern Blindenanstalten auch so sein, daß die blinden Kinder und Jugendlichen gern „Theater spielen“. Aus dieser Lust am Spielen ist bei uns die Spielgruppe entstanden. Jungen und Mädchen gehören zu der Gruppe, Jugendliche und Schüler. Aus der praktischen Arbeit heraus will ich berichten, wie wir an einem Spiel arbeiten, wie wir es spielfertig machen. Nicht der Spielleiter bestimmt das Spiel. Er richtet sich zunächst nach den allgemeinen Wünschen der Spieler, ob ein Märchenspiel, ein heldisches Spiel, ein Lustspiel oder ein ernstes Spiel verlangt wird. Das Eingehen auf die Wünsche erhält und erhöht die Spielfreudigkeit, ohne die eine Spielgestaltung nicht möglich ist; das Vorhandensein der Spielfreudigkeit macht die Gruppe erst lebensfähig. Aus der großen Zahl der Laienspiele wählt der Spielleiter dann einige geeignete Spiele aus und liest sie den Spielern vor. Nun prüfen wir, welches Spiel sich für uns am besten eignet. Inhalt, Sprache, Handlung des Spiels, unsere Spielfertigkeit usw. werden dabei berücksichtigt. Gemeinsam werden dann die Spieler bestimmt, nachdem sie auf ihre Brauchbarkeit für d i e s e besondere Rolle geprüft sind. Allmählich hat es jeder erfahren, was er sich zutrauen kann. Eine etwas zeitraubende Angelegenheit ist das Uebertragen

der Rollen in die Punktschrift. Wenn sich dann jeder mit seinem Text bekanntgemacht hat, kommen wir zusammen, untersuchen, probieren, legen fest, wie wir spielen werden. Jeder macht seine Vorschläge, wie er sprechen und sich bewegen muß. Schon jetzt ist unsere Aufmerksamkeit auf die Sprache gerichtet. Wir untersuchen, wie die Sprache gestaltet werden muß, damit die gewünschte Wirkung erzielt wird. Stimmklang, -färbung, -höhe, -stärke werden ausprobiert, Steigerungen, Gegensätze herausgearbeitet. Das bedeutet eine erhebliche Schulung des Sprechens, eine Erziehung zum guten Sprechen; denn nicht mit der Alltagssprache können wir ein Spiel sprechen, daß uns über den Alltag hinaus erheben soll. Jeder Spieler formt an seiner Type. Die Bewegungen, Stellungen auf dem Spielplatz, Auf- und Abgänge und schließlich auch die Spieldinge werden festgelegt, doch so, daß während der nachfolgenden Proben immer noch Aenderungen vorgenommen werden können. Es ist aber nun nicht so, daß jeder für sich allein, unabhängig vom andern formt. Alle die gemachten Vorschläge fließen bei dem Spielleiter zusammen, dessen eine Hauptaufgabe es ist, die Einheitlichkeit des Spieles zu schaffen und zu wahren. Von ihm gehen dann die speziellen Formungen aus, dem Spieler zu persönlicher Gestaltung Raum lassend. Diese Arbeit erfolgt in den Proben. Die Selbstkritik der Spieler ist schon so stark, daß der Spielleiter wesentlich unterstützt wird, und das Wollen, eine gute Aufführung fertig zu bringen so groß, daß der Antrieb von Seiten des Spielleiters nur hin und wieder nötig ist. Nach der erfolgten Aufführung kommen wir wieder zusammen, um über die geleistete Arbeit zu sprechen, um festzustellen, was noch nicht gut gewesen ist, wo es noch gefehlt hat, wie wir es besser machen können, was wir für die Aufführung des nächsten Spieles merken müssen. Dann suchen wir uns meistens gleich ein neues Spiel aus. Was für Spiele spielen wir? Sie müssen zunächst einmal einen dichterischen und sprachlichen Wert haben. Es gibt heute etwa ein halbes Tausend brauchbarer Laienspiele, so daß niemand zu kitschen Sachen zu greifen braucht. In dem dichterischen und sprachlichen Element liegt ja ein Geschmack bildendes Moment. Wir haben in den 2½ Jahren etwa 15 Spiele aufgeführt, d. h. wir sind eigentlich ständig mit der Gestaltung eines Spieles beschäftigt. Mit leichten Märchenspielen fingen wir an, die dauernde Uebung erlaubt es uns heute, schon recht schwierige Spiele vorzunehmen.

Die vielen Gattungen des Laienspiels machen es möglich, nicht nur den Erscheinungen des Pubertätsalters des Jugendlichen gerecht zu werden, sondern sie auch bildend zu beeinflussen. Das doch noch unausgeglichene Wesen des Jugendlichen richtet das Interesse bald da-, bald dorthin. Im Märchenspiel liegt etwas anderes als im heldischen Spiel, das Lustspiel, das Rüpelspiel, in dem viel improvisiert, freigestaltet werden darf, befreit, lockert gewisse Spannungen, wie das ernste, religiöse Spiel erhebt und wieder andere seelische Kräfte pflegt. Unser vorletztes Spiel war wieder

ein Märchenspiel (mit Spielern, die über 20 Jahre alt waren, in einem solchen Alter, in dem man vielfach sagt, Märchenspiel!!!? — Das ist etwas für Kinder!! und wieviel Spaß und Freude hat es gemacht!). Zur Zeit arbeiten wir an einem heldischen Spiel, dann soll zum Totensonntag ein ernstes, chorisches Spiel herankommen. Natürlich müssen wir bei der Prüfung der Spiele zuerst darauf achten, ob wir sie als Blinde auch spielen können. Spiele mit vielen und großen Bewegungen kommen wenig in Frage und müssen umgearbeitet werden. Lustspiele, deren Wirkung hauptsächlich im Bewegungsmäßigen liegt, fallen aus. Es ist mir aufgefallen, wie stark solche Spiele schon nach dem Vorlesen abgelehnt werden: „Das ist nichts!", obwohl manchmal noch etwas daraus zu machen wäre, aber da wagen sie sich nicht recht heran. Ein anderer Maßstab ist das Verständnis, das ein Spiel verlangt, das Verständnis, das auch beim Zuschauer und Zuhörer vorausgesetzt werden muß. Verschiedene Spiele haben wir zurückgestellt, weil von den Spielern festgestellt wurde: „Das verstehen ja die meisten doch nicht!" Wir spielen fast nur vor den Anstaltsinsassen. In den Laienspielsammlungen ist häufig noch das mittelalterliche Spiel stark vertreten. Als die Abkehr vom „Dilettantentheater" erfolgte, waren wenig brauchbare Laienspiele vorhanden, und man griff zu den alten Volksspielen in der Meinung, das rechte Spiel gefunden zu haben. Wie die gesamte Jugendbewegung aus der Flucht in die romantische Vergangenheit in die lebensnahe Wirklichkeit zurückgefunden hat, hat auch das Laienspiel eine Wandlung erfahren, die aber hier nicht weiter aufgezeigt werden kann. Jedenfalls werden solche Spiele, wie sie vor etwa 7—8 Jahren üblich waren, und zu der heute falschen Auffassung führten, Laienspiel wäre nur mittelalterliches Volksspiel oder Hans-Sachs-Spiel, von den Spielern abgelehnt. Je zeitnäher die Inhalte, die Sprache, die gesamte Form ist, um so lieber ist das Spiel. Es müssen die Spiele um solche Inhalte kreisen, die auch heute interessieren, die „aktuell" sind. Um nicht falsch verstanden zu werden, das äußere Geschehen mag im Mittelalter oder noch weiter zurückliegen, wenn nur der Sinn der Handlung uns heute etwas zu sagen hat. So ist das heldische Spiel „Glum", an dem wir gerade arbeiten, ein Spiel, das uns in die fernste Vergangenheit der Germanen führt, uns aber in einer feinen sprachlichen und spielbaren Fassung einiges über die vaterländische Einigkeit, über Zurückstellen kleiner persönlicher Privatinteressen da, wo es die Freiheit des gesamten Volkes gilt, zu sagen hat. Es ist auch eine Aufgabe des Spielleiters, so zu gestalten, daß die Beziehungen zur Gegenwart deutlich werden. Spiele, in denen das Gegenständliche, Konkrete vorherrscht, haben den Vorzug. Auch das ist eine logische Folge aus dem auf das reale Ding gerichtete Streben des heutigen Jugendlichen. Daß dieses Verhalten sich mit dem des Jugendlichen deckt, wie ihn Spranger in der „Psychologie des Jugendalters" gezeichnet hat, habe ich noch nicht recht feststellen können.

Es könnte jetzt noch Vieles über die bildende und erziehende Bedeutung des Laienspiels gerade für den Blinden gesagt werden. Aus dem bisher Aufgezeigten geht wohl schon hervor, in welchem Umfange und in welcher Tiefe die recht und ernst angefaßte Laienspielarbeit zu bilden und zu erziehen vermag, so daß ich mich hier mit kurzen Hinweisen begnügen kann, um dann einige blinde Jugendliche selbst sprechen zu lassen. Da das Spiel eine Ausdrucksform ist, wird der ganze Mensch erfaßt. Das Sich-frei-bewegen-müssen im Spiel schult die Bewegungsfähigkeit des Blinden, Bewegungen erwachsen aus dem Wort, unterstützen, unterstreichen den Sinn des Wortes, werden durch die Uebung gefälliger, lockerer, schöner, die gesamte Körperschulung und -erziehung erhält eine Unterstützung nach dem seelisch-geistigen hin. Die Stellung im Spiel und der Wechsel des Ortes bedingt ein gut entwickeltes Raumgefühl. Die Erziehung zum lauten, deutlichen und vor allem freien Sprechen vor einer Hörgemeinde sei erwähnt. Die Angst und Scheu, vor einer großen Menge zu stehen, wandelt sich in Ruhe und Sicherheit. Gewöhnung an eine geistige Beschäftigung, schon das Erlernen der Rollen, das ja nicht bloß eine Funktion des mechanischen Gedächtnisses ist, die Beschäftigung mit dem Inhalt, mit der Darstellung des Spieles sind Momente, die das geistige Leben wachhalten und neu ankurbeln. Die Erziehung zum Schönen sei nicht vergessen. Mit am wesentlichsten erscheint mir auch hier wieder, daß die Beschäftigung mit dem Laienspiel Freude an irgendwie Wertvollem erweckt, die Freude am Gemeinen, Häßlichen nicht erst aufkommen läßt, oder, wenn sie etwa da sein sollte, wirksam bekämpft. Die Freude am Spielen selbst und an der erzielten Leistung erhöhen das Lebensgefühl des blinden Jugendlichen, die verbitternde Resignation, das Gefühl der Minderwertigkeit verwandelt sich in positive Aktivität. Der frohe, aktive Mensch weiß im Lebenskampfe größere und anhaltendere Energien einzusetzen als der unfrohe, resignierende.

Da ich im Besitze einiger schriftlichen Aeußerungen über die Bedeutung des Laienspiels für einzelne Spieler und Spielerinnen meiner Gruppe bin, möchte ich auszugsweise daraus etwas mitteilen.

Der eine schreibt: „Der Gedanke, eine Spielgruppe zu gründen, wurde anfangs von wenigen angeregt. Durch das Aufführen von kleinen Spielen wuchs das Interesse der Kameraden mehr. Da meine Interessen zum Mitwirken auch immer größer wurden, trat ich in die Spielgruppe ein. Im nächsten Spiel, das zum Aufführen schon ausgesucht war, konnte ich schon eine kleine Rolle übernehmen. Beim ersten Auftreten ist man natürlich sehr erregt, das ist ja auch leicht erklärlich. Denn wenn man die Bühne betritt und den großen Raum, der mit Publikum angefüllt ist, vor sich hat, dann kann es einem unheimlich zu Mute werden, weil man noch nie die Gelegenheit gehabt hat, vor so einer Zuschauermenge etwas vorzutragen. Diese Angst legt sich schon. Sie wird bei jedem Auftreten geringer . . . . Durch das viele Auftreten wurde ich freier und lebhafter, das ist der erste Vorteil, den ich durch das Mitwirken errungen habe und komme zum zweiten Vorteil: das Sprechen. Bei den ersten Spielen wurde mir gesagt, ich soll lauter und deutlicher sprechen. Es war mir immer sehr peinlich, wenn ich dieses hörte, ja, ich muß sogar gestehen, daß ich darüber recht

böse war. Die Spielkameraden sagten mir, daß es sich schon mit der Zeit bessern werde. Und deshalb gab ich darauf acht und versuchte, immer lauter und deutlicher zu sprechen; ja, wenn es auch schwer ist, man soll doch den Mut nicht verlieren . . . . Durch das Aufführen von Spielen lernt das Publikum, was der Blinde zu leisten vermag. Das ist der dritte Vorteil . . . ."

Ein anderer: „. . . . . . Ich bin ein großer Freund der Kunst, das glaube ich von mir ohne Ueberhebung sagen zu dürfen. Schon dieses bewog mich, in die Spielgruppe einzutreten. Zweitens hatte ich schon einmal in einem Theaterstück mitgespielt und wußte deshalb, was es für eine Freude ist, über „die Bretter der Bühne" zu gehen . . . . Die Spielgruppe will nämlich eine Spielgemeinschaft sein, sie will keinen Obersten haben, Spielleiter und Spieler sind hier eins (?) und arbeiten gemeinschaftlich zusammen. Sich einer Gemeinschaft unterzuordnen, will auch gelernt sein, dazu bietet mir die Spielgemeinschaft eine gute Gelegenheit . . . . (Nachdem auch von der Ueberwindung des „Lampenfiebers" gesprochen ist, folgt noch eine Weiterführung): Das ist für mich von großer Wichtigkeit. Denn ich komme oft in die Lage, vor einem größeren Kreis von Menschen ein oder mehrere Solostücke oder Gesangsbegleitungen zu spielen. Wenn man vor einem größeren Auditorium etwas vorspielt, muß man sich . . . . innerlich darauf einstellen. Das lernt man bei der Spielgruppe mit Freude und viel Vergnügen. Erstens, weil ich mich da so recht geben kann, was sonst nicht aus mir herauskann, z. B. im „Peter Squenz" (von Gryphius), und zweitens weil ich glaube, andern Menschen durch mein Spielen mit den Kameraden eine kleine Freude zu machen . . . ."

Ein dritter: „. . . . Hätte ich gewußt, was ich heute weiß, nämlich welche Freude das Spielen macht, welchen Genuß es uns Spielern bietet, und daß man auch dadurch seinen Ausbildungskreis erweitert, dann wäre ich schon lange auf die Idee gekommen, eine Spielvereinigung zu gründen. . . . . Doch das steht fest, daß die Spieler nur eins wollen . . . sie wollen nur spielen. Es darf nichts anderes dabei sein. Ein Teil muß den anderen mit sich ziehen, und alle nähern sich dem einen Ziel, nämlich der Aufführung des Spiels . . . ."

Und noch eine letzte Stimme: „Eine Spielergruppe bildet sich aus folgenden Interessen: Aus der Freude am Spiel selbst, das Laienspiel, das in der Spielergruppe gepflegt wird, findet bei den Spielern Anklang, weil es einfach und natürlich ohne großen Kunstaufwand dargestellt werden kann. Ferner hat der Spieler Freude und Interesse am Spiel, weil die von ihm darzustellenden Charaktere, die in die einzelnen Rollen hineingelegt sind, ihn bilden und darum seine Kenntnisse erweitern. Durch die Spielergruppe soll die Jugend Anregung bekommen, ihr Streben auf höhere geistige Dinge zu lenken. Die Spielergruppe soll durch ihren Einfluß den Gemeinschaftssinn weiterhin verbreiten und stets für ein harmonisches Zusammenleben Sorge tragen."

Diese Aeußerungen lassen nicht nur die Stellung zum Laienspiel und seine Bewertung erkennen, sie zeigen auch etwas von der geistigen Haltung der Jugendlichen. Alle wollen einen Nutzen aus der Sache ziehen, welchen Vorteil habe ich? was kann ich dabei lernen? Daß noch Freude dabei entsteht, macht die Arbeit nur begehrenswerter. Dann finden wir noch den Hinweis auf die gemeinschaftsbildende Kraft und Absicht in der Laienspielarbeit.

Auf dieses Problem der Erziehung zur „Gemeinschaft" müssen wir nun noch im Zusammenhange eingehen, denn ein „Problem" ist diese Erziehungsaufgabe neuerdings wieder geworden. Innerhalb dieser Betrachtung will ich auch Stellung nehmen zu der Veröffentlichung E. Bechtolds „Die Einzelseelsorge im Erziehungsplan der

Anstaltspädagogik". (Blindenfreund 1931, Nr. 7/8, S. 164—169.) Es ist doch auffallend, daß es in der letzten Zeit so merkwürdig still geworden ist auf dem großen Fragengebiet der Erziehung zur Gemeinschaft, nachdem so viel gerufen worden ist nach allerlei Gemeinschaft. Ueberall, wo irgend mehrere Erwachsene oder Jugendliche oder Kinder zusammenkamen zu irgend welchem Zweck, ertönte der programmatische Ruf: Gemeinschaft! Arbeitsgemeinschaften, Klassengemeinschaften, Schulgemeinschaften, Spielgemeinschaften, Anstaltsgemeinschaften und noch immer mehr Gemeinschaften, und heute? Sind denn die Gemeinschaften da, nach denen man gerufen hat, da das Rufen aufgehört hat? Nein, sie sind nicht da! jedenfalls nicht so, wie man sie sich vorgestellt hatte. Das muß in aller Deutlichkeit festgestellt werden, wenn man ehrlich sein will. Warum ruft man nicht mehr, warum hört man eher gewisse Zurückhaltung? Weil uns die letzten Jahre auch da wieder eine neue Erkenntnis gebracht haben, aus der wir lernen. Das starke Gemeinschaftserlebnis ist in erster Linie durch den Krieg vermittelt worden, wo tatsächlich im Felde die stärkste gemeinschaftliche Bindung erfolgte. Das war ein beglückendes Erlebnis, und nach Beendigung des Krieges lag es nahe, allen dieses Erlebnis zu vermitteln und ein Leben in Gemeinschaften zu erwirken. Das bedeutete restlose und selbstlose Aufgabe des Ich für das Du zur Erhaltung der Gemeinschaft, zur Erhaltung auch des anderen, wie es aus der einseitigen Situation des Kampfes um Erhaltung des Lebens erwuchs und geübt wurde. Die vielen Kriegsbücher berichten davon. Nach dem Kriege in der Heimat wurde die Lebenssituation eine vielseitigere und andersartige: eine mannigfache Ueberschneidung der verschiedensten Interessen. Alle diese vielen Lebensbeziehungen sollten durch das Mittel der aus Kriegsnot geborenen Gemeinschaft geregelt, umgeformt werden. Es ging nicht. Dann ein zweites Moment, das in der starken Erlebniswelle jener Zeit nicht ganz zur vollen Bewußtheit durchdrang, manchmal auch gar nicht vorhanden war, enthält die heute immer deutlicher werdende Tatsache, daß es eine Reihe von Situationen, von Nötigungen zu bestimmten Entschlüssen und Verhaltungsweisen gibt, in denen die Gemeinschaft dem Einzelnen nichts abnehmen, nichts helfen kann; da steht der einzelne Mensch doch ganz allein für sich und muß für sich fertig werden, da kann eine Gemeinschaft mitunter von Schaden sein. Diese Erkenntnis hat immerhin erreicht, daß wir heute über Verwirklichungen von Gemeinschaften etwas kühler denken, ich kann auch sagen, etwas „sachlicher" denken. Es ist uns Menschen in unserm derzeitigen Entwicklungszustande auch gar nicht möglich, dauernd in „Gemeinschaft" zu leben, dauernd nur zu opfern — das bedeutet doch Gemeinnschaft — dauernd für den oder die andern da zu sein, sein Selbst ganz aufzugeben, wie es von einigen Menschengruppen bis zu einem gewissen Grade in dem gemeinschaftlich eingestellten Mittelalter geschah. Gemeinschaft steht uns heute als ein hohes, ich möchte fast sagen heiliges Ideal vor Augen,

zu dem wir uns immer bekennen, dem wir immer zustreben werden, das auch unser erzieherischesTun formt und leitet. Nur wollen wir nicht von Gemeinschaften reden, wo keine möglich und vorhanden sind. Die praktische Auswirkung dieses Ideals wird anders spürbar werden. Wenn es hier noch diese und jene Unklarheit gibt, möge man bedenken, daß wir augenblicklich mitten in diesem Umformungs- und neuen Werdeprozeß drinstehen, und daß uns die nächste Zukunft immer Einsichtigeres bringen wird. Jedenfalls besteht für jeden Jugendführer die Pflicht, diese Erscheinungen zu beobachten und sie in seiner Arbeit auszuwerten.

Rücken wir jetzt unsere spezielle Erziehungsarbeit in den Blickpunkt der Betrachtung, so müssen wir zunächst einmal fragen, wohin richtet sich unsere Gemeinschaftserziehung? Wir sprechen von der Anstaltsgemeinschaft, von der Schulgemeinschaft, von der Klassengemeinschaft, in einer Anstalt gibt es m. W. Familiengemeinschaften, bei uns haben wir Wander- und Spielgemeinschaften, Musik- und Bastelgruppen; für welche Gemeinschaft erziehen wir nun eigentlich? Jede verlangt den ganzen Menschen. Eine Anstaltsgemeinschaft wird durch die einzelnen Gruppen auch nicht geschaffen, da in jeder Gruppe verschiedene Menschen arbeiten, und ob die Familiengemeinschaften zur großen Gemeinschaft führen, lasse ich dahingestellt, auch, ob sie wirkliche Gemeinschaften sind. Denn wenn wir uns schon die natürlichen Familien anschauen, so ist eine solche Gemeinschaft wohl unser sehnlichster Wunsch, aber ob sie überall und immer vorhanden ist? Sehen wir objektiv die Familien an, finden wir doch sehr häufig gerade dort Gegensätze zwischen den Eltern und Kindern, Gegensätze auf allen möglichen Gebieten und in allen möglichen Formen. Unsere Anstaltsinsassen sind lediglich durch das äußere Schicksal an einen Ort zusammengeführt und sollen nun zu einer Gemeinschaft werden. Gewiß bietet das gemeinsame Schicksal eine Geneigtheit zum Zusammenschluß, wie das bei der Familie durch die Blutsverwandtschaft in noch stärkerem Maße gegeben ist. Aber reicht diese Geneigtheit aus, die so verschieden gearteten Menschen in einer Anstalt zu einer Gemeinschaft zu führen, zu einer Gemeinschaft, wie wir sie vorhin gekennzeichnet haben, und wie man sie sich auch allgemein vorstellt? Aus meiner immerhin recht intensiven und bewußten praktischen Tätigkeit auf diesem Arbeitsgebiet muß ich die Frage verneinen. Es wird dabei viel Nervenkraft unnütz vertan. (Das ist eine meiner schmerzlichsten „praktischen Erfahrungen“). Und wenn wir nun wirklich so etwas wie Gemeinschaft erreicht haben innerhalb einer kleinen Gruppe, was haben wir dann praktisch für den jungen blinden Menschen erlangt, der die Anstalt verlassen muß, um seinen wirtschaftlichen Existenzkampf aufzunehmen? Wieder nichts, unter Umständen haben wir sogar Schaden angerichtet. Aus seiner Gemeinschaft herausgerissen, steht er einem völlig Neuen gegenüber, fremden Verhältnissen, die oft stärker sind als er, fremden Menschen, die ihm wenig helfen können, und sein Herz, seine Ge-

danken sind bei der Gemeinschaft, die er verlassen mußte, und die ihm nun hier auch keine Hilfe bringen kann. Er ist doppelt unglücklich. Und wenn ein junger Mensch, der anfängt selbst zu entscheiden, in der Gemeinschaft, die ihn bis jetzt umgab, nicht mehr sein Genüge findet und sich eine andere Gemeinschaft sucht, was machen wir dann? Zwang???!

Das ist doch ausgeschlossen. Es ist also am besten, wenn wir aufhören, zur „Gemeinschaft zu erziehen", wenn wir unsere Kraft der Erreichung eines Zieles zuwenden, das im Rahmen des Erreichbaren liegt. Echtes Gemeinschaftsleben erlangen wir nicht! Damit scheint ein hohes Erziehungsziel der letzten Jahre gestürzt zu sein. Das ist nicht der Fall. Es soll hier nur versucht werden, das Reale aus unserm Ideal „Gemeinschaft" als Ziel herauszustellen. Die Bejahung der Gemeinschaft und das Streben nach ihr bleibt bestehen. Das „Reale" will ich mit „Gesellschaft" bezeichnen, mit geregelten, sittlich fundierten Verhaltungsweisen dem andern Menschen gegenüber, als Einzelwesen wie auch als Gruppe. Und das, was wir durch unsere Erziehungs- und Bildungsarbeit erreichen wollen, ist das leichtere „Einschwingenkönnen" in die menschliche Gesellschaft, wie sie sich uns heute tatsächlich bietet. Das heißt also, erstens Befreiung von den Isolationsschichten, die den Blinden gewöhnlich umgeben, und zweitens durch Erlebenlassen der zwischenmenschlichen Beziehungen die Notwendigkeit der Aufhebung der Isolation dem Blinden zur Einsicht bringen. Damit erlangen wir eine Förderung des zwischenmenschlichen Verstehens, wonach sich dann auch die Beziehungen von Mensch zu Mensch regeln, und die Formen einen Inhalt bekommen und nicht leer und angelernt erscheinen. Wir kommen auf diesem Wege der „Gemeinschaft" sehr nahe, und niemand braucht sich selbst aufzugeben, sondern kehrt nach seinem Tun in einer Gruppe in sein Privatleben zurück. Die Geneigtheit, sich im Dienste der Gesellschaft zu betätigen, bleibt wach und rege. Das könnte ich noch durch selbst beobachtete wie auch von andern mir mitgeteilte Tatsachen illustrieren, aber ich komme dann nicht zum Ende. Einem Einwand möchte ich noch begegnen. Es scheint so, als ob meine Haltung in diesen Erziehungs- und Bildungsfragen durch die Machterfordernisse der Außenwelt, durch die Fremdgesetzlichkeit in der Erziehung bedingt wäre. Dem ist nicht so. Erster Richtungspunkt in allen meinen Erziehungsmaßnahmen bleibt die Eigengesetzlichkeit der Erziehung. Mit andern Worten, nicht das etwas mit dem Jugendlichen durch die Erziehung geschehe, sondern das durch die Erziehung in dem Jugendlichen etwas geschehe. Es liegt hier eine Synthese zwischen dem Prinzip der Eigengesetzlichkeit und der Fremdgesetzlichkeit vor, in welcher das erste Prinzip leitend ist. Ich hoffe, daß das auch aus der Darstellung meiner praktischen Arbeit hervorgeht. Zu meiner Haltung hinsichtlich der Gemeinschafterziehung möchte ich abschließend be-

merken, daß wir und das Leben nicht einer Idee zu dienen haben, sondern das die Idee uns und dem Leben zu dienen hat.[1])

Nachbemerkung: Leider erst nach Fertigstellung meiner Arbeit habe ich ein Buch in die Hände bekommen, das ich gern vorher gekannt hätte, um für meine Haltung Belegstellen zitieren zu können. Jeder, der bewußt in der Gegenwart lebt und ihre Erscheinungen wahrnimmt, sollte dieses prachtvolle Buch lesen. Es heißt „Die Aufgaben unserer Zeit" und ist von dem spanischen Philosophen José Ortega Y Gasset, erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

*

Unter welchen Voraussetzungen kann die Herstellung von Holzpantoffeln zu einer lohnenden Blindenbeschäftigung werden?

Von Dr. Peyer-Halle a. S.

Unter Holzpantoffeln sind nicht jene ganz aus Holz gefertigten Schuhe, wie sie hauptsächlich in Holland und einigen Teilen Deutschlands getragen werden, zu verstehen, sondern Pantoffel, deren Oberteil, das sogenannte Pantoffelblatt, aus Leder und deren Sohle aus Holz besteht. Diese Holzpantoffel finden Verwendung in der Landwirtschaft, im ländlichen Haushalt und in einzelnen Gewerben wie Gerbereien, Wäschereien, Brauereien, bei Feuerarbeiten usw. Wenn auch heute der Bedarf an Holzpantoffeln etwa auf nur 50 % des Vorkriegsbedarfs geschätzt wird, so kann auf Grund der besonderen Eigenschaften des Holzpantoffels — Schutz des Fußes vor Nässe und Kälte — für die Zukunft ohne Bedenken mit einem Gleichbleiben des Bedarfs gerechnet werden, zumal Ein- und Ausfuhr oder Modeschwankungen für diesen Artikel keine Rolle spielen. Die Herstellung erfolgt einerseits in industriellen Betrieben mittlerer Größe und andererseits in sehr starkem Umfange in handwerksmäßigen Betrieben. Die Holzpantoffelfabriken stellen Holzpantoffel unter möglichster Verwendung von Maschinen her. Eine Standortanalyse für diese Industrie läßt sich nicht abgeben, da die Betriebe über ganz Deutschland verteilt sind; lediglich in Sachsen und Thüringen sind einige größere Betriebe räumlich näher vereinigt. Die größeren Betriebe verfügen über eigene Sägewerke, in denen das rohe Holz, im allgemeinen Erlen- oder Pappelholz, zu fertigen Holzsohlen verarbeitet wird. Eine derartige Holzbearbeitung erfolgt teilweise nur für eigenen Bedarf, teilweise aber auch für den Verkauf an die übrigen Holzschuhbetriebe, insbesondere an die kleinen handwerksmäßigen Holzpantoffelmacher. Ein Anwachsen der Holzpantoffelfabriken und damit ein Verdrängen der handwerksmäßigen Holzpantoffelherstellung ist nicht zu erwarten, da gerade in preislicher Hinsicht die gesamte Holzschuhindustrie eine außerordentlich schwere Konkurrenz durch die handwerksmäßigen

[1]) Bücher, die uns Wesentliches über den heutigen Jugendlichen sagen, sind:
Frank Matzke: Jugend bekennt: So sind wir! Leipzig 1930, Philipp Reclam.
Leopold Dingräve: Wo steht die junge Generation? Jena 1931, Eugen Diederichs.
Hermann Maaß: Geistige Formung der Jugend unserer Zeit. Berlin 1931.
Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände. (Sammelband).

Dann möchte ich noch für Interessenten einige brauchbare Spielverzeichnisse von Laienspielen nennen:
Ratgeber für Jugendspielscharen, Teil I. Herausgegeben von der Laienspielberatungsstelle beim Landesverein für freie Volksbildung und Wohlfahrtspflege in Ostpreußen E. V. Königsberg, Paulstr. 2. (Sehr gut!!)
Taschenbuch für Laienspieler. Herausgegeben von Dr. Richard Beitl. Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin.
Münchener Laienspiele. Ein Verzeichnis, herausgegeben von Rudolf Mirbt. Chr. Kaiser, München.

Kleinbetriebe auszuhalten hat. Gewiß ist der Großbetrieb durch seine Kapitalkraft der wirtschaftlich stärkere und kann seinen Betrieb durch die besten Maschinen, schärfste Arbeitsteilung und große Abschlüsse am vorteilhaftesten ausnutzen; auf der anderen Seite drücken aber gerade die handwerksmäßigen Betriebe, die in kleinstem Umfang, ohne Angestellte, ohne wesentliche Betriebskosten, meistens auch ohne Steuern und soziale Lasten arbeiten, in ihrer Gesamtheit jedoch eine nicht unerhebliche Produktion hervorbringen, mit ihren niedrigen Preisen so erheblich auf das Preisniveau, daß die Entwicklungsfähigkeit der Industrie von dieser Seite aus stark gefährdet wird. Die handwerksmäßigen Betriebe befinden sich also in einer nicht ungünstigen Lage, besonders dann, wenn gute Einkaufsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Nach Schätzungen von Sachverständigen werden im Jahr annähernd 4 Millionen Paar Holzpantoffel vom Handwerk hergestellt, während nur etwa 1 Million Paar auf die industrielle Produktion entfällt. Der Absatz erfolgt an Händler, Ladengeschäfte und direkte Verbraucher. Die Tatsache, daß gerade die handwerksmäßigen Kleinbetriebe an Private absetzen und damit die Verdienstspanne des Kleinhandels an sich bringen, läßt es erklärlich erscheinen, daß das Klein-Handwerk so stark an der Gesamtproduktion beteiligt ist. Gewisse Anhaltspunkte für die Verdienstmöglichkeiten bieten die auf der Jahresversammlung des Verbandes der Holzschuh- und Pantoffelfabrikanten e. V. am 7. und 8. Juli 1929 für Leipzig und Umgegend als richtunggebend hingestellten Kalkulationen:

	Männerpantoffel		Frauenpantoffel
	Nr. 26/27	Nr. 28/29	Nr. 26/27
Preis der Blätter (Rindleder)	0,48	0,66	0,32
Zuschneiden der Blätter	0,05	0,05	0,05
Holzsohlen	0,38	0,40	0,38
Arbeitslohn, Riemen, Draht, Nägel usw.	0,20	0,20	0,15
Herstellerpreis	1,11	1,31	0,90
Unkosten, Gewinn	0,30	0.32	0,22
Verkaufspreis	1,41	1,63	1,12

Die eingesetzten Preise beziehen sich auf sehr gutes Rohmaterial, sind aber trotzdem zu hoch, wie andererseits die Verdienstmöglichkeiten verhältnismäßig gering erscheinen, was aber darin seine Erklärung findet, daß die Zahlen einem Vortrag eines Fabrikanten gegen Preisschleuderei usw. entstammen. Tatsächlich sind die Verdienstmöglichkeiten, besonders auf dem flachen Lande, günstiger, da für Rohmaterial im allgemeinen wohl nicht mehr als RM. 0.70 bis 0.90 in Frage kommen. Für die Provinz Sachsen wurden für Holzpantoffel mittlerer Größe und guter Qualität in Großstädten Kleinverkaufspreise von etwa RM. 1.45 ermittelt. Für die gleiche Ware werden von Händlern in kleineren Dörfern hingegen Preise von RM. 1.80 bis 2.— erzielt. Dieser Tatbestand ist für uns von Bedeutung und zeigt uns den Weg, den wir bezüglich der Pantoffelherstellung durch Blinde zu geben haben.

Auf Anregung des Verbandes der deutschen Blindenanstalten haben die Hamburger Werkstätten für Erwerbsbeschränkte G.m.b.H. in dankenswerter Weise den Versuch gemacht, einen total Blinden in der Holzpantoffelanfertigung zu unterweisen. Der Versuch kann nach einer Ein-

arbeitungszeit von 6 Wochen als in jeder Beziehung gelungen gelten. Die von dem betreffenden Blinden hergestellten Pantoffel sind sehr sauber gearbeitet und von der Arbeit Sehender nicht zu unterscheiden. Der Arbeitsgang ist, vorausgestzt, daß Sohle und fertig geschnittenes Leder zur Verfügung stehen, was bei Blinden unerläßlich sein wird, im einzelnen folgender: Die Holzsohle wird mit einem Nagel an einem Schuhleisten befestigt, über dem Schuhleisten wird zunächst das Leder mit 3 Nägeln provisorisch an der Holzsohle befestigt, dann mit Krampen, die über einen um den Sohlenrand gelegten Draht in kleinen, gleichen Abständen verteilt werden, fest an die Sohle angeschlagen. Das Befestigen der Blätter kann auch nur mit Nägeln erfolgen. Mit einem scharfen Messer schneidet man schließlich das überstehende Leder ab. Die Arbeitsmethoden sind natürlich nicht überall gleich, so wird teils auf den Knien, teils auf einem Klotz genagelt. Im ganzen handelt es sich aber um Handgriffe, die von einem geschickten Blinden ohne weiteres ausgeführt werden können. Sollten sich beim Einschlagen der Nägel und Krampen oder beim Abschneiden des überstehenden Leders Schwierigkeiten ergeben, so sind leicht durch kleine Schienen brauchbare Hilfswerkzeuge zu schaffen. Bezüglich der Quantität reicht die Leistung des Blinden nicht an die des Sehenden heran. Während ein guter sehender Nagler in 8 Stunden bei einer Durchschnittsgröße 70 Paar Pantoffel herstellt, wird ein Blinder wenigstens in der ersten Zeit nicht über 10—20 Paar pro Tag hinauskommen. Ein Vertrieb von Holzpantoffeln in Städten oder eine Holzpantoffelherstellung größeren Umfanges in Blindenwerkstätten oder Werkstätten der Blindenanstalten kann auf keinen Fall empfohlen werden, da Absatzmöglichkeiten in solchem Ausmaße einfach nicht gegeben sind. Für die Holzpantoffelherstellung kommen danach nur in ländlichen Gegenden wohnende, geschickte blinde Handwerker in Betracht, die mit der Korb- oder Bürstenmacherei nicht recht weiter kommen und Wert auf eine handwerkerliche Betätigung legen. Es erscheint wichtig zu betonen, daß nicht wahllos junge Leute zu Pantoffelmachern auszubilden, sondern persönliche und örtliche Verhältnisse des Auszubildenden im besonderen im Bezug auf vorhandene Absatzmöglichkeiten, sorgfältig zu prüfen sind. Die Ausbildung dieser Leute geschieht am besten in einer Blindenanstalt, die für einen solchen Zweck für die Dauer eines ganzen oder halben Jahres leicht einen Schuhmachergesellen einstellen kann. Verfügt ein solcher Anstaltsbetrieb dann über gute Einkaufsquellen, — das Leder könnte z. B. sehr gut von Gefangenenanstalten oder Erwerbsbeschränktenwerkstätten zugeschnitten werden — dann kann die Anstalt den nach Beendigung der Ausbildung in die Heimat zurückkehrenden Handwerkern durch größere Abschlüsse gutes und preiswertes Material zuweisen und dadurch die Verdienstspanne der blinden Handwerker vergrößern helfen. Vielleicht können die Frachtkosten von einem Fürsorgeverein übernommen werden, um auf diese Weise den Blinden zu erhöhten Leistungen anzuregen. Daß wie bei allen anderen Handwerken auch hier nur gute Qualitätsarbeit einen Erfolg verbürgt, sei abschließend erwähnt. Als Fachblatt für die Holzpantoffelherstellung ist das Zentralblatt für die Holzschuh-, Pantoffel- und Filzschuh-Industrie und das Deutsche Holzschuhmacherhandwerk als offizielles Organ des Verbandes der Holzschuh- und Pantoffelfabrikanten Deutschlands zu empfehlen, das im Verlag Th. Sommerfeld, G.m.b.H., Berlin-Tempelhof, Braunschweigerring 52, zweimal monatlich zu einem Bezugspreis von RM. 3.— für das Vierteljahr erscheint und Bezugsquellen für die verschiedenen Rohmaterialien nachweist.

Es wird selbstverständlich zugegeben, daß mit diesem Vorschlag die Notlage des deutschen Blindenhandwerks nicht behoben werden kann. Gelingt es aber, in den einzelnen Bezirken der Blindenanstalten und Fürsorgevereinigungen nur wenigen blinden Arbeitern eine befriedigende Tätigkeit zu verschaffen, dann ist in der Arbeitsfürsorge für unsere blinden Handwerker gewiß ein erfreulicher Schritt vorwärts getan.

Zu dem Aufsatz in Nr. 10: „Erziehung zu guter Lebensform“.[1])

Herr Kollege Sawatzki hat am vorbezeichneten Ort die Wichtigkeit des Unterrichts in gesellschaftlichen Umgangsformen für unsere blinden Schüler dargestellt.

Alle Späterblindeten werden gewiß mit mir oft die Erfahrung machen müssen, daß der Ausfall der optischen Wahrnehmung im gesellschaftlichen Verkehr mangelnde Uebersicht und dadurch manchen kleinen Verstoß hervorruft. der, wird er auch von intelligenten Sehenden meist verhindert oder überbrückt, doch manchmal unser Auftreten mehr oder weniger lähmen kann. Und doch haben wir im Vergleich zu vielen Jugendblinden ein Uebergewicht an Sicherheit und Erfahrung. Darum müssen wir lebhaft dafür eintreten, daß den blinden Schülern unserer Anstalten der größtmögliche Grad gesellschaftlicher Sicherheit durch planmäßige Unterweisungen im Sinne der Ausführungen des Herrn Sawatzki gegeben wird. Es steht außer Zweifel, daß für das Vorwärtskommen eines Menschen jeden Standes neben Ausbildung und Tüchtigkeit gewandtes Auftreten, gepflegter Ton, gepflegte Erscheinung des Körpers und der Kleidung oft, ja meist bedeutungsvoll sind.

Auch ich halte diese Unterweisungen für zwecklos ohne ein ständiges wiederholendes praktisches Ueben aller Formen des gesellschaftlichen Umgangs. Wird dagegen eingewendet, gerade dieses „Ueben“ errege Belächelung und Resistenz unter den Schülern, wirke dadurch sabotierend, so muß zunächst gesagt werden, daß wir uns doch wohl nie durch das unmaßgebende Urteil unreifer Schüler in den unterrichtlichen Maßnahmen beeinflussen lassen können, wenn wir solche nach bestem Wissen und Gewissen im Interesse der Schüler für erforderlich halten, wie dies hier unleugbar zutrifft. Der scherzhaft anmutende Einwurf, dieser „Drill“ würde dem Freiheitsgefühl der Jugendlichen nicht gerecht und widerspreche Psochologie und Pädagogik der Reifezeit, wird am schnellsten entkräftet durch einen Satz aus meinem Kollegheft über eine jugendpsychologische Vorlesung Prof. Schneiders-Köln: „Ein Benehmen des Jugendlichen im Sinne des Bürgerlich-Wohlanständigen muß trotzdem (trotz Freiheitsgefühl) unnachgiebig gefordert und konsequent erzielt werden.“ In studentischen Korporationen erhalten die Neueintretenden außer anderen wichtigen Belehrungen eine planmäßige Unterweisung im allgemeinen und koleurmäßigen Benehmen mit wiederholtem Ueben (Vor- und Nachmachen), da ohne solchen „Drill“ alle derartigen Einwirkungen erfolglos bleiben, erfahrungsgemäß selbst bei Söhnen aus sogenannten „guten“ Familien. Und wenn auch oft über die frühere Sitte, Töchter zur allgemeinen und gesellschaftlichen Ausbildung in ein Pensionat zu geben, als Versagen des Elternhauses oder Mangel desselben an gesellschaftlich bildender Tradition gespöttelt wird, es steht doch fest, daß manche Frauen dem im Pensionat u. a. empfangenen gesellschaftlichen Schliff viel verdanken. Wieviel eingehender, wieviel länger müssen daher diese Unterweisungen in der Blindenanstalt erteilt werden, wo der Durchschnitt der Schüler einem ungünstigeren Milieu entstammt.

Dem gelegentlich vernommenen Einwand, anstelle der planmäßigen Umgangsformen genüge der stete Hinweis: „Benimm dich anständig, und du benimmst dich korrekt!“ ergeht es wie manchem Aphorismus: er kann nur für einen Augenblick blenden und verblaßt, wenn man ihn zu Ende durchdenkt. Denn das Wissen um das „anständige Benehmen“ setzt doch gesellschaftliche Erfahrung und Sicherheit, das taktvolle Beobachten, die Fremd- und Selbstbelehrung voraus. Dies alles fehlt beim durchschnittlichen blinden Schüler, darum wird gerade diese angebliche Widerlegung in der Form des angeführten Satzes zu einer ungewollten Begründung der planmäßigen Unterweisung in Umgangsformen.

---

[1]) Siehe Blfrd. Oktober 1931, S. 228.

Herr Kollege Sawatzki hat in seinem Aufsatz auch den Einwand besprochen, daß unsere blinden Schüler durch seine Unterweisungen in Umgangsformen angeblich eine Erziehung über den Stand ihrer Familie erhalten, somit einer Entfremdung oder gewissen Schädigung zugeführt würden. Die Ausführungen des Herrn Sawatzki an dieser Stelle verdienen gewiß eine besondere Würdigung. Zu dem Einwurf muß gesagt werden, daß jede Erziehung, will sie sich nicht dem Vorwurf der Ideologie aussetzen, auch eine mehr oder weniger intensive Veredelung des Milieus umfassen muß, weil dieses meist den nachhaltigsten Einfluß auf den Schüler ausübt. Als früherer Lehrer an Lehrwerkstatt und Werkschule des Industriegebiets kenne ich die Lebensform der proletarischen Schichten und urteile, daß jeder modern geschulte Industrielehrling durch praktische und theoretische Berufsausbildung, durch eine großzügige sportliche und ästhetische Jugendpflege weit über sein durchschnittliches „Herkommen" ausgebildet wird. Dies geschieht einmal, weil man dadurch das Abgleiten in rohe und menschenunwürdige Erscheinungsformen des proletarischen Lebens vermeiden will, dann aber auch, weil der Lehrling von heute für die Lösung mit schwererer Aufgaben vielseitig ausgebildet werden muß als seine Vorgänger, was darzustellen hier zu weit führen würde. Ebenso ändert sich heute fast die gesamte Ausbildung der Blinden, weil der Blinde als Stimmer, Reisender, Angestellter, Geistesarbeiter aller Gattungen, als Vertretr noch zu findender neuer Berufe andere Schwierigkeiten zu überwinden hat, weit mehr sich selbständig in der Oeffentlichkeit bewegen muß als die früheren Vertreter der alten typischen Blindenberufe.

Zu dem Erfolg der Unterweisungen im Sinne des Herrn Sawatzki noch ein Beispiel aus vielen: In den Jahren 1926—28 las mir in Soest ein Gymnasiast aus einer der ersten Familien vor. Manchmal kamen Schüler der Anstalt zu mir. Als wieder mehrere Schüler mich im Laufe eines Nachmittags besucht hatten, äußerte er: „Ihre Kleinen benehmen sich so unbefangen und korrekt, daß meine durchschnittlichen Mitschüler auf Prima davon lernen könnten!"

Die Wichtigkeit des besprochenen Faches zwingt dazu, es herauszuheben aus der ungerechten Minderbewertung als unwesentliches Nebenfach eines hierfür besonders interessierten Lehrers. Die Unterweisung in Umgangsformen müssen ordentliches oder planmäßiges Unterrichtsfach der Blindenanstalten werden.

Hans Köddermann, Soest.



Hofrat Alexander Mell, früherer Direktor des Blinden-Erziehungs-Institutes in Wien, zeitweiliger Schriftleiter unserer Zeitschrift, ist am 30. September d. J. im 82. Lebensjahre verstorben. Eine Würdigung seiner Lebensarbeit, wie sie einer seiner besten Freunde gesehen hat, brachte der „Blindenfreund" im Jahrgang 1930. Wir bewahren dem Verstorbenen ein treues Gedenken.

Die Schriftleitung.

Kleine Beiträge und Nachrichten

Aus Zeitungen. In den „Zahnärztlichen Mitteilungen, Berlin" vom 27. September 1931 berichtet Dr. Prelle, Uslar, unter der Ueberschrift „Zahnpflege in Blindenanstalten" von einem Fall seiner Praxis, der, wenn er zu der Verallgemeinerung berechtigte, die Dr. Prelle sich nicht scheut, niederzuschreiben, für die Blindenanstalten in der Tat beschämend wäre. Eine Mutter habe ihren jetzt elfjährigen Sohn, der sich seit dem fünften Jahre in einer Blindenanstalt befindet, ihm, dem Zahnarzt, vorgestellt. Der Ernährungszustand des Jungen sei schlecht gewesen. (Habitus paralyticus; Hühnerbrust). Zahn- und Bißverhältnisse

jammervoll. Das wird im einzelnen ausgeführt. Der Junge habe die Frage, ob die Kinder in der Blindenanstalt von einem Zahnarzt untersucht würden, verneint. „Nur falls jemand es vor Schmerzen nicht mehr aushalten könne, würde er zum Zahnarzt geführt.“ Dabei bezweifelte Dr. P. noch, ob es sich um einen Zahnarzt handele. Auf Anfrage habe die Blindenanstalt geantwortet, daß jetzt erst mit den regelmäßigen Zahn-Untersuchungen begonnen sei. Dr. P. schreibt dazu: „Wenn arme krüpplige erblindete Kinder vom 5. bis 11. Jahre, also in der kritischen Zeit des Zahnwechsels, in einer geschlossenen Anstalt interniert werden, und wenn man nun hier, bei einem ganzen Stab von Pflegern und vielleicht mit einem ärztlichen Leiter an der Spitze, diesen armen Menschenkindern, die in ewiger Nacht leben, auch noch die Kiefer verkrüppeln läßt, so ist dies, gelinde ausgedrückt, für das heutige Deutschland, dem Lande mit der besten sozialen Fürsorge der Welt, unerträglich.“ Die Blindenanstalten sollten öffentlich kundtun, wie es bei ihnen um die Zahnpflege ihrer Zöglinge wirklich steht! — In der Berliner Briefmarken-Zeitung vom 31. August 31 empfiehlt ein blinder Briefmarkensammler seinen Leidensgenossen das Sammeln und ruft sehende Freunde auf, dem Blinden das Sammeln zu erleichtern und ihn zu beraten. Durch vertrauenswürdige Fachleute und Familienmitglieder unterstützt, dürfte es dem Blinden nicht schwer sein, die einschlägige Literatur kennen zu lernen, die bildliche Erklärung der Marken zu verstehen und sich an einem reellen Briefmarkenhandel zu beteiligen. Für jemand, der vor seiner Erblindung schon gesammelt hat, wird das Weitersammeln nicht schwer sein.

Josef Ratspieler, bisher Volksschul- und Gewerbelehrer in Eichstätt, wurde an die Blindenanstalt Nürnberg als Blindenlehrer berufen.

Die **Blindenanstalt Nürnberg** bringt seit einiger Zeit Siegelmarken (Briefverschlußmarken) mit dem Blindenwarenzeichen für Werbezwecke heraus, die sich offenbar gut bewähren. Eingerahmt ist das Zeichen durch die Zeilen „Helft den Blinden, gebt ihnen Arbeit!“

In die **Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des deutschen Blindenhandwerks e. V.,** Berlin, wurden neu aufgenommen und erhielten damit die Berechtigung zur Führung des Blindenwarenzeichens: Franz Altner, Trierer Blindenwerkstätten, Trier, Zuckerberg 29; Johann Becker, Trier-Kürenz, Brunnenstraße 12; Blindengenossenschaft „Hansa“ e. G. m. b. H., Hamburg 24, Schröderstr. 4; Friedrich Heidenreich, Mannheim-Feudenheim, Talstraße 44; Karl Salzl, Amberg O.-Pflz., Schiffgasse 1; Eduard Stelter, Stieglitz, Neztekreis.

Zeichenapparat „Simplex“. Der Apparat ist in der mechanischen Werkstatt des RB.-Verbandes in Wernigerode/Harz hergestellt und ermöglicht die Zeichnung mit erhabenen, entweder fortlaufenden oder punktierten Linien auf Papier. Er besteht aus einer in der Mitte geteilten und nach unten zusammenklappbaren Holzunterlage, die in der Mitte der Teilungsseite ein kleines scharfkantiges Rädchen trägt, das ein wenig über die Fläche der Unterlage herausragt. Auf dieses Rädchen senkt sich am Ende eines Bügels, der in der Mitte der linken Kante der Unterlage befestigt ist, ein zweites, mit einer Rille versehenes Rädchen, das unter verstellbarem Federdruck steht. Bewegt man auf der Unterlage zwischen beiden Rädern ein Blatt Papier, so entsteht durch das Eingreifen der Kante des unteren Rades in die Rille des oberen Rades eine sichtbare und fühlbare Linie, deren Stärke durch den Druck des oberen Rädchens reguliert werden kann. Solche Linien können durch Drehung des Papiers um den Berührungspunkt der Rädchen in jeder beliebigen Anordnung hergestellt werden. Der Sehende kann mit dem Apparat jede gewünschte Figur, sei sie gerade oder krummlinig, regelmäßig oder unregelmäßig, aus freier Hand oder nach Skizzen oder aufgeklebter Zeichnung für den Blinden, tastbar herstellen. Auch der Blinde kann den Apparat zum Zeichnen von Figuren benutzen, deren Richtigkeit er sofort durch Abtasten kontrollieren kann. Zur Zeit liegt der Hauptwert des Apparates noch in der Benutzung durch Sehende für Blinde, denen etwas erklärt werden soll.

Der Apparat kostet 16 Mark und ist durch die Zentrale für Blindenhilfsmittel des RBV., Geschäftsstelle O. Vierling, Dresden N. 23, Moltkestraße 7, zu beziehen.“ — In der Sammlung des Steglitzer Museums ist noch kein derartiger Apparat vertreten. Unterzeichneter hatte Gelegenheit, den Apparat in der Geschäftsstelle des R. B. V. zu besichtigen. Zeichenversuche fielen zur größten Zufriedenheit aus. Hier ist tatsächlich ein Weg, in kürzester Zeit, ja sogar schnell im Laufe des Unterrichts Zeichnungen herzustellen. Dem Lehrer in Heimatkunde, Erdkunde und Raumlehre kann der Apparat wertvolle Dienste leisten. Da augenblicklich noch an einer Vervollkommnung des Apparates gearbeitet wird, um auch dem Blinden das Zeichnen zu ermöglichen, wird nach endgültiger Fertigstellung noch einmal über das Zeichengerät zu sprechen sein.

W. Schmidt, Berlin-Steglitz.

Aus Kapstadt teilt Herr A. W. Blaxall zur Berichtigung dessen, was ich in meinem New-Yorker Kongreßbericht über Südafrika bemerkt habe (Blfrd. Juni 1931, S. 121), folgendes mit: Südafrika hat zwei Blindenschulen, eine für weiße Kinder, eine für farbige. Eine Anzahl freiwilliger Kräfte bemüht sich um die Fürsorge für die Blinden und der Südafrikanische Landesrat für Blinde unterstützt und fördert das Werk. Aber es gibt dort keine Gesetzgebung, die den Blinden Fürsorge und Versorgung zusichert. Herr Bl. sendet auch den ersten Jahresbericht des National Concil for the Blind 1929/30. J. M.

*

Bücher und Zeitschriften

Pädagogische Gesamtbobliographie, Heft 14. Bibliographische Einführung in die Heilpädagogik. 2. Teil. Herausgegeben von Dr. Bruno Klopfer-Berlin. Erfurt: Kurt Stenger. Brachte der 1 Teil (Heft 11) die Literatur der psychischen und sozialen Regelwidrigkeiten im Kindes- und Jugendalter, so umfaßt dieser 2. Teil die „Hauptgebiete der Menschenkunde und Menschenbehandlung“. Das in Frage kommende Buch- und Zeitschriftenmaterial ist unter 11 Abschnitte aufgeteilt und zwar: 1. Pädagogische Psychologie. 2. Psychologische Prüfungsmethoden. 3. Analytische Richtungen. 4. Charakterologie. 5. Konstitutionsforschung. 6. Psychische Vererbung. 7. Soziologie. 8. Psychotherapie. 9. Neue Richtungen des medizinischen Denkens. 10. Erziehungsberatung. 11. Anhang. (Die Vernehmung und Begutachtung jugendlicher Zeugen.) Jeder Abschnitt weist weitgehende Gliederung auf. Kurze Zwischenbemerkungen umreißen Auswahl und Charakter der in einem Abschnitt vereinigten Schriften und Aufsätze. Uebersichtsarbeiten und grundlegende Werke sind gesondert angeführt. Orientierung über irgendein Gebiet wird dadurch wesentlich erleichtert. Die bis ins Einzelne durchgeführte Gliederung nimmt der Bibliographie den trockenen Charakter, der sonst ähnlichen Arbeiten leicht anhaftet und macht sie zu einem lebensvollen Führer durch die umfangreiche Literatur. Unter der Gruppe „Schreib- und Lesestörungen“ sind Arbeiten über Wortblindheit und Bewegungsstörungen bei Seelenblinden angeführt.

W. Schmidt-Berlin-Steglitz.

Prof. Dr. C. H. Sattler und Reg.-Med.-Rat Dr. J. Kaiser, **Berufswahl und Auge.** Mit Vorschriften über die Anforderungen an das Auge bei der Einstellung in verschiedene Berufe. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart. Geheftet: 4.— RM. — Die Schrift bringt:

a) formulierte Anforderungen verschiedener großer Berufsverbände an das Auge aus Dienstanweisungen, amtsärztlichen Vorschriften, ministeriellen Verordnungen etc.;

b) ein alphabetisches Berufsverzeichnis mit Anforderungen an das Auge nach früheren Tafeln von Silex, Feilchenfeld, Hanke u. a. und

c) kurze Hinweise auf Ausbildung und Berufe für Blinde, Sehschwache und Augenkranke. Die Ausführungen, soweit sie Blinde angehen, halten sich an die Arbeiten in Strehls Handbuch der Blindenwohlfahrtspflege.

Die Schrift will besonders Augenärzten, beamteten Aerzten und Berufsberatern mit Auskunft dienen. Sie verdient auch in unserem Leserkreis volle Beachtung. Wertvoll für die Blindenberufsfürsorge sind die Anmerkungen bei denjenigen Berufen, für die besondere Anforderungen an das Auge nicht ausdrücklich festgelegt sind. Die im Berufsverzeichnis angegebenen Sehschärfen dürften wohl nicht unbedingt zu nehmen sein. Die Verfasser wollen damit nur Anhaltspunkte geben, „an deren Hand der berufsberatende Laie möglichst auf Grund eines augenärztlichen Untersuchungsergebnisses sich schnell orientieren kann". Bei der Berufswahl sei möglichst individualisierend vorzugehen. Das Büchlein sei bestens empfohlen. H. M.

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.

Ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt

Erscheint monatlich einmal 24 S. stark; in Deutschland nur durch die Post zu beziehen; unter Kreuzband erfolgt kein Versand



Bezugspreis pro Nr. 1.— Rm. Anzeigenpreis 50 Goldpfg. die oo eingespaltene Kleinzeile oo

Der Blindenfreund

Zeitschrift für das Deutsche Blindenwesen

Organ der Blindenanstalten, der Blindenlehrer-Kongresse, des Vereins zur Förderung der Blindenbildung und des deutschen Blindenlehrer-Vereins

Gegründet und bis September 1898 herausgegeben von kgl. Schulrat Wilhelm Mecker †
Fortgeführt bis Dezember 1923 von Schulrat Brandstaeter-Königsberg i. Pr., Dir. Lembcke Neukloster, Schulrat Zech-Goslar †

Herausgegeben vom Deutschen Blindenlehrerverein / Schriftleiter Herm. Müller, Barby a. E.

Nummer 12 **Düren,** Dezember 1931 · 51. Jahrgang

Planes Tasten

Von Dr. J. I. Bauer-München.

Ueber das Tasten ist eine so stattliche Fachliteratur vorhanden, daß es scheinen könnte als wäre jedes weitere Wort überflüssig. Wenn trotzdem eine bescheidene Anregung zu einem neuen Versuch um das Zentralproblem der Blindenbildung unternommen werden soll, so kann es nur eine Anregung sein, ein Versuch das Erkenntnis-Aequivalent, dessen der Blinde unbedingt bedarf, auf bisher unversuchtem Wege anzubahnen.

Ueber die „Erziehung zum Tasten“ ist viel zu lesen. Die für die Normal-Pädagogik struktiv gleichgelagerte Frage und Aufgabe ist: die Erziehung zum Sehen. Auch hierüber ist viel zu lesen. Trotz all dieser Literatur und trotz ehrlichster Mühewaltung in den Schulstuben gibt es immer noch reichlich viele Sehende, die nicht sehen, weil sie das Sehen nicht gelernt haben; es gibt auch leider reichlich viele Blinde ohne Tastkultur und Tastökonomie. Vielleicht läge es nun mancher pädagogischer Mentalität in gleicher Linie, fortzufahren: Wenn es also um die praktische Unzulänglichkeit der Seh- bezw. Tasterziehung so bestellt ist, so sei ein neuer Weg gezeigt, praktische Hinlänglichkeit zu erreichen. In solch plattem Sinn will das „plane Tasten“ nicht verstanden sein. Wenn es ausgesprochen sein soll, das plane Tasten hat seine Herleitung aus dem „Psychologischen“ genommen, bewegt und belebt durch die Abzielung auf Alltagsbedürfnis und Berufserfordernisse.

Mit derselben abrißweisen Rechtfertigung könnte freilich auch eine Abhandlung über das „plastische Tasten“ begonnen werden. Wer also die unglückliche Frage stellen würde, ob das „plane“ oder

das „plastische Tasten“ den lebendigen Bedürfnissen des Blinden näher komme, der hätte eine unmögliche Frage getan. Ebenso abwegig wäre die andere Fragestellung, ob wohl die Alltagsbedürfnisse litten, bei Ausfall einer „planen“ Tasttechnik, was mit anderen Worten hieße, eine Anregung über „planes Tasten“ füllte eine bisher empfindliche praktische Lücke auf. Hiervon will nicht annäherungsweise die Rede sein. Aber warum soll der Versuch einer Bereicherung der Tasttechnik unterlassen werden, weil er nicht fundamental ist, sondern nur Baustein unter Bausteinen, Glied unter Gliedern sein will?

Daß Erörterungen über „Tasten“ und „Tasttechnik“ mit Achselzucken da und dort werden aufgenommen werden, beweist nicht die allgemeine Teilnahmslosigkeit gegen neuartige Fragestellungen um das uralte Gebiet des Tastens. Das „plane Tasten“ ist in seinem Wesen auch gar nicht für den Elementar-Unterricht abgestellt, nicht einmal für die Durchschnittsbedürfnisse der Oberklassen und der Fortbildungsschule. Das „plane Tasten“ will für bestimmte berufliche und wissenschaftliche Einstellungen geübt und praktiziert sein. Zwischen dem „plastischen Tasten“ und dem „planen Tasten“ besteht ein ähnliches Wesensverhältnis wie zwischen dem „Zeichnen nach der Natur“ und dem „projektivischen Zeichnen“. Viele Berufe der Sehenden haben kaum das Bedürfnis nach projektivischen Zeichnungen; andere Berufe leben förmlich davon, z. B. der Zimmermeister, der Maschinenbauer. Wer nicht zum projektivischen Zeichnen angehalten und damit zum projektivischen und perspektivischen Sehen erzogen worden, wird projektivische Zeichnungen nicht ausdeuten können, anderseits der dazu Erzogene es mühelos kann. Ein im Sinne des projektivischen Zeichnens erzogener und geschulter Mensch kann sich anderseits alle und jede Objekte aus Natur und Lebenswirklichkeit „projiziert“ vorstellen. Das mag nun für den alltäglichen Lebensgebrauch überflüssig oder höchstens interessant sein, für bestimmte Berufe ist es unerläßliche Voraussetzung. Hätte das projektivische und perspektivische Sehen und Zeichnen keinen Zweck, so wäre es mindestens formal in hohem Grade und eigentümlich bildend. Was für eine Veranlassung bestünde denn sonst, Unterricht und Erziehung zu projektivischer graphischer Darstellung in die Vorbildung auch jener Berufsstände aufzunehmen, die in ihrer Berufspraxis wirklich niemals vernünftigen Anlaß zur praktischen Gebrauchmachung projektivisch graphischer Fertigkeit machen können, wie etwa Philologen, Aerzte und Chemiker. Alle höheren Schulen haben irgendwie Projektionszeichnen in ihren Lehrplänen vertreten; aber nicht nur höhere Schulen, auch Fortbildungsschulen und 8. Klassen der Großstädte.

Es dürfte die Wesenserfassung des „planen Tastens“ bedeutsam erleichtern, besinnt man sich zuvor auf die psychologische Andersartigkeit des projektivischen Sehens gegenüber dem „naiven und natürlichen Sehen, wozu denn eigentlich der Schüler der Volksschule, also der Mann des Werklebens und der Alltäglichkeit er-

zogen werden soll. Das natürliche und naive Sehen läßt einen Gegenstand ins Blickfeld treten und erfaßt ihn sinnenmäßig wie er sich natürlich darbietet. Es folgt vom Standpunkt der Apperzeptionspsychologie aus keine absichtliche und willkürliche Bereitstellung von Apperzeptionshilfen (apperzipierenden Vorstellungen). Demzufolge wird bei einem regen Geist auch nur die passive, nicht aber die aktive Phantasie den Gegenstand umspielen. Geradezu instinktmäßig wird der Gegenstand so unbefangen, vorbehaltlos und naiv erfaßt, wie der intellegible Gewinn aus dieser Erfassung im tagtäglichen Leben wieder will eingesetzt werden. — Beim projektivischen Sehen erfolgt ein Willensakt, der die erkenntnismäßige Einstellung dämmt. Wer einen Gegenstand projektivisch erfassen will, wird ihn mit Vorsatz in nur drei und nur in drei Einstellungen betrachten; denn normaler Weise wird ein projektivisch zu betrachtender Gegenstand in den drei Dimensionen nach gleichem Winkelmaß betrachtet. Aus dieser psysischen und diktatischen Einstellung lebt die „Darstellende Geometrie". Durch diese nach Zahl und Richtung bestimmte und bedingte Betrachtung wird auch die Phantasie aktiv sich das projektivische Bild zuvorkommend vorstellen. Die apperzeptive Tätigkeit schöpft nicht mehr aus Lebenspraxis und Tagesbedürfnis, sondern aus den Vorstellungsmassen, die Geometrie, Stereometrie, Statik, Optik und graphische Darstellungstechniken (meist erst elementarer Art), angeliefert haben.

Ein umgekehrter Prozeß geht vor sich, wenn eine projektivische zeichnerische Darstellung in die Lebenswirklichkeit und zum praktischen Gebrauch umgedacht werden soll. Wer nicht ein gerütteltes Maß zeichentechnisch projektivischer Schulung hinter sich hat und dazu noch über eine natürliche räumliche Phantasiebegabung verfügt, der wird einigermaßen vielgestaltige Projektionszeichnungen nicht ins Plastische übersetzen oder übertragen können, m. a. W. es bleiben die projektivischen Darstellungen nur perzipiert, nicht aber apperzipiert. Wer zu diesen Ausführungen ein Beispiel wünscht, der denke an eine Grundrißzeichnung der elektrischen Schaltungen in einem D-Zugwagen oder an den zeichnerischen Aufriß einer modernen Orgel. Während die Nichterkennung einer natürlichen, formrealen Darstellung eines gebräuchlichen Gegenstandes, etwa eines Eisenbahnwagens, eine Ausfallserscheinung im Intelligenz- und Verstandesleben darstellt, läßt die Nichterkennung des Sinngehaltes einer projektivischen Zeichnung nur auf den Mangel einer Fachbildung schließen.

Da es sich, wie gesagt, zwischen dem „planen Tasten" und dem projektivischen Sehen im psychologischen Sinn um eine Verhältnissetzung handelt, so mag aus letztgenannter Konsequenz erhellen, wie fernab dem Gedanken eines projektivischen Tastens jeder pädagogische Hochmut sein wird.

Um die psysische Verhältnissetzung zwischen projektivischem Zeichnen bezw. Sehen und „planem Tasten" vollbringen zu können,

wird es gut sein, das „plastische Tasten“ vorher noch auf seine apperzeptiven Bestimmtheiten hin zu untersuchen. Schließlich muß aber noch eine kleine Vorhaltung psysischer bezw. technischer Art erhoben werden. Während der Sehende zum verstandesmäßigen Erfassen (Appzipierung) einer Zeichnung durchaus nicht vom Material der Zeichnung, d. i. Papier, Tusche, Bleistift, Farbsubstanz, abhängig ist, ist der Blinde in seiner Erkenntnistechnik schlechthin dem Material ausgeliefert. Ein durchschnittlich begabtes und geschultes blindes Kind wird mit 12 Jahren wohl eine präparierte Henne, um in Beispielen zu reden, erkennen, während es eine Gips- oder Porzellanfigur, die eine Henne naturgetreu nachbildet, schwerer oder gar nicht erkennen wird. Uebrigens ist ja auch für den Sehenden die apperzeptive Unabhängigkeit nicht unbedingt; man weiß, was schlechte Reproduktionen oder unnatürliche Farbtönungen an Verwechslungen hervorrufen können! Es sei nun für die folgenden Gedankengänge stets der bestakzeptable Gegenstand als Tastobjekt angenommen. Es seien also nebensächliche, außerpsysische Fehlerquellen ausgeschaltet.

Erfaßt ein Blinder tastend ein Objekt, so wird der psychologisch erfahrene Zuschauer noch viel leichter als beim Sehenden das Aufkommen apperzipierender Vorstellungen wahrnehmen. Dem Blinden sind also reale Lernhilfen leichter abzusehen oder zu kontrollieren. Die tastende Hand summiert Teileindrücke zum Gesamteindruck oder löst den Gesamteindruck in apperzipierbare Elemente auf, oder wie immer die Tasttheorie sich erklären mag. Jedenfalls sucht der Blinde beim „plastischen Tasten“ Erkenntniszuwachs, der irgendwie und irgendwann im praktischen Leben eingesetzt zu werden vermag. Rein psychologisch gesprochen, bedeutet das „plastische Tasten“ für den Blinden Bereicherung der Vorstellungsmasse. Das „plastische Tasten“ will Realistik, naiven Gewinn, natürlichen Zuwachs.

Dem Blinden eine tastpsychologische Einstellung nahe zu legen, die der Einstellung zum projektivischen Sehen nahe- oder gleichkommt, ist praktisch wohl kaum mit weiterer Absicht unternommen worden. Deshalb seien die diesbezüglichen Ausführungen dreigegliedert.

1. Worin besteht die psysische Eigenhaltung fürs „plane Tasten“?
2. Hat diese tasttechnische Eigeneinstellung Selbstwert?
3. Wodurch gewinnt die Einstellung aufs „plane Tasten“ psysischen Lebenswert, überhaupt Lebenswert?

Wollte ein Blinder „plan tasten“, so müßte er sich psysisch davon frei machen, Realistik, Detail, Individualismen wahrnehmen zu wollen, er müßte sich frei machen von der Einstellung, einen lebenswahren Gegenstand sich zu lebenswahren Zwecken zur Erkenntnis zu bringen: Die Einstellung müßte also schon rein psysisch abstrakt sein. Die tastpsychologische Einstellung müßte auch nach der formellen Einstellung hin sich vereinfachen und abstrahieren,

vor allem aber müßte die bewußte Annäherung aus nur drei und nur aus drei ein für allemal bestimmten Richtungen erfolgen. Dieser Erfordernis wäre aber nicht genügt, wenn von dem Gegenstand zunächst die Oberseite so weit betastet würde bis man vernünftigerweise annehmen könnte, es beginne nun die Vorderseite oder das rechte Seitenstück. Es müßte die gesamte Handtechnik eine andere werden. Das formale Tastinteresse dürfte nicht auf Oberflächenbeschaffenheit hinauslaufen, dürfte auch nicht mit einer real kritisierten Oberflächenausmessung gleichbedeutend sein, sondern müßte in streng dreifacher Richtungsannahme auf maximale Umfänge realer Gegenstände abzielen. Dabei müßte die innere Einstellung vorherrschen, als führten von den geometrischen Maximalumfängen gerade Linien auf eine Ebene, einer zum Tastgegenstand rechtwinkelig orientierten Fläche. Diese imaginären Linien (Tangenten für die vorgefaßten Maximalumfänge, Sagittallinien für die gedachte Ebene) verlaufen in nur einer der drei möglichen Projektionsrichtungen. Diese sachlich und formal vollkommen abstrakte Einstellung ist schon manchem Sehenden für optische Bezüge schwer; sie wird auch nur begabten und überdurchschnittlich geschulten Blinden möglich sein. Dessen unbeschadet mag der Gedankengang zu Ende geführt werden. Parallelsetzungen zu gewissen Einzelheiten des Normalunterrichts und der Normallehrpläne geben dazu ein erhöhtes Recht.

Die Schwierigkeit dreidimensionalen Tastens für die tastende Hand wird darin liegen, nur auf maximale Umfänge hinzudrängen und diese maximalen Umfänge aus buchstäblich einfacher und nur dreisinniger Tastrichtung zu gewinnen. Das wird nur möglich sein, wenn sich die tastende Hand von einer lebhaften aber sinnwilligen Phantasie immer wieder auf eine imaginäre Ebene hindrängen läßt, die eindeutig senkrecht steht zu je einer der drei nur möglichen Tastrichtungen. Weil es sich im psychologischen Abriß des „planen Tastvorganges“ ohne jene Hilfsvorstellung der imaginären senkrechten Ebene nicht auskommen läßt, wurde der Ausdruck „p l a n e s“ Tasten gesetzt. Diesem Ausdruck sinngleich wären Ausdrücke wie „dreidimensionales Tasten“, „Tasten in der Sagittallinie“, „projektivisches Tasten“.

Wie nun alles projektivische Sehen keinen Selbstzweck und Selbstwert hat, so hat, um hiermit den zweiten Fragepunkt zu erledigen, auch das „plane, sagittale, projektivische oder dreidimensionale Tasten“ keinen Selbstwert, keinen Selbstzweck.

Die ganze Angelegenheit des „planen Tastens“ drängt auf einen außerpsychischen Wert, auf einen Lebenswert hin. Die ganze Frage nach dem „planen Tasten“ hat nur einen Sinn, wenn es seitens des Blinden zu einer Darstellungsform kommen kann, die in ihrer psysisch funktionellen Setzung dem projektivischen Zeichnen entspricht. Sehen und zeichnen, tasten und darstellen sind proportionale Verhalte.

Nachdem nun schon für Blinde beachtenswerte Zeichengeräte geschaffen sind, könnte die Darstellung aus dem „planen Tasten" nur von untergeordneter Schwierigkeit begleitet sein. Der Sehende muß auch, um ein volles Bild aus der projektivischen Schau niederzulegen, von einem Gegenstand drei Bilder entwerfen. Beim Blinden müßte es ebenso geschehen. Es dürfte auch didaktisch keine besondere Schwierigkeit verursachen, die tastbare Darstellung des maximalen Umfanges eines Körpers auf einer Ebene zu verlangen; es würde letzten Endes nur die imaginäre Ebene realisiert. Methodisch gesehen müßte in dieser realen Einführung der Projektionsebene eine vorzügliche Maßnahme des Unterrichts im „planen Tasten" bestehen. Vielleicht eignet sich hierzu — es soll wirklich nur sachlich und ohne Beigeschmack verstanden sein — am vortrefflichsten der Schleußner'sche Wachsfaden.

Nun hat die anfänglich so abstrakte Angelegenheit des „planen Tastens" doch eine reale Seite gefunden. Mehr sogar! Glückt es, begabte Blinde zum „planen Tasten" zu erziehen, so hat man der Blindenbildung ein Positivum zugeführt, das für den Blinden mehr bedeutet als die Anfügung von Projektionszeichnen an den Bildungsplan eines humanistischen Gymnasiums. Versteht sich der Blinde auf projektivische Erfassung, erst tastend, dann darstellend, so ist ihm ein neuartiger Erkenntnisweg und eine neuartige Darstellungsweise gegeben worden. Für den Blinden ist dies mehr als nur eine formale Uebung; für ihn verbirgt sich dahinter Lebenswert.

Dieser Lebenswert kann insofern dem „planen Tasten" und Darstellen zugesprochen werden, als mit der Vertrautheit mit dreidimensionaler, projizierender Erfassung und „planer Darstellung" eine neue Lernhilfe dem begabten Blinden geschaffen wurde. Die praktische Bedeutung ginge sogar noch weiter. Versteht sich der Blinde auf Rückübersetzung projektivischer Darstellungen ins Lebenswirkliche, so können wir den Blindenlehrbüchern „Illustrationen" beifügen, also Schaubilder oder Tastbilder, wie sie den Grundrißskizzen, Aufrissen und stereometrischen Schemen in unsern Schwarzdruckbüchern entsprechen. Ob hiermit blinden Klavierstimmern, Mathematikern und Physikern, auch blinden Musikern, sofern es sich um Instrumentenbau handelt, gedient ist, das können nach erfolgter Praktizierung erst die betroffenen Kreise beurteilen. Bedenkt man ferner, wie materiale Einzelheiten durch erprobte Tastqualitäten in der druckmäßigen Darstellung bestimmt werden können (Holz etwa dargestellt als glatt, Leder als rauh, Filz als scharf punktiert), so lebt vielleicht doch hinter dem vermutlich abstrakten Problem vom „planen Tasten" praktischer Wert auf.

Die methodisch-diktaktische Hinführung zum „planen Tasten" hat einen langen Weg. Unerläßlichste Voraussetzung ist eine sorgfältige allgemeine Tasterziehung, die zu einer wirklichen Tastkultur und einem Wissen um Tasten und Tasttechnik führt. Als wertvolle Zwischenstufen zwischen dem „plastischen Tasten" und dem „planen

Tasten“ können die Verwertung kubischer Formen zu Tastbildern generellen Inhalts (Statistiken, Proportional-Verhältnisse, Prozentverhältnisse) und die Auswertung klarer Tastqualitäten zu Schaubildern (Schichtungen, Proporzverhältnisse) angesehen werden. Es werden auch gute Vordienste erreicht durch Einführung des planreliefen Profils in den Erdkundeunterricht. Der eigentliche Sinn des „planen Tastens“ muß nur ein einziges Mal richtig erfaßt sein. An vielen Uebungen wird die Fertigkeit wachsen. Am ungezwungendsten dürfte sich der Anschluß zur Unterweisung im „planen Tasten“ und zur projektivischen tastbaren Darstellung beim Unterricht in der Geometrie ergeben, wo doch schon auch die euklidische Geometrie die Vorweisung abstrakter Zeichnungen an den blinden Schüler verlangt; man denke nur an die Darstellung von Nebenwinkel, Gegenwinkel etc. — Im allgemeinen wird es für den Blinden wesentlich wichtiger sein, projektivische Zeichnungen in ihrer Realistik umdeuten zu können, als umgekehrt reale Körper projektivisch darzustellen und deshalb „plantastend“ zu erfassen. Da keinerlei wesentliche Vorversuche — vielleicht darf ich an meine bescheidenen stereometrischen Darstellungen bei den Ausstellungen in Königsberg O.-Pr. und Nürnberg erinnern — vorhanden sind, mag vorerst diese generelle Aufzeigung der Wesensart und der lebenswerten Konsequenz des „planen Tastens“ genügen.

*

Das Rollballspiel

(Ein Kampfspiel für Blinde.)

Dyck, Halle a. d. S.

Auf Sport- und Spielplätzen betätigt sich jung und alt unermüdlich, stundenlang im Ballspiel. Während die Kleinen an den einfachen Formen des Werfens und Fangens ihre Freude haben, sucht die reifere Jugend das Kampfspiel und huldigt dem Fußball, Handball und Hockey. Würden wir die beim Ballspiel freiwillig vollbrachte Körperleistung in m/kg messen, so würde eine ganz respektable Zahl herausspringen. Werten wir neben dieser körperlichen Leistung, die die Entwickelung der Organkraft, Muskelkraft, Ausdauer, Schnelligkeit und Geschicklichkeit in sich schließt, die geistige Anspannung, die Erziehung zur Willenskraft, Entschlußkraft, zur Ein- und Unterordnung, zur Selbstbeherrschung, schauen wir in die glänzenden Augen der Spieler, die Zeugnis ablegen von der Begeisterung, mit der schwere körperliche Arbeit spielend geleistet wird, so muß uns tiefes Bedauern darüber erfüllen, daß unsere Blinden abseits standen, für diesen Sportbetrieb vom Sportplatz verbannt waren.

Wohl greifen sie zum Schleuderball, um im Weitwurf sich zu üben. Damit ist aber dessen Verwendungsmöglichkeit auch erschöpft. Selbst wenn sie im Mannschaftsspiel sich zusammenfinden, wobei jede Partei bestrebt ist, den Gegner durch weite Würfe über eine Grenzlinie zurückzutreiben, kann von einem

Kampfspiel noch keine Rede sein. Denn zum Kampf gehören Abwehr und Angriff. Die Abwehr beim Schleuderballspiel besteht in der Abwehr des Balles aus der Luft oder im Fangen desselben. Beides schaltet für den Blinden aus. — Hat ein blinder Spieler geworfen, so muß er teilnahmslos warten, bis die andern Spieler ihren Wurf getan. So folgen auf eine Zeiteinheit körperlicher Anspannung beispielsweise bei fünf Spielern auf jeder Seite neun Zeiteinheiten vollkommener Leerlauf. Bei einem Kampfspiel aber wird verlangt, daß jeder Spieler während des ganzen Spielverlaufs ununterbrochen in Bereitschaft steht, um bei den wechselnden Kampflagen schnell entschlossen seinen Mann zu stehen. Diese Daueranspannung von Körper und Geist erhöht zugleich den Reiz und den Wert des Spieles. — Beim Schleuderball mißt der Blinde seine Kräfte am Ball, — wie weit er ihn werfen kann. Er wird sich seiner eigenen Leistung nicht unmittelbar bewußt, weil er die Flugbahn nicht verfolgen, die überwundene Entfernung nicht feststellen kann. Da er also auch nicht gewahr wird, inwieweit seine Leistung zum Erfolg oder Mißerfolg des gesamten Spielverlaufs beigetragen hat, fühlt er sich nicht als Glied einer Mannschaft, für die er kämpft, spürt er nicht den Gegner, den er niederringen soll. Hier Mitspieler zu sein, bedeutet für ihn nicht mehr, als stände er allein auf dem Sportplatz und übte sich in Ball-Weitwürfen.

Von einem reiz- und wertvollen Sportspiel für Blinde muß aber wie bei Sehenden verlangt werden: Angriff und Abwehr in möglichst lebhafter Folge. Wechselnde Kampflagen müssen geschaffen werden, die eine Daueranspannung von Körper und Geist beanspruchen und Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Entschlußkraft fördern. Der blinde Spieler muß sich seiner Leistung, ob sie gut oder mangelhaft war, sofort bewußt werden. Die gute Leistung wird ihn mit Freude erfüllen und zu noch höheren Leistungen anspornen, die schlechte Leistung darf ihn nicht mißmutig werden lassen, sondern soll ihn veranlassen, die Scharte wieder auszuwetzen. Die Aufgabe, die er zu erfüllen hat, muß so geartet sein, daß er in seinen Handlungen sich verantwortlich für die ganze Mannschaft fühlt, an deren Sieg er Mitfreude empfindet, weil er auch seinen Anteil daran hat, oder an deren Niederlage, die mit Würde hingenommen werden muß, er mitschuldig ist.

Diese Bedingungen erfüllt das Rollballspiel. Es hat sich aus der Medizinballgymnastik in eifrigem Suchen nach einer sportlichen Form zu einem Kampfspiel nach strengen Regeln entwickelt. Den besten Wertmesser für die Güte des Spieles und für seine Eignung für den Blinden haben wir in der Begeisterung, mit der es unsere Blinden fast täglich spielen, mit der sie Turniere veranstalten und Meisterschaftsspiele austragen.

Der Spielgedanke.

Beim Rollballspiel stehen sich zwei Parteien von je fünf Spielern gegenüber. An den beiden Breitseiten des Spielfeldes sind Tore aufgestellt. Jede Partei versucht, den zum Spiel verwendeten

Ball durch das Tor der anderen Partei zu rollen und verteidigt ihr eigenes Tor gegen die Angriffe des Gegners. Zur Fortbewegung des Balles sind die Hände zu benutzen.

Die Mannschaft besteht aus einem Torwart, zwei Verteidigern und zwei Stürmern. Der Torwart behütet das Tor. Vor ihm stehen die beiden Verteidiger, die ihn in der Abwehr unterstützen, an der Mittellinie die beiden Stürmer. Gelingt es einer Partei, den Ball durch das Tor des Gegners zu rollen, so hat sie ein Tor erzielt. Diejenige Mannschaft ist Sieger, die nach Ablauf der Spielzeit die meisten Tore gewonnen hat.

Als Spielgerät dient ein Medizinball von zwei kg Schwere. Sowohl in seiner Größe als auch in seinem Gewicht hat er sich als am besten geeignet erwiesen, — um beim Anrollen genügend gehört zu werden, — um von einem wurfgewandten Stürmer mit genügender Schärfe ins Tor befördert zu werden, — um von Torwart oder Verteidigung abgewehrt zu werden, ohne Verletzungen zur Folge zu haben.

Diese drei Gesichtspunkte, die die Wahl des Balles bestimmten, waren gleichzeitig bestimmend für die Ausmaße des Spielfeldes. Darnach fanden wir für die Mittellinie, an der entlang die Stürmer operieren und die für sie als Abwurflinie gilt, eine senkrechte Entfernung zum Tore von „Dreizehn Meter“. Das Bestreben mußte nun dahin gehen, die Mittellinie möglichst nach den Seiten zu verlängern, denn je mehr der angreifende Stürmer nach links oder rechts hinaussteht, desto leichter kann er hinter der Verteidigung ins Tor spielen, umso schwerere Aufgaben erwachsen mithin der Verteidigung aus einem wechselvollen Spiel des Stürmers bald von links, bald Mitte, bald rechts. Doch da sich die Entfernung Mittellinie — Tor vergrößert, je weiter der Stürmer nach der Seite heraustritt, ist der Verlängerung der Mittellinie in dem Augenblick halt geboten, indem die Kraft des Stürmers gerade noch ausreicht, den Ball mit genügender Schärfe ins Tor zu spielen. Das ergab eine Länge der Mittellinie und damit eine Spielfeldbreite von dreizehn Meter.

Die Mittellinie wird durch eine 1½ cm dicke und 2 cm breite, auf dem Erdboden befestigte Leiste deutlich fühlbar gemacht. Wie findet nun der blinde Stürmer bei einer dreizehn Meter breiten Mittellinie, an der er als gewandter Spieler dauernd den Platz wechselt, bei einem fünf Meter breiten Tor die Richtung, die der Ball nehmen muß, um auf das Tor zuzurollen? Auch hier macht Uebung den Meister. Steht er in der Mitte der Abwurflinie, so bildet die Senkrechte zu dieser die Wurfrichtung. Steht er ganz links oder rechts heraus, so weist ihm ein Richtungsanzeiger in Gestalt einer ½ m langen Leiste, die auf die Mitte des Tores zeigt, den Weg.

Damit der Ball im Anrollen genügend hörbar ist, um von Verteidigung und Torwart abgefangen oder abgewehrt werden zu können, muß als Spielfeld ein freier Platz mit festem, am besten

mit Kies vermischtem Untergrund gewählt werden, wie ihn die meisten Turnplätze aufweisen. Als Rasenspiel wird das Rollballspiel erst dann betrieben werden können, wenn das Problem des Klingelballes zufriedenstellend gelöst ist. Damit der Ball vom Stürmer nicht zu weit geworfen wird, sondern frühzeitig ins Rollen kommt, ist vier Meter von der Mittellinie entfernt, parallel zu dieser, eine Aufwurflinie gezogen. Das Feld zwischen Mittel- und Aufwurflinie gilt als Aufwurfraum. Innerhalb des Aufwurfraumes muß der geworfene Ball die Erde berühren. Die Stürmer müssen ein gutes Schußvermögen besitzen. Dazu gehört Kraft, Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Körpers. Sie müssen den Ball an der Mittellinie entlang einander schnell zuspielen, damit der Schuß in das feindliche Feld bald von der einen, bald von der anderen Seite erfolgt. Torwart und Verteidiger müssen über ein gut geschultes Gehör verfügen, blitzschnell handeln, sich oft mit ihrer ganzen Körperlänge dem Ball in den Weg werfen, um erfolgreich abzuwehren. Das Zuspiel des Balles zur Mittellinie nach erfolgter Abwehr muß schnell, aber doch mit Berechnung erfolgen, damit die Stürmer den Ball vor der Mittellinie abfangen können. Rollt er über die Mittellinie, so geht die Partei des Wurfes verlustig und verhilft der Gegenpartei zu einem Freiwurf.

So stellt das Rollballspiel bei lebhafter Durchführung an den blinden Spieler große Anforderungen, denen er nur gewachsen ist, wenn er sich durch dauerndes Training genügend darauf vorbereitet.

Die in den Spielregeln festgelegten Maße gelten für die Altersklasse über 15 Jahre. Für die jüngeren Altersklassen sind Spielfeld und Spielgerät entsprechend zu verkleinern.

Die Spielregeln:

1. Das Spielfeld.

Das Spielfeld ist ein Rechteck von 26 m Länge und 13 m Breite. Die längeren Seiten heißen Seitenlinien, die schmalen Seiten Torlinien. In der Mitte jeder Torlinie befindet sich ein Tor, das 5 m breit ist.

Quer durch die Mitte des Spielfeldes läuft die markierte Mittellinie, an deren Enden die Richtungsanzeiger angebracht sind. In einem Abstand von 4 m von der Mittellinie, parallel zu derselben, verlaufen die Aufwurflinien (Straflinien). Das Feld zwischen Mittel- und Aufwurflinie bildet den Aufwurfraum.

Vor der Mitte jedes Tores wird in 11 m Entfernung eine Marke (11 m Marke) in Form eines 1 m langen Striches gezogen. Die Aufwurflinie verschiebt sich für die 11 m Strecke automatisch um 2 m nach dem Tore zu.

2. Die Mannschaft.

Zu jeder Mannschaft gehören 5 Spieler: 1 Torwart, 2 Verteidiger und 2 Stürmer.

Bei Wettspielen dürfen Spieler nicht ausgetauscht werden, bei Gesellschaftsspielen nur nach vorheriger Vereinbarung. Herausgestellte Spieler dürfen in keinem Fall ersetzt werden.

3. Die Spielzeit.

Die Mannschaft, die beim Losen gewinnt, wählt die Seite, der Gegner hat den Anwurf. Der Anwurf erfolgt nach Anpfiff des Schiedsrichters vom Mittelpunkt des Spielfeldes aus.

Die Dauer des Spieles beträgt 2×30 Minuten, mit einer Pause von 5 Minuten. Nach der Pause werden Seiten und Anwurf gewechselt. Durch Unterbrechungen verloren gegangene Zeit muß in der betreffenden Halbzeit nachgespielt werden.

Mit Einverständnis beider Mannschaften und des Schiedsrichters kann die Pause verkürzt werden.

Soll nach unentschiedenem Spiel bis zur Entscheidung weiter gespielt werden, so losen die Spielführer nach einer Pause von 5 Minuten nochmals um die Seiten. Jetzt wird so lange gespielt, bis das entscheidende Tor fällt. Sollte dies nach 30 Minuten nicht der Fall sein, so wird das Spiel neu angesetzt.

Die Zusammensetzung der Mannschaften (Einstellung neuer Spieler) darf während der Spielverlängerung nicht geändert werden.

4. Das Spielgerät.

Als Spielgerät dient ein Medizinball von 2 kg Gewicht.

5. Der Schiedsrichter.

Jedes Wettspiel wird von einem Schiedsrichter geleitet, dem bei Meisterschaftsspielen 2 Linienrichter zur Seite stehen. Der Schiedsrichter überzeugt sich vor dem Spiel von dem regelrechten Zustand des Spielfeldes. Er eröffnet und schließt das Spiel und hat das Recht, es zu unterbrechen und abzubrechen. Er hält sich möglichst in der Nähe des Balles auf, wacht über die Innehaltung der Spielregeln und entscheidet alle Fragen selbständig. Seine Entscheidungen sind unanfechtbar.

Bei unsportlichem Verhalten hat der Schiedsrichter das Recht, die Schuldigen zu verwarnen oder auszuschließen.

6. Ballbehandlung.

Der Ball muß nach dem Wurf innerhalb des Aufwurfraumes den Erdboden berühren.

Torwart und Verteidigern ist jede Abwehr unter Benutzung des ganzen Körpers gestattet. Mit den Füßen darf der Ball jedoch nur gestoßen werden, so lange er sich in Bewegung auf das Tor oder die Torlinie befindet.

Es ist verboten:

- mit dem Ball in der Hand mehr als drei Schritte zu laufen,
- den Ball länger als 3 Sekunden in der Hand zu halten.

Verstöße gegen diese Regeln werden mit einem Strafwurf geahndet.

7. Strafwurf.

Der Strafwurf wird von einer beliebigen Stelle der Mittellinie ausgeführt und nur von Torwart und einem Verteidiger abgewehrt.

8. Eckball.

Ein Eckball entsteht, wenn der abgeworfene Ball nach der Berührung durch einen Spieler der verteidigenden Mannschaft über die Torlinie ins Aus rollt.

Die Aufeinanderfolge dreier Eckbälle bedingt für die Gegenpartei einen Elfmeterwurf.

9. Elfmeterwurf.

Der Ball wird von der Elfmetermarke geworfen und nur vom Torwart abgewehrt.

10. Freiwurf.

Rollt der Ball beim Zuspiel zur Mittellinie über diese hinaus, so geht die Partei des Wurfes verlustig.

Tritt der Stürmer beim Wurf über die Mittellinie, so ist der Wurf ungültig.

Der Gegner erhält einen Freiwurf.

11. Würfe nach Anpfiff des Schiedsrichters.

Anwurf, Freiwurf, Strafwurf und Elfmeterwurf sind nach dem Anpfiff des Schiedsrichters innerhalb 3 Sekunden auszuführen.

*

Kleine Beiträge und Nachrichten

„Die falsche Schulpolitik und die überspannten Bildungsanforderungen unserer Zeit". Unter dieser Ueberschrift bringt „Die Blindenwelt" November 1931 einen Artikel, den ihre Schriftleitung mit nachstehenden Sätzen einleitet. „Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß gegenwärtig die Ausbildung der Blindenlehrer einer neuen Regelung unterworfen werden soll, haben wir eine erfahrene, sachkundige Persönlichkeit gebeten, sich über diese wie über die allgemein hiermit zusammenhängenden Fragen zu äußern. Wir veröffentlichen die folgenden Ausführungen umso lieber, als sie durchaus die von weiten Kreisen gehegten Gedanken enthalten. Nicht der hochgelehrte, mit einem auf der Universität erworbenen Wissen ausgerüstete Blindenlehrer wird unseren jungen Schicksalsgefährten der beste Freund und Lehrer sein können, sondern derjenige, der mit beiden Füßen in dem Gebiet der Bildungsarbeit, Berufs- und Wohlfahrtsfürsorge für die Blinden steht. Nicht tiefgründige Erörterung psychologischer, philosophischer und pädagogischer Probleme bringt dem jugendlichen und erwachsenen Blinden Hilfe."

Daß die „Blindenwelt" sich neuerdings im Eifer um die Blindenlehrerausbildung auch mit allgemeiner Schulpolitik beschäftigt, ist interessant. Wir erwarteten eigentlich Ausführungen darüber, welche Bildungs*arbeit* erforderlich ist, um auch den Blinden innerhalb eines allgemeinen Bildungs- und Erziehungsplanes auf das ihm angemessene Bildungsniveau zu bringen, damit er auf „die Stelle kommt, wo er hingehört und seine Kräfte richtig entfalten kann." Aber über eine falsche Schulpolitik, unter der die Blinden leiden, wird nicht geklagt. Darum geht es offenbar nicht. Man wird auch nicht sagen dürfen, die Schriftleitung der „Blindenwelt" mache sich die *allgemeinen* schulpolitischen Forderungen, die der Verfasser des Artikels einschiebt, zu eigen und wolle sich für deren Durchführung irgendwo einsetzen. Zu verwundern wäre es ja nicht, denn heute redet beinahe jeder — „Steuerzahler", *für* den gespart werden muß, ausgerechnet in die Schulen hinein, weil ihm das ein durchsichtigeres Objekt für Sparmaßnahmen zu sein scheint, als z. B. die unheilvollen Machenschaften privater Bankunternehmungen. Nach der Seite hin wird auch der

Verfasser des Artikels etwas verdächtig. Seine Ausführungen werden fortwährend begleitet von dem Gedanken an den Steuerzahler. Du liebe Zeit, wer damit kommt, der rührt ebenso an die Fragen der privaten Haushaltsführung wie an die der öffentlichen Haushalte, Steuermethoden, Verwaltungsreformen und an vieles Andere. Den könnte man schließlich debattierend bis vor den Satz führen, daß heute in dieser Welt von Not allein die Forderung nach einer ernsthaften christlichen Askese aller Vermögenden uns retten kann. Wer davon nichts wissen will, dem wird auch der Hinweis nichts ausmachen, daß ein Freiherr vom Stein gerade in der Notzeit das öffentliche Schulwesen besonders zu pflegen empfahl. Niemand wird leugnen, daß man auch mit rechnerischen Erwägungen den Eingriff in das Bildungswesen rechtfertigen kann. Aber man darf nicht falsch rechnen. Hinsichtlich der „kostspieligen Einrichtungen" der pädagogischen Akademien, durch die dem Staate und den Eltern hohe Mehrkosten aufgebürdet seien, darf auf das Gutachten der Stettiner Stadtverwaltung über die Kosten alter und neuer Lehrerbildung hingewiesen werden. Wenn man aber schon mit helfen will zu sparen und sich dafür ausgerechnet „Bildung und Schule" aussucht, dann sollte man den Mut aufbringen, die Sparmaßnahmen an allen Schulen aus einem wohlbegründeten neuen Bildungs- und Erziehungsplan abzuleiten. Die Ausführungen in dem Artikel der „Blindenwelt" versagen hier genau so wie die bisherigen „Notverordnungen". Nirgends etwas von einer besseren, sinnvolleren Zukunft, für die Opfer zu bringen wären und gern gebracht würden.

Wir müssen uns schon mit dem Artikel noch etwas beschäftigen, bevor wir uns zu dem Vorwort der Schriftleitung äußern. Da wird viel Zutreffendes aber auch manches Anfechtbare gesagt. Der Verfasser nimmt die Klagen über mangelhafte Leistungen der Volksschüler und Schüler an höheren Schulen auf. Er sieht die Ursachen dafür in dem Mangel an Zeit und Lust zu Uebungen und Wiederholungen, in der falschen Auffassung von dem Wesen der Arbeitsschule und in der Unmöglichkeit, „dieselbe überall durchzuführen". Die Behauptung, es gäbe leider wenig Lehrer, die der Aufgabe, die die Arbeitsschule stellt, gewachsen seien, ist zum mindesten sehr kühn. Gegenüber einer Zahl von allein über 100 000 Volksschullehrern, deren praktische Tätigkeit der Verfasser sicher nicht überschauen und über deren mangelhafte pädagogische Leistung er kaum autentisches Material bringen kann, sollte man mit solchem Urteil vorsichtiger sein. Verfasser will aber schließlich gar nicht die Schule für alles verantwortlich machen, sieht vielmehr die Hauptfehler in der falschen Einstufung eines großen Teils der Schüler und in den überspannten Bildungsanforderungen unserer Zeit. Zu den losen Gedanken über Herabsetzung der Lehrziele der Volksschule, Einrichtung von Sprachkursen und Förderklassen, Beibehaltung der Mittelschullehrerprüfung etwas zu bemerken, lohnt nicht, weil sie von einem Bildungs- und Erziehungsplan weit entfernt sind. Verfasser sieht aber wenigstens die Aufgaben der höheren Schulen unter einem Ziel: Vorbereitung auf die Hochschule und Heranbildung der Führer des Volkes. Es freut uns, in diesem Zusammenhang endlich auch in der „Blindenwelt" die Gedanken zu lesen, die auf dem Königsberger Kongreß in dem Vortrag „Auswahl und Förderung der Begabten" mit dem Blick auf das Anwachsen des geistigen Proletariats ausgesprochen sind. Dazu wären noch manche Ergänzungen möglich. Heute gehen die Zahlen über den „Ballast" auf höheren Schulen durch jedes Kreisblatt und beinahe findet sich kein Mensch mehr durch die Schultypen durch, die sich Deutschland leistet. Wir wollen darauf an dieser Stelle nicht näher eingehen. Aber ungesagt soll nicht bleiben, wie wir über die Heranbildung zur Führern des Volkes denken. Wir sagen sehr deutlich, möge uns der Himmel davor bewahren, daß alle, die durch die höhere Schule gegangen sind, mit dem Anspruch auftreten, sie seien um dieses Bildungsganges willen zu „Führern des Volkes" berufen. Prof. Dr. Heyde-Kiel hat einmal sehr deutlich den beachtlichen Gedanken ausgesprochen,

daß es eine Führerauswahl jenseits der Universitäten gäbe: Arbeiter seien Minister geworden und trotz der Fehlgriffe, die vorgekommen seien, müsse man den Hut abnehmen vor den Großen unter ihnen. Soziales Verhalten sei not, nicht nur denen gegenüber, die unter uns sind, sondern auch denen gegenüber, die neben uns stehen. — Es ist durchaus fraglich, ob alle, die da meinen, durch eine „höhere" Bildung für die „Führerschaft" berufen zu sein, einmal die besten „Diener" des Volkes und Staates sein werden. Wenn der Verfasser für diejenigen, die zu Führern des Volkes herangebildet werden sollten, allein das streng wissenschaftliche Denken und das selbständige Arbeiten hervorhebt, und wir nun dagegen sagen, uns sei auch hier wichtiger, sittlich und religiös wegweisende Persönlichkeiten am rechten Platze zu sehen, die der Seele den höchsten Wert beimessen, dann wird man das gewiß als selbstverständlich bezeichnen. Aber gerade an dieser Stelle sollte es sehr deutlich gesagt werden. Will man denn gar nicht sehen, wie es mit der Führer-Heranbildung in Wirklichkeit steht? Daß heute diejenigen, die sich noch zu selbständigen freien Hütern der objektiven Wissenschaft entwickeln, als Führer des Volkes immer weniger zur Geltung kommen? Daß heute selbst die im streng wissenschaftlichen Denken und selbständigen Arbeiten geübten Frauen und Männer mehr und mehr in Bindungen hineingezogen werden, die man getrost Klassenmeinungen und Gruppeninteressen nennen kann? Damit soll nie bestritten sein, daß ein außerordentlicher Bildungsgang für die besten „Diener" des Volkes sehr erwünscht, ja notwendig ist. Man wird aber eben auch bei den „höher" Gebildeten die ausschlaggebenden Qualitäten in den seelischen Werten suchen müssen.

Wir hätten uns eigentlich mit dem Artikel selbst soviel gar nicht zu beschäftigen brauchen, denn der Schriftleitung der „Blindenwelt" geht es allein um die Vorbildung der Blindenlehrer. Sie möchte auch da ein Wörtchen mitreden. Wie es scheint, liegt bei ihr die Absicht vor, gewisse Stellen wenigstens darauf aufmerksam machen zu wollen, daß nach ihrer Ansicht die Vorbildung der Blindenlehrer abwegig zu werden droht. Ihre Vorbemerkung ist in der Hauptsache eine Warnung vor dem akademischen Studium. Den „hochgelehrten" Blindenlehrer und die „tiefgründigen Erörterungen der Probleme" könnte man als Spott nehmen. Jeder weiß, daß zahlreiche Akademiker durchaus keine hochgelehrten Menschen geworden sind und nach ihrem Universitätsstudium gar nicht mehr an tiefgründige Problematik denken. Oder sollte es die Meinung der „Blindenwelt" sein, die Hinneigung zu sozialer Bildungs- und Wohlfahrtsarbeit würde durch ein Hochschulstudium erschlagen? Das wäre doch eine schwere Kränkung vieler tüchtiger Akademiker. Fast sieht es aber so aus, als müsse der Akademiker, wenn er das auserlesene Gebiet der Bildungsarbeit, Berufs- und Wohlfahrtsfürsorge für die Blinden betreten wolle, schleunigst den schweren Rucksack seines Hochschulwissens und -könnens abwerfen, denn mit diesem Rüstzeug könne er nie der beste Freund und Lehrer der Blinden sein.

Bisher haben wir immer gehört, das akademische Studium führe zu einer ganz besonders gründlichen Sachkenntnis. So soll es bei allen Fakultäten sein und der Verfasser des Artikels meint ja auch, der Student müsse streng wissenschaftlich denken und selbständig arbeiten können. Das geht doch schließlich nicht ohne gehörige Sachkenntis. Daß jeder „Studierte", sobald er in einen Beruf eintritt, noch mehr haben muß als Sachkenntnis aus der Wissenschaft, haben wir oben als selbstverständlich bezeichnet. Aber hat es Sinn, sich an dieser Stelle an dem Streit „Wissenschaft und Leben" zu betiligen? Etwa von dem Ausgangspunkt aus, daß trotz der Höhe unserer Sozial- und Wirtschaftswissenschaften Millionen Menschen darben, unter ihnen eben auch viele, viele Blinde? Sollten sich anderseits nicht gerade die Blinden freuen, wenn jeder Blindenlehrer aufs beste ausgerüstet würde, eben weil es sich um ein weitgedehntes Arbeitsfeld handelt, auf dem er tätig sein muß? Es ist an sich gut gemeint, wenn man

das warme Herz, liebevolles und geduldiges Sichversenken in das Seelenleben der Blinden, methodisches Geschick, Aufopferung, Liebe und Hingabe zu jeder Zeit für die sorgfältige Auswahl der „richtigen Persönlichkeiten“ geltend macht. Warum würdigt man an dieser Stelle aber nicht auch die „Kenntnisse, Fertigkeiten und Einsichten?“

Nun, wir vermissen eben hier wie schon oben eine wirklich klare Anschaffung über die eigentlichen Bedürfnisse und Aufgaben, die nur aus einem wohldurchdachten Bildungs- und Erziehungsplan aufleuchten können, Und wer in der Schulpolitik vom Lehrer ausgeht, braucht sich wahrlich nicht zu wundern, wenn er sich schließlich verirrt. M.

3. Stiftungsfest des Turn- und Sportvereins „Vorwärts“ der Niederschlesischen Prov.-Blindenanstalt Breslau. Am 14. September 1928 war in der Breslauer Blindenanstalt der Turn- und Sportverein „Vorwärts“ gegründet worden. Zweck und Aufgabe des Vereins sollte es sein, die Mitglieder in körperlicher und geistiger Hinsicht zu fördern und sie zu Kameradschaft, Selbstständigkeit und Lebensfreude zu erziehen. Zwar zählte der Verein anfangs nur wenige Mitglieder, doch traten diese wenigen begeistert für ihre Turnsache ein und überzeugten auch alle fernstehenden Kameraden von dem Wert der sportlichen Betätigung. Die Begeisterung für Turnen und Sport wurde so in gesunde Bahnen geleitet und gab der jungen Gründung eine feste Form, deren Begleiterscheinungen sich auf das ganze Anstaltsleben auswirkten. Verstöße gegen die Hausordnung wurden, wie Herr Direktor Kretschmer in seiner Ansprache anläßlich des 3. Stiftungsfestes bemerkte, immer seltener und sind in letzter Zeit gar nicht mehr in Erscheinung getreten. Nicht nur die Pflege der Leibesübungen hat der Verein in sein Programm aufgenommen, sondern außerdem eine Gesangs- und Wandermusikgruppe und eine Schach- und Skatabteilung ins Leben gerufen.

Um den Freunden der Anstalten einen Beweis seiner unermüdlichen Kleinarbeit zu geben, hatte der Verein am 26. September 1931 zu einer stark besuchten Schauvorführung eingeladen. Wuchtige Sprechchöre umrahmten die einleitenden, vom Vereinsvorsitzenden Fengler gesprochenen Begrüßungsworte, denen in ununterbrochenen Reihenfolge der Reigen der turnerischen Darbietungen folgte. Mit Massenvorführungen neuzeitlicher Körperschule wurde begonnen. Anschließend zeigten die Turner Kürkombinationen an Reck, Barren und Pferd. Riesenfelgen und Kippen, Rollen und Ueberschläge, Handstände und Sprünge gaben ein anschauliches Bild von der reichen Auswahl der zur Verfügung stehenden Uebungen. Die in das Arbeitsprogramm des Vereins neuaufgenommenen Uebungen der Scherzgymnastik kamen in einer kleinen Auslese zu ihrem Recht und brachten eine erwünschte Abwechslung. Den Schluß des Abends bildete die Bodengymnastik, die als Spezialgebiet des Vereins besonders ausgebaut worden ist. Rollen verschiedenster Art, Ueberschläge allein und als Gesellschaftsübungen, Bodenkippen und Handstände führten zu dem Gipfelpunkt des Abends, den Hechtrollen und Salti. In Sprüngen über Barren und Pferd und über Turnkameraden zeigten die Jungens ihre beachtliche Sprungtechnik und schafften als Höchstleistungen Salti über acht und Hechtrollen über zehn knieende Turner.

An den turnerischen Teil des Festes schloß sich ein Festball im Musiksaal der Anstalt an. Die neugegründete Tanzsportkapelle des Vereins, die für die musikalische Unterhaltung während der Turnvorführungen gesorgt hatte, bestand ihre Feuerprobe in glänzender Weise und Zuschauer wie Turner huldigten mit anerkennenswertem Eifer dem Tanzsport.

Breslau, den 13. Oktober 1931.

Fischer, Turn- und Sportlehrer.

Marburger Blindenstudienanstalt reichswichtig und gemeinnützig. Aufbauschule mit Reformrealgymnasialziel für blinde und schwachsichtige Schüler(innen) unter der Aufsicht des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Klassen UIII—OI. Vorbereitung auf die Mittlere Reife, Schulschluß- (Obersekunda-) und Abiturientenprüfung. Handelsschulabteilung: Ausbildung zum Stenotypisten sowie deutsch- und fremdsprachlichen Korrespondenten für Früh- und Spätererblindete. Internat für Schüler, seit 1926 am Schlag 1, gesunde Lage, großer Park, Turnplatz. Neuzeitliche Einrichtung. Großes Musikzimmer, Uebungsräume für Klavier und Orgel. Gute reichliche Verpflegung. Speziallehrkräfte. Gemeinsames Schwimmen, Wanderungen, Theater- und Konzertbesuche. Billige Preise. — Prospekte durch die Geschäftsstelle Wörthstraße 11.

Die Landesblindenschule Wiesbaden beteiligte sich an der Ausstellung bei Gelegenheit der Kaffeestunde der „Frankfurter und Hessische Hausfrau". Es wurden nur Handarbeiten und Strickwaren ausgelegt, sowie durch Reklamezettel auf diese Blindenarbeiten aufmerksam gemacht. Der Erfolg war gut. Nicht nur manche Sachen wurden gleich verkauft, sondern viele Bestellungen folgten, so daß wir selbst voll beschäftigt sind, und auch 3 mit einer Strickmaschine entlassene Mädchen auf absehbare Zeit mit Aufträgen versehen können. E.

Ueber die Feier des 70jährigen Bestehens der Blindenanstalt in Wiesbaden wird berichtet: Zu einer Feierstunde waren am 23. Oktober, dem 70jährigen Gedenktage der Anstaltsgründung, etwa 100 Blinde mit ihren Lehrern und Helfern sowie dem Vereinsvorstande im Speisesaal der Blindenschule versammelt. Der Saal war in den Herbstfarben geschmückt. Die Bildnisse der für die Anstaltsgeschichte bedeutsamen Männer waren mit Grün und Blumen geziert. Der jetzige Vereinsvorsitzende, Fabrikant Volkmann, entwarf ein Bild der Anstaltsgeschichte, das von dem Leiter der Blindenschule, Direktor Eßer, ergänzt und gewürdigt wurde. Erziehungsrat Dr. Stöffler überbrachte die Wünsche des Landeshauptmanns. Chöre, Musikstücke, Deklamationen, Volkstänze und gemeinschaftliche Lieder wechselten in bunter Reihenfolge. Aller Förderer der Blindensache wurde in Dankbarkeit gedacht, ganz besonders auch des in Wiesbaden bekannten 82jährigen Boten Wilhelm Rübsamen, der in 57jähriger Tätigkeit als Pfleger, Helfer und Stadtbote den Blinden und dem Verein mit Fleiß und Treue gedient hat, und der noch täglich seine Kraft in den Dienst des Hauses stellt.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend, ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht." Mit diesen Worten Goethes aus „Iphigenie" leitete Direktor Eßer seine Ausführungen ein. Er sagte zum Schlusse: „Heute, am Jubiläumstage unserer Anstalt, wollen wir nicht nur rückwärts, sondern auch aufwärts und hoffnungsfreudig vorwärts schauen. Treue Pflege des bewährten Alten, verständnisvolles Fortschreiten mit den berechtigten Forderungen der Zeit vor allem aber unausgesetzte Arbeit und treue Pflichterfüllung, sowie strenge Zucht als beste Wegbereiterin der wahren Freiheit, dies sollen wie früher, auch für die Zukunft Leitsterne sein allen, die an dieser Stätte lehren und lernen. Möge es der Blindenschule und dem Verein Nassauischer Blindenfürsorge vergönnt sein, auf dem Wege edler Tradition trotz der Not der Zeit rüstig vorwärts zu schreiten, dem Blinden zum Heil, treuen Mitarbeitern und verständnisvollen Förderern zum Dank, dem Bezirksverband zur Ehre, zum Gesamtwohl für Volk und Vaterland."

Zentrale für Blindenhilfsmittel des Reichsdeutschen Blinden-Verbandes e. V. Wenngleich an dieser Stelle diese Einrichtung schon wiederholt erwähnt worden ist, so erachten wir es doch für wichtig, auf ihre Entwicklung nochmals hinzuweisen, die trotz der wirtschaftlichen Krise als günstig bezeichnet werden kann. Die Zentrale für Blindenhilfsmittel

arbeitet ohne Erzielung eines Gewinns; sie ist auf gemeinnütziger Grundlage aufgebaut. Durch Uebernahme der Generalvertretung sämtlicher Pichtmaschinen für alle Länder der Erde tritt die Zentrale auch außerhalb Deutschlands immer mehr in Erscheinung und wird vom Ausland gern in Anspruch genommen. Um einen immerhin recht kostspieligen Neudruck des Warenverzeichnisses vorerst zu vermeiden, seien an dieser Stelle diejenigen Artikel aufgeführt, die in letzter Zeit neu aufgenommen worden sind:

1. Rechentafel (für schriftliches Rechnen), 18 Reihen zu je 24 achteckigen Setzlöchern und dazu gehörigen Rechenstiften (es können 16 Zahlen- und Rechenzeichen dargestellt werden); Gebrauchsanweisung in Punktdruck vorhanden — RM. 13.—
2. RBV.-Zeichenapparat „Simplex“ zur einfachen und schnellen Herstellung fühlbarer Zeichnungen (Grundrisse, Stadtpläne, Formen der Geometrie, Naturkunde, Zoologie, Physik usw.), Handhabung durch Sehende und Blinde sofort möglich — RM. 16.—
3. Anlegebrett zum geraden Einlegen des Schreib- und Durchschlagspapiers für Stenotypisten — RM. 2.25
4. Stimmkeile nach Berger aus Holz beledert für Pianino — RM. 1.25
   desgl. aus Leder für Flügel — RM. 1.—
5. Verkehrswinkscheibe mit einklappbarem Griff (kreisrunde Scheibe, 10 cm Durchmesser, gelber Grund mit drei schwarzen Punkten) — RM. 1.10
6. Spielkarten für die der Blindenschrift Unkundigen mit fühlbaren Zeichen — RM. 4.50
7. Pyramidenspiel zur Selbstbeschäftigung namentlich für Späterblindete. — RM. 3.50
8. Punktschriftpapier je kg — RM. 0.65

Besonders möchten wir noch auf die Erikaschreibmaschine Modell 5 mit Einrichtungen für Blinde hinweisen, die sich in unseren Kreisen immer größerer Beliebtheit erfreut und durch unsere Zentrale zu besonders günstigen Preisen zu beziehen ist.

Bei Bedarf wende man sich immer nur an die Zentrale für Blindenhilfsmittel des Reichsdeutschen Blindenverbandes e. V., Geschäftsstelle: O. Vierling, Dresden Nr. 23, Moltkestraße 7, von wo aus Warenverzeichnisse kostenlos versandt und Auskünfte schnell erteilt werden.

Blindenanstalt Ilvesheim. Im Sommer 1931 konnten drei von unsern jungen Leuten das Reichs-Jugendabzeichen erwerben, zuletzt Herr Arthur Seidler aus Grafenhausen, Schwarzwald; er ist am 18. Januar 1914 geboren, trägt links Glasauge, hat rechts mit Starbrille, die er beim Turnen natürlich nicht trägt, 2/25 Sehrest. Seine Leistungen waren: Schwimmen: 300 m, Weitsprung: 4,80 m, Barrenübungen 14 Punkte, 100-m-Laufen: in 13.2 Sek., 3000-m-Lauf in 12 Min. 55 Sek. Von den jüngeren Insassen sind auch völlig Erblindete in Training, zu gegebener Zeit die Leistungen aufweisen zu können.

Die Prüfung für Lehrer und Lehrerinnen an Blindenanstalten. Von dem Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist unterm 19. November d. J. die Prüfung für Lehrer und Lehrerinnen an Blindenanstalten bei der Staatlichen Blindenanstalt in Berlin-Steglitz für die Zeit vom 15.—18. März 1932 festgesetzt. Meldungen zur Prüfung sind auf dem Dienstwege unter Bezugnahme auf § 5 der Prüfungsordnung dem Ministerium unter Beifügung der erforderlichen Schriftstücke zum 15. Dezember einzureichen. Die Prüfungsgebühren betragen 25.— RM. und werden unmittelbar vor dem Eintritt in die Prüfung erhoben.

Ein Nürnberger Blinder erfindet eine Komponiermaschine. Seit mehr als 10 Jahren beschäftigt sich mein kriegsblinder Namensvetter Karl Heinz, der selbst guter Musiker und Komponist ist, mit der Herstellung einer Maschine, die es ihm gestattet, seine musikalischen Gedanken und Einfälle festzuhalten. nachdem ihm das Schreiben und Diktieren der Noten

fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Es gelang ihm nach der intensiven Arbeit in den letzten zwei Jahren die praktische Auswertung seines Erfindungsgedankens und die Herstellung einer sehr hohen Anforderungen genügenden Kompositionsniederschriftmaschine.

Es handelt sich hier um keinen Mechanismus wie etwa bei den elektrischen Klavieren und sonstigen Instrumenten, überhaupt um keine Banalisierung der Musik, sondern im Gegenteil um das sofortige Festhalten der unmittelbaren kompositorischen Gedanken. Das Klavier, das mit der Maschine verbunden ist, verändert äußerlich seinen Charakter nicht im mindesten, ebensowenig wie die Orgel, die gleichen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Ja, es ist nicht einmal nötig, daß die Apparatur im gleichen Zimmer steht. Sie kann ebenso mittels Fernleitung wie jedes andere Möbelstück in irgend einem anderen Zimmer untergebracht sein. Die schrankartige Anlage gestattet ihre vollkommene äußerliche Angleichung im Stil und Geschmack des Zimmers durch einen kundigen Innenarchitekten.

Der Apparat selbst macht geschlossen keinen anderen Eindruck wie irgend eine jener glatten, etwas hochgezogenen Vitrinen, die wir in irgend einem Zimmer des heutigen Geschmackes sehen. Geöffnet erscheint er wie eine Verbindung von Telegraphie, Radioanlage und einem kleinen Maschinengehäuse. Unzählige Steckkontakte laufen nach einem Zentrum. Einige Verbindungen sind eingeschaltet und ein Schalthebel zur linken Seite wirkt nicht anders wie der Hebelknopf eines Haustelefons, der die automatische Umschaltung erledigen kann. Die Konstruktionen sind alle sauber und zweckmäßig aneinander gereiht und die Geheimkonstruktionen empfindlicher Natur durch Verkleidung von der übrigen Apparatur abgeteilt. Zur Linken und Rechten des Repulsionsmotors, der Akkumulatoren, der Gleichrichteranlage und den sonstigen elektrotechnisch notwendigen Verbindungen sind fein säuberlich eine Reihe von Reservenotenpapierrollen aufgestapelt, die dem besonderen Zwecke der Aufnahme dienen. Der aufgeklappte Deckel des Schrankes zeigt einen kleinen Arbeitstisch, auf dem in der Gestalt eines Morseempfangsapparates eine Notenpapierrolle über ein Farbband und die Kontakte geleitet wird, die von den einzelnen mit der Apparatur durch Elektromagneten verbundenen Klaviertasten herüberkommen. Da die einzelnen Kontakte (85) unter den Tasten am Klavier angebracht sind, bestehen auch rein äußerlich keine Schwierigkeiten beim Einbau der Vorrichtung. Der Apparat arbeitet geräuschlos und läßt den feinsten Ton ausschwingen, den er für den Komponisten niederschreibt. Das Notenpapier, ca. 20 cm breit, wird durch diese fast schnellpressenartig konstruierte Maschinerie hindurchgetrieben und die Notenzeichen halten in verschiedener Länge alle Tonarten in Dur und Moll, alle Tempis und Taktveränderungen fehlerlos fest. Die Aufschreibungen sind absolut fehlerfrei. Die ganze Note erscheint als 6 cm langer Strich, die halbe Note ist 3 cm lang, die Viertelnote 15 mm, die Achtelnote 7,5 mm u. s. w. Violin- und Baßschlüssel sind sichtbar voneinander getrennt. Es bedarf nur der Einübung in das Lesen dieser gesetzmäßigen Zeichen, um diese zu gleicher Zeit erfolgten Tonniederschriften vom Blatt spielen zu können. Die Inbetriebsetzung erfolgt durch ein leichtes Treten der Pedale, die mit der ganzen Konstruktion des Schrankes in technisch zweckmäßiger Weise verbunden sind. Die Verwendungsmöglichkeiten der Erfindung sind für alle Tonsetzer sehr groß. Was auf dem Klavier, der Orgel oder dem Harmonium gespielt wird, ganz gleich ob zweihändig oder vierhändig, ob schnell oder langsam, ob mit Violin- oder Baßschlüssel, alles, auch der leiseste Tastenanschlag, wird auf dem Notenliniensystem registriert.

Die Kompositions-Niederschriftmaschine ist bereits beim Reichspatentamt angemeldet und wird von dem Erfinder selbst praktisch ausgewertet und hergestellt werden. Freilich ist die Anschaffung einer solchen Maschine nicht so einfach: Sie kostet einige tausend Mark.

Georg Heinz, Direktor.

Gegenwartsprobleme der Berufsausbildung in den Krüppelanstalten. (Zeitschrift für Krüppelfürsorge, September 1931.) Pastor D. Vietor-Volmarstein bezeichnet in diesem Vortrage, den auf der 2. Weltkonferenz für Krüppelfürsorge in Den Haag, Holland, 1931, hielt, die Frage, ob es angesichts der ungeheuren Arbeitslosigkeit noch gerechtfertigt sei, Körperbehinderte beruflich auszubilden, als das brennendste Gegenwartsproblem der Berufsausbildung der Krüppelfürsorge. Es handelt sich darum, entweder die Verkrüppelten in das Bettlertum vergangener Jahrhunderte zurückzustoßen oder aber trotz der schweren wirtschaftlichen Notzeit die Berufsausbildung der Krüppel mit allen Mitteln zu fördern, daß sie dennoch im Lebenskampf bestehen. Vietor bejahrt die Berechtigung der Erwerbsbefähigung der Krüppel auch in der heutigen Zeit in vollem Umfange, weil der Körperbehinderte für sein Wollen und die Gestaltung des sittlichen Lebens den Beruf als Stütze und Halt wesentlich nötiger gebraucht als der gesunde und vollsinnige Mensch. Der Krüppel soll aus eigener Kraft etwas leisten und von Unterstützungen, Almosen, Versorgungs- und Rentensucht freizukommen suchen. Schließlich ist es ein Raub am Volksvermögen, wollte man die vielen Lehrwerkstätten — im Jahre 1925 wurden in 57 deutschen Krüppelheimen den Körperbehinderten 71 verschiedene Erwerbsmöglichkeiten geboten —, die in sehr vollkommener Form und mit erheblichen Geldopfern geschaffen wurden, auf Jahrzehnte hinaus einfach schließen. Im Hauptteil seines Referates kommt Vietor dann auf die Unterbringung der erwerbsfähig gemachten Krüppel im Wirtschaftsleben zu sprechen und behandelt dabei Dinge, die auch in den Kreisen der Blindenfürsorger schon oft Gegenstand eingehender Erörterungen gewesen sind, so Fragen der Berufsberatung, der bestmöglichsten Ausbildung, der Stellenvermittlung, der nachgehenden Fürsorge usw. Ein Gedanke verdient noch besondere Erwähnung. Die Lehrlinge der Volmarsteiner Anstalten nehmen regelmäßig an den Zwischenprüfungen teil, die von den einzelnen Innungen jährlich einmal abgehalten werden. Die Prüfungen bestehen darin, daß die körperbehinderten Lehrlinge mit den Gesunden zusammen an einem festgesetzten Tage bestimmte Arbeiten je nach der Dauer ihrer Lehrzeit unter Aufsicht fremder Meister in 1- bis 1½tägiger Arbeitszeit anfertigen. Die Arbeiten werden hinterher in einer öffentlichen Ausstellung gezeigt und die besten Arbeiten prämiiert. Dadurch wird erreicht, daß die Pfleglinge sich mit den gesunden Lehrlingen messen, andererseits können manche Vorurteile der Oeffentlichkeit und des freien Gewerbes gegenüber der Krüppelarbeit beseitigt werden. Dort, wo die Möglichkeit dazu gegeben ist, sollten auch unsere Blindenanstalten versuchen, derartige Wege zu gehen, wie denn überhaupt die Verbindung zum freien Handwerk und zur Oeffentlichkeit immer wieder gesucht und gefestigt werden sollte. Dr. Peyer.

Das Sportabzeichen für Männer erworben!

Zwei Mitglieder des Turn- und Sportvereins „Vorwärts“ der Niederschlesischen Prov.-Blindenanstalt Breslau konnten das Reichs-Sportabzeichen für Männer erringen. Die erforderlichen Prüfungen wurden im Laufe des Sommers vor einem Kampfrichterkollegium der Deutschen Sportbehörde abgelegt.

Herbert Steiner, geboren am 17. November 1912 in Brieg, Bezirk Breslau, erreichte dabei folgende Leistungen: I. 300-m-Schwimmen: in 8 Min. 58 Sek.; II. Weitsprung: 4,98 m; III. 400-m-Laufen: in 63,6 Sek.; IV. Steinstoßen (30 Pfund) links und rechts: 9,05 m; V. 25-km-Marsch mit 25 Pfund Gepäck: 3 Std. 42 Min. 57 Sek. — Gerhard Mutke, geboren am 10. August 1911 in Breslau, erreichte: I. 300-m-Schwimmen: in 8 Min. 30 Sek.; II. Weitsprung: 4,77 m; III. 400-m-Laufen: in 67,5 Sek.; IV. Steinstoßen (30 Pfund) links und rechts: 9,21 m; V. 25-km-Marsch mit 25 Pfund Gepäck: 3 Std. 42 Min 57 Sek. — Die von der Deutschen Sportbehörde geforderten Leistungen sind: I. 300-m-Schwimmen: in 9 Min.; II. Weit-

sprung: 4,75 m; III. 400-m-Laufen: in 68 Sek.; IV. Steinstoßen (30 Pfund) links und rechts: 9; V. 25-km-Marsch mit 25 Pfund Gepäck: 4 Std. 10 Min.

Breslau, den 22. Oktober 1931.

Fischer, Turn- u. Sportlehrer.

*

Bücher und Zeitschriften

Zwei Bücher von Kriegsblinden. Kaum eine Woche vergeht, daß nicht seit Jahren ein neues Kriegsbuch auf dem Büchermarkt erscheint. Jedes wird von dem Verlag als das Kriegsbuch angepriesen. Es gehört zur Geschäftstüchtigkeit eines Verlages, sein Buch in die Leserwelt zu bringen. Aber das objektiv wirkliche Kriegserlebnis hat vielleicht noch kein Buch gebracht. Weder die von Remarque, Renn, Seldte, Lehmann, noch das einer der andern vielen Verfasser. Jeder sieht den Krieg, um mit Zola zu sprechen, „durch sein Temperament". So liegt die Wahrheit bei allen, ja genauer ausgedrückt, die Wahrheit liegt erst in der Zusammenfassung aller. Dies Gefühl hatte ich auch bei dem Lesen zweier Bücher, in denen Kriegsblinde ihr Schicksal darstellen. Die Titel lauten: Ren Roy, Vers la lumière. Paris: Charpentier 1930 (Deutsche Uebersetzung von H. J. Bolle im Verlag E. H. Moritz, Stuttgart 1931, 186 Seiten. 4.60 RM.). Wilhelm Hoffmann, Mein Weg zum Glück. Erlebnisse eines deutschen Kriegsblinden. München: J. F. Lehmann 1931, 153 Seiten. 4.— RM.

Eins leuchtet uns aus beiden Büchern gleich stark entgegen: der unbeugsame Wille, das Geschick zu meistern. „Die ganze Anpassung ist nichts anderes als eiserne Erziehung des Willens", heißt es bei Roy. Und Hoffmann sagt: „Der Wille ist die Grundlage für das ganze Leben des Blinden". Es ist erhebend und trostreich zugleich, zu sehen, wie beide Schwierigkeit um Schwierigkeit mit eiserner Willenskraft besiegen und ihr äußeres und inneres Leben neu aufbauen. Das, was ihnen die Kraft hierzu gibt, kommt letzten Endes bei beiden aus der gleichen Quelle: aus ihrem unerschütterlichen Glauben. „Vaterland" heißt dieser Glaube bei Hoffmann, „reine Liebe" als höchster Preis des Lebens bei Roy. Hiermit ist schon die Grundeinstellung beider angedeutet, das Temperament, durch das jeder sein Schicksal sieht. Wer selbst den Krieg kennt, wer in eigener Seele höchsten Triumpf und tiefstes Leid ausgekostet hat, weiß, auch hier spricht jeder wahr. Roy und Hoffmann schreiben jeder, was ihnen ein Gott zu sprechen gab.

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß Hoffmann einigemal hart die Grenze streift, die Nationales und Nationalistisches scheidet. Wenn er von Braille schreibt und sagt, er erkenne gern an, „daß manchmal auch von unsern Feinden Gutes kommen kann", so ist das doch die Ausdrucksweise der Kriegszeit, die uns, die wir zu internationaler Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Blindenwesens bereit sind, heute eigenartig anmutet. Roy ist in diesem Punkte der weitere Geist. Wenn er bei Beethoven, Mozart, Bach Erlösung seiner Seele sucht, wenn er in der IX. Sinfonie den Weg durch Leid zur Freude findet, so hält man unwillkürlich den Atem an und liest diese Zeilen, die das innerste Glück einer Menschenseele offenbaren, noch einmal und ist stolz, einem Volke anzugehören, das der Menschheit soviel geben durfte.

Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten beider Bücher einzugehen. Jeder, der im Blindenwesen tätig ist, sollte sich mit ihrem Inhalt vertraut machen. Der Wert des Buches von Hoffmann liegt besonders darin, daß es wertvolle Hinweise über das Verhalten Blinden gegenüber bietet. Da wir alle wissen, wie oft Sehende Taktlosigkeiten aus Unwissenheit gegen Blinde begehen, ist dem Buch gerade in den Kreisen, die dem Blindenwesen fernstehen, weiteste Verbreitung zu wünschen. Bei Roy tritt dies Aeußere mehr zurück. Mit umso größerem Interesse wird der Psychologe seinen Ausführungen folgen, besonders denen über Träume und über das Verhältnis von Tauben und Blinden. Und wenn man bei Roy liest, wie die Kriegsblinden im Lazarett erzählen, was sie sich wünschen würden, wenn

sie nur einmal noch 24 Stunden sehen könnten, wenn man liest, wie der Blinde von seinem Töchterchen und seinem Sohne erzählt, dann fühlt man, daß hier nicht nur ein Kriegsblinder seine Erlebnisse wiedergibt, sondern daß aus diesem Buche auch ein Dichter spricht.

W. Schmidt-Berlin-Steglitz.

Deutsches Beamten-Taschenbuch. 1. Nachtrag der Beamten-Bestimmungen von Januar bis Juli 1931. 36 Seiten. Preis 0.85 Rm., Wirtschaftsverlag A. Sudau G. m. b. H. Berlin-Wilhelmshagen. Das Hauptwerk enthält das gesamte Beamtenrecht und Besoldungswesen sowie Rechtsentscheide mit Quellen auf 696 Seiten. Ermäßigter Preis 3.— Rm.

Nach Mitteilung des Verlages wird mit Rücksicht auf die schwierige finanzielle Lage der Beamtenschaft in diesem Jahre von einer Neuausgabe des Hauptwerkes abgesehen. Damit dieses jedoch bis zum Erscheinen der Neuausgabe auf dem Laufenden bleibt und somit seinen Wert behält, werden in größeren Zeitabständen Nachträge erscheinen. Der 2. Nachtrag erscheint im Dezember 1931 und wird etwa 85 Pfg. kosten bei gleichem Umfang wie oben.

Es empfiehlt sich daher, die Ausgabe 1931 zum ermäßigten Preis von 3.— Rm. zu beschaffen, da sie durch die Nachträge noch ein weiteres Jahr auf dem neuesten Stand bleibt.

Internationales Punkt-Musikschrift-System. Nach den Ergebnissen der Pariser Verhandlungen im April 1929, Deutsche Ausgabe, genehmigt von dem 3. Blindenwohlfahrtstag zu Nürnberg im Juli 1930. Schwarzdruckausgabe kartoniert 3.— RM. Punktdruckausgabe (Mitteldruck-Zwischenpunktdruck) Preis 5.40 RM. Verlag des Vereins zur Förderung der Blindenbildung e. V. Hannover-Kirchrode.

✶

„Kinderfreund“ und „Sonnenland“.

Inhaltsverzeichnisse des Jahrganges 1931.

Der Kinderfreund.

Januar: Helfet einander! Das Menschenherz (F. Schrönghamer-Heimdal). — Die Letzte der Klasse (H. M. Harzer).

Februar: Lustige Sachen zum Lachen. * Kasperl bei den Menschenfressern (Franz Pocci). Der unsterbliche Kasperl (Thomas Bäuerlein). — Der Nasenhändler (Josef Wichner). — Daß die Bauern nicht dumm und grob sind (Alter Schwank).

März/April: Von Lampen, Lichtern und Laternen. Die alte Lampe (Sophie Reinheimer). — Das Licht der treuen Schwester (K. Müllenhoff). — Die Lichtkartoffel (Dora van Nievelt) — * Laternenmann (Adolf Holst). — Die alte Straßenlaterne (Hans Christian Andersen). — * Fackelzug. — Die Papierlaterne (F. Gülland). — * Hamburger Laternenlied. — * Winters Flucht (Hoffmann von Fallersleben). — * Sprüche (Walter Flor und Josefine Moos). — * Die Gäste der Buche (Rudolf Baumbach). — Der Auto-Omnibus kommt (A. Sixtus). — Warum stehn da zwanzig Bahnen? (Emil Weber). — Neckreim (Rudolf Kirsten).

Mai: Zwerggeschichten. * Die Zwerge (Hermann Löns). — Die Rache der Zwerge (Robert Theuermeister). — * Der Wurzelzwerg (Toni Schilffarth). — Die Zwerge im Schalksberg (Karl und Theodor Colshorn). — * Im Mai (P. Malinowski).

Juni: Besuche machen. * Besuch. — Alles freut sich auf den Besuch (Lotte Kurth). — Sie sind da! (Lotte Kurth). — Ein Ferienbesuch in der Försterei (Lotte Kurth). — Unerwarteter Besuch (Lotte Kurth. — Der rosa Brief (F Gansberg).

Juli/August: Morgen, Mittag und Abend. * Am Morgen (Johannes Trojan). — * Kinderlied am Morgen (Des Knaben Wunderhorn). — * Am frühen Morgen (Julius Sturm). — Wie der Wald erwacht (Friedr. von Tschudi). — * Sonnenaufgang (Matthias Claudius). — * In der Frühe (Theodor Storm). — * Der Wecker (F. P. Bage). — Der Morgen (Wilhelm

Curtmann). — * Am Morgen (August L.). — Frau Sonne weckt die kleine Rosemarie (Lotte Kurth). — * Schäfers Morgenlied (Peter Rosegger). — Sonntagmorgen (Ilse Frapan). — Ein Morgenbad (H. R.). — * Struwwelpeters Morgenwäsche (Albert Sixtus). — * Am Mittag (August L.). — Mittagsruh im Stall (Konrad Agahd). — * Guten Abend (Rudolf Löwenstein). — Es ist Schlafenszeit (Lotte Kurth). — Stille im Kämmerlein (Lotte Kurth). — * Mutter singt (Aenne Serve). — * Abendgebet (Albert Sergel). — * Was die Kinder am Abend machen (Heinrich Hoffmann von Fallersleben). — * Brief an ein Kind (Karla König). — * Wächterruf (Johann Peter Hebel). — Morgen und Abend (Jugend-Gartenlaube). — Sprichwörter.

September: Im Märchenhaus. * Im Märchenhaus (Heinrich Ruppel). — Der alte Einsiedler (Robert Theuermeister). — * Schneewittchen (B. Kettner). — Die Blumenkönigin (Edith Golinski).

Oktober: Kleine Helden. Der stille Hans (Ilse Frapan). — Die Geschichte vom dummen Frieder (Anna Schieber). — Drei Gedichte von Schülern der Weimarer Anstalt.

November: In der Heide. * Heidelied (Heinrich v. Reder). — Die Heide (Hrch. Scharrelmann). — Bilder aus einem Heidedorfe (C. Andervater). — * Der Ofen erzählt (Olga Stückrath-Stawitz).

Dezember: Von Weihnachtsbäumen u. goldenen Nüssen. * Der Großeltern Weihnachten (Frida Schanz). — Wie die goldenen Nüsse an den Weihnachtsbaum kamen (J. H. Braach). — Das Weihnachtsopfer (F. Deubner). — * Klein Susel und der Nikolaus (F. D.). — Sankt Niklas und das Telephon (Viktor Blüthgen).

Sonnenland.

Januar: Aus Jugendtagen. * Die alte Kirche (Jakob Kneip). — Der Werktag (Jakob Kneip). — * Schlitten fuhren wir . . . (Jakob Kneip). — Halifax und Biwifax (Fritz Müller-Partenkirchen). — Das Taschenmesser (Fritz Müller-Partenkirchen).

Februar: Laßt uns lachen! * Laßt uns lachen (Richard Zoozmann). — * Vom Bauernknecht, der zweimal in den Brunnen fiel (Hans Sachs). — Morsch von Mühlstedt (Schwanksage). — * Das schiefe Maul (Martin Kahlo). — Bauer und Edelmann (Altdeutscher Schwank). — * Die Klingel (Paul Albers). — Der Student und seine Lieder (Karl Alex. Pruß).

März: Allerlei zum Staunen. Erfinderin Natur (Karl Stahl). — Entdeckungsfahrt vom Inn zur Ostsee (Dr. Erich Marcus). — Extreme zwischen Regen und Sonnenschein (Hans Bremann). — Wieviel Blätter oder Nadeln hat ein Baum? — Müssen die Menschen auswandern? — Fahrzeuge ohne Führer. — Eine Eisenbahn, die nur am Tage fährt.

April: Willst du gesund bleiben? Ein Wort des Reichspräsidenten Friedrich Ebert. — Wünsche an die deutsche Jugend (Staatssekretär a. D. Lewald). — Meine Morgengymnastik (Erich Boge). — * Des Schülers Tagesuhr (Dr. Franzmeyer). — Tägliche Uebungen (Josef Frenzel). — Das Mädchen und die Leibesübungen (Dr. Elsa Matz). — Dennoch! (Schulrat Gustav Kalb). — * Wanderlied (Walter Leistikow). — Gesunde Kleidung (Robert Theuermeister). — Ohne gesunde Zähne kein gesunder Körper (Dr. J. Kientopf).

Mai: Bunte Bilder vom Balkan. Im Rosentale von Kasanlyk (Gustav Adolf Ilg). — Das Geheimnis der türkischen Parfümmischer (W. Vogt). — Konstantinopel (Friedrich Naumann). — In Balkanhäfen (Fr. Heege).

Juni: Vor hundert Jahren. * Aus der guten alten Zeit (Rudolf Baumbach). — Eine Reise durch Deutschland vor hundert Jahren (Werner Sombart). — Bauernwirtschaft vor hundert Jahren (Friedrich Paulsen).

Juli/August: Ein Abenteurer erzählt. Jimmy Goggles, der Gott (G. H. Wells).

September: Zum hundertjährigen Geburtstage Wilhelm Raabes. Wilhelm Raabe (Dr. Gerhard Kahlo). — * Frühlingswanderlied. — * Es lebe das Leben! — * Die Fahrt nach dem Glück. — * Legt in die

Hand das Schicksal dir ein Glück. — * Wenn über stiller Heide. — Aus der Chronik der Sperlingsgasse. — Der Ueberfall von Rathenow. (Sämtlich von Wilhelm Raabe.) — Worte aus den Werken Wilhelm Raabes. — Lebensweisheit (Wilhelm Raabe).

Oktober: Deutsche Jugend, kämpfe gegen den Volksverderber Alkohol! * Jugend voran! — Der erste Schnaps (Leo Tolstoi). — Die Geschichte von der verhexten Tür. — 5 000 000 000 = 5 Milliarden Mark. — Eine Uhr der Not. — Die Elendsgasse. — Herzschlag (C. L. A.). — Der Wettlauf der Getränke. — Im Gasthaus „Zum weißen Wein". — Wohin mit den Kirschen und Beeren?

November: In der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land. * Blühende Heide (Walter Guise). — * Ein Frühlingslied aus der Heide (Hermann Löns). — Das rosenrote Land (Hermann Löns). — * Der Heidebub (Hugo Salus). — * Auf märkischer Heide (Gustav Schüler). — Heidbrand (Hermann Löns).

Dezember: Weihnachten — auch in der Notzeit! * Der armen Kinder Weihnachtslied (Otto Julius Bierbaum). — Friede auf Erden (Karl Hesselbacher). — Die zweierlei Freude (Erich Bockemühl). — * Die Witwe am Weihnachtsabend (Berthold Paul Förster). — Weihnachten im Notstandsjahr 1867 (Hermann Sudermann). — * Weihnachtsidylle (Heinrich Vierordt). — * Weihnachtssegen (Ernst Freiherr von Wolzogen).

Alle Gedichte sind durch ein * gekennzeichnet. Rätsel, Scherzfragen, Denkaufgaben usw. sind in den Verzeichnissen fortgelassen. Pr.

Druck u. Verlag der Hamel'schen Druckerei u. Verlagsgesellschaft m.b.H., Düren.









